Weltgeschichte.

Vierter Theil.

II.

Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Erste bis dritte Auflage.

Vierter Theil.

Das Kaiserthum in Constantinopel und der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche.

Zweite Abtheilung.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1883.

Inhaltsverzeichniß.

Kaiser Justinian und die definitive Festsetzung germanischer Völker im Westen des römischen Reiches. — Analekten.

Analekten.

Zweite Abtheilung.

Kaiser Justinian und die definitive Festsetzung germanischer Völker im Westen des römischen Reiches.

Analekten.

Fünfzehntes Capitel.

Uebergang des Kaiserthums auf Justinian und dessen erste Jahre.

Nur durch die inneren Entzweiungen und seine Schwäche war der griechische Hof bisher abgehalten worden, in die occidentalischen Streitigkeiten einzugreifen. Die Namen Anastasius, Zeno, Leo braucht man nur zu nennen, um die Metamorphose, die mit der Stellung eines Augustus vorgegangen war, in Erinnerung zu bringen.

Die Imperatoren hörten auf, die Kriege gegen auswärtige Feinde an der Spitze der Legionen, von denen ihre Macht sich herschrieb, persönlich zu führen. Sie hatten sich in diese Nothwendigkeit gefunden. Ihre Autorität knüpfte sich an das Ansehen der neuen Hauptstadt, die zu immer größerer Blüthe emporkam und an den Besitz des kaiserlichen Palastes, in dem man gleichsam den Mittelpunkt der öffentlichen Geschäfte erblickte. Die höchste Gewalt gründete sich noch immer auf die Uebereinstimmung mit dem Senat, dem Volk und den Truppen, zugleich aber auf die Idee einer regelmäßigen Succession, welche, nachdem das theodosianische Haus zu Grunde gegangen war, in einem neuen, das mit Leo beginnt, sich durch Vermittlung der vornehmsten Frauen fortsetzte; sie war durch Pulcheria an Marcian,

durch Verina und Ariadne an Zeno und durch Ariadne allein an Anastasius gekommen. Aber dieser Einfluß war weit entfernt, unbedingt zu entscheiden. Wie die ruhige Succession des Arcadius, des Honorius, des Theodosius II. dadurch vermittelt wurde, daß das Christenthum an ihnen eine Stütze fand und die Herrschaft der Religion mit der Herrschaft einer Dynastie identificirt wurde, so übte nun auch die religiöse Meinung auf die Fortsetzung der höchsten Autorität die größte Einwirkung aus. An Stelle des Prästigiums, das in der genealogischen Succession lag, trat die Krönung durch die Hände des Patriarchen der Hauptstadt. Nun aber hatte sich über die dogmatischen Bestimmungen der christlichen Lehre eine Differenz herausgebildet, welche Kirche und Volk von Constantinopel in zwei Parteien theilte. Unmöglich ließ sich der Versuch, die beiden Parteien zu versöhnen, abweisen. Wir gedachten desselben schon. Zeno hatte eine Unionsformel aufgestellt, durch welche die gemäßigten Anhänger des chalcedonischen Concils auf der einen und des Monophysitismus auf der andern Seite befriedigt und mit einander Kirchengemeinschaft zu halten vermocht werden sollten [1]). Dabei waren mit behutsamer Vorsicht die Vorfechter des chalcedonischen Concils nicht einmal genannt, aber auch die Extreme der monophysitischen Lehre vermieden worden. Wäre es nur darauf angekommen, gemäßigten Doctrinen Raum zu verschaffen, so würde das zum Ziele haben führen können; allein mit starken Ueberzeugungen dieser Art läßt sich nicht paktiren. In dem östlichen Reiche selbst traten den Gemäßigten, die sich dem Henotikon fügten, zwei andere Par-

1) Zeno erließ das Henotikon im Jahre 482.

teien gegenüber, die, nach beiden Seiten ausweichend, es verwarfen. Aehnlichen Bestrebungen hatte auch Anastasius gehuldigt; wir sahen, wie er darüber zugleich mit dem Volke von Constantinopel und dem römischen Stuhle zerfiel.

Welcher Tumult erhob sich, als in Constantinopel bei dem Dreimalheilig die sehr stark vertretene monophysitische Partei eine Formel einschaltete, die ihrem Bekenntniß entsprach[1]). Da der Kaiser das gestattete und überhaupt dem Versprechen, das er dem Patriarchen bei seiner Thronbesteigung gegeben hatte, nicht so nachkam, wie man erwartete, so erhob sich der Aufruhr gegen ihn. Eines Tages erschien er ohne Krone im Circus; er erklärte, er wolle gern die Regierung niederlegen, alle könnten nicht herrschen; Einem müsse man die Herrschaft übertragen. Der würdige alte Mann erhielt sie noch einmal[2]). Von den Vorfechtern der orthodoxen Doctrin geschmäht und verworfen, hat Anastasius doch übrigens ein gutes Andenken hinterlassen. Man hat die Vorkehrungen, die er an den Grenzen gegen die Perser traf, als wohlbedacht und angemessen gerühmt[3]). So sicherte er die Hauptstadt selbst durch die Errichtung der langen

---

1) In dem Hymnus schalteten die Monophysiten bei den Worten: *ἅγιος ὁ θεὸς, ἅγιος ἰσχυρὸς, ἅγιος ἀθάνατος, ἐλέησον ἡμᾶς* nach *ἀθάνατος* ein: *ὁ σταυρωθεὶς δι' ἡμᾶς*; die Orthodoxen sangen statt dessen: *ἁγία τριάς*.

2) *ὁ λεὼς ὥσπερ ἔκ τινος θείας ῥοπῆς μετετίθετο καὶ παρεκάλει τὸν στέφανον περιθέσθαι, ὑποσχόμενος τὴν ἡσυχίαν ἄγειν.* Euagrius Hist. eccles. III. c. 44. Malalas XVI S. 408. — Der Vorfall gehört in das Jahr 511.

3) Besonders die Befestigung von Dara in unmittelbarer Nähe der persischen Grenze, das vorher nur ein unbedeutender Flecken war. Johannes Lydus, *περὶ ἀρχῶν* III c. 28, S. 220, 19. Procop bell. Pers. I c. 10 S. 49, 10. *περὶ κτισμάτων* II c. 1 S. 210, 4. Malalas XVI S. 399, 13. Chronicon Paschale S. 608, 19 ff.

Mauern, die von der Propontis bis zum Pontus Euxinus reichten, gegen unerwartete Anfälle feindlicher Nachbarn [1]).

Mit diesen Anstalten der Vertheidigung verband er eingehende Fürsorge für das persönliche Wohl der unteren Klassen. Es gab eine Auflage, welche als die drückendste von allen geschildert wird, eine Gewerbesteuer, welche die niedrigsten Beschäftigungen betraf und zugleich eine Kopfsteuer war, die alle vier Jahre mit empörender Grausamkeit eingezogen wurde, das Chrysargyrum. Anastasius schaffte es geradezu ab [2]). Zugleich widmete er den wirthschaftlichen Zuständen der Unterthanen eingehende Fürsorge. Er wußte dann doch einen bedeutenden Schatz zu sammeln, von dem man wohl gesagt hat, er habe dabei die Absicht gehabt, seinen Nachfolgern in dringenden Fällen die Nothwendigkeit zu ersparen, zu harten Anforderungen zu schreiten, durch welche die Unterthanen zu Grunde gerichtet werden könnten. Aus einzelnen Verfügungen des Anastasius, die in Inschriften erhalten sind, geht hervor, daß er Uebergriffe, welche die Offiziere sich bei der Auszahlung der Naturallieferungen, die zugleich als Sold dienten, gegen die Soldaten erlaubten, abzuschaffen bemüht war [3]). Genug, es schlug in ihm eine

1) Die ausführlichste Nachricht über diese Befestigung findet sich bei Procop *περὶ κτισμάτων* IV c. 9 S. 297, 23 ff. Auch in dem Panegyrikus des Procop von Gaza (Villoison, Anecdota Graeca II S. 42) wird derselben gedacht.

2) Die Stelle der alten Autoren über das Chrysargyrum und die Abschaffung dieser Auflage durch Anastasius sind von Endlicher in seiner Ausgabe von Priscians carmen de laudibus Anastasii S. 39 ff. beigebracht. Die Aufhebung der Steuer fällt, wie man aus dem Chronicon Edessenum entnimmt, in die erste Hälfte des Jahres 498.

3) Die wichtigste Inschrift ist die zu Ptolemais in der Pentapolis (Libya superior) aufgefundene und 1827 von Pacho edirte, zu deren Restitution

populäre und monarchische Ader; er hat sich unleugbare Verdienste um das Reich erworben. Aber der kirchliche Streit regte sich unaufhörlich wieder und da Anastasius die gegnerischen Bischöfe exilirte und zu andern harten Maßregeln schritt, so erweckte er den Widerwillen der rechtgläubigen Partei im stärksten Maße; diese fand dann in einem der vornehmsten Comites der Armee einen entschlossenen Führer.

Vitalianus, in welchem sich noch einmal die Partei der Aspariden regte, griff zu den Waffen gegen Anastasius.

Dreimal ist Vitalianus im Felde erschienen. Mit Hunnen und den gerade damals auftretenden Bulgaren verbündet, brachte er dem Kaiser eine schwere Niederlage bei [1]). Er nahm Besitz von dem Hafen Sosthenion; in diesem Gedränge ist Anastasius gestorben [2]).

Wäre nun die kaiserliche Würde an einen der Verwandten des Anastasius, die dazu sehr berechtigt zu sein glaubten, übergegangen, Vitalianus abgewehrt, das bisherige System aufrecht erhalten worden, so würde das für die Nachbarn des Reiches die Behauptung ihrer bisherigen Stellung in sich geschlossen haben. Es läßt sich nicht wohl voraussetzen, daß das Haus des Anastasius einen Angriff, namentlich auf die ger-

---

und Erläuterung besonders die Arbeiten von Paul Krüger, Kritik des justinianischen Codex S. 186 ff. und von Zachariä von Lingenthal in den Berichten der Berliner Akademie 1879 S. 134 beigetragen haben. Zwei andere Inscriptionen verwandten Inhalts, die jedoch nur sehr fragmentarisch erhalten sind, hat Wetzstein in Arabien, die eine zu Motha, die andere bei Bostra entdeckt (Abhandlungen der Berliner Akademie 1863).

1) Malalas XVI S. 402, 6.

2) Theophanes, ed. Bonn. S. 253, giebt den 9. April 518 als den Todestag des Anastasius an, was aber mit seiner eigenen Angabe über die Dauer der Regierung dieses Kaisers, welche er auf 27 Jahre 7 Monate

manischen Königreiche, unternommen hätte. Aber der Ausfall der Bewegung, die jetzt eintrat, war ein ganz anderer. Die Regierung ging über an den Hauptmann der Leibwache, Justin, einen Mann von minderer geistiger Begabung aber größerer politischer Thatkraft. Er war aus Dardanien gebürtig und scheint einem slavischen Geschlecht angehört zu haben: denn bei den Völkerbewegungen an der unteren Donau waren auch Slaven eingedrungen. Sein Bruder führte den Namen Istok, was die Griechen in Sabatios umsetzten, seine Schwester den Namen Bigleniza, sein Neffe, der spätere Kaiser Justinian, den Namen Uprawda [1]). Die Eingewanderten widmeten sich hauptsächlich der Viehzucht. Auch Justinus soll von dieser Beschäftigung ausgegangen sein, wie in unseren Tagen der Stifter der Obrenowiczen in Serbien.

Man erzählt von drei Hirten, welche aus ihrem Dorfe, den Sack mit Lebensmitteln auf dem Rücken, auswanderten und in den Kriegsdienst des Kaisers traten. Einer von diesen war Justinus, der sich besonders im Kriege Zenos gegen die Isaurier hervorthat und zum Obersten der Leibwache emporstieg. Seine Herkunft brachte er dadurch in Vergessenheit, daß er sich aufs Engste an eins der vornehmsten Geschlechter, die von Rom in den Orient gekommen waren, die Gens Anicia, anschloß. Jener Valista, der mit Odenathus zusammenstieß, war ein Anicier. Im fünften Jahrhundert erhob sich das Geschlecht zu erneuertem Glanze; wir finden es im Besitz des

---

bestimmt, in Widerspruch steht. Die richtige, auf Cyrills Leben des heiligen Sabas begründete Annahme ist, daß Anastasius am 1. Juli 518 gestorben ist.

1) Alemannus aus den Aufzeichnungen des Theophilus, des Lehrers Justinians, in seiner Ausgabe der Anekdota S. 67 (= S. 418 N. 6 und 7 ed. Bonn.). Vergl. Schafarik, Slav. Alterthümer II p. 160.

Consulats[1]). Justin wurde Comes Excubitorum und zugleich Senator[2]). Man behauptet, ein Eunuch habe ihm Geld gegeben, um die Truppen für eine seiner Creaturen zu gewinnen, Justin aber das Geld zu seinen eigenen Gunsten verwendet[3]).

So einfach aber lagen die Dinge doch nicht. In dem Augenblick, in welchem das Imperium durch die Verbindung einer Faktion im Innern mit einem Kriegsheer fremdländischen Ursprungs besiegt worden war, konnte der Einfluß des Palastes nicht so wirksam eingreifen, wie bisher. Man bedurfte eines Kriegsmannes, welcher der Opposition im Inneren angehörte, aber zugleich die äußeren Feinde, wenn nicht geradehin zurückzuweisen, doch zu paralysiren verstand. Die Legionen erneuerten wieder einmal das alte Herkommen, wenn sie den Obersten der Leibwache zum Imperator ausriefen[4]). Der Senat erklärte sich damit einverstanden[5]). Als

1) Im Jahre 408 erscheint Anicius Bassus, Procons. Campaniae, provisor ejusdem provinciae als restitutor generis Aniciorum auf Inschriften.

2) Der Erhebung zum Senator berichtet Theodorus Lektor I, 37 S. 580 Reading; als comes excubitorum bezeichnet ihn der anon. Vales. § 76. Jordanes de summa temporum S. 240 und Malalas S. 410, 11 (= Chron. Pasch. 611, 16). Eben diese Stellung haben der Verfasser der Anekdota und Euagrius im Sinne, wenn der erstere (c. 6 S. 44, 6) Justin als ἄρχων τῶν ἐν παλατίῳ φυλάκμων, der letztere (IV, 4) als ἡγέμων τῶν ἐν αὐλῇ τάξεων bezeichnet.

3) Malalas S. 411, 10. Chronicon Paschale S. 611, 20.

4) ὑπὸ τῶν βασιλικῶν σωματοφυλάκων ἀναῤῥηθείς (Euagrius IV c. 1).

5) In seinem Schreiben an den Papst Hormisdas drückt sich Justin über seine Erhebung in folgender Weise aus (Mansi VIII S. 434): primum inseparabilis trinitatis favore, deinde amplissimorum procerum nostri sacri palatii et sanctissimi senatus nec non electione firmissimi exercitus ad imperium nos electos fuisse.

er dann in der Kirche erschien, wurde er von dem Volke, dem er als ein eifriger Anhänger des chalcedonischen Concils bekannt war, freudig begrüßt[1]). So bestieg Justinus den Thron im Jahre 518[2]).

Wie seine Erhebung, so war auch seine Regierung eine Art von Reaktion gegen das bisherige System.

Justin begann mit einem Edikt, durch welches die ausschließende Geltung der chalcedonischen Beschlüsse hergestellt und die Gegner derselben nicht allein von den kirchlichen Stellungen, die sie inne hatten, sondern von den öffentlichen Aemtern und selbst dem militärischen Dienst ausgeschlossen wurden. Er rief die Senatoren, welche von Anastasius verbannt worden waren, zurück und vertraute ihnen die wichtigsten Stellen an. Den einen machte er zum Präfectus Prätorio, einen anderen zum Consul, einem dritten übergab er den Oberbefehl über die Truppen im Orient[3]). Jenem Vitalian, der sich mit offenen Waffen gegen Anastasius empört hatte, vertraute er den Oberbefehl über die Truppen[4]). Justin war ein Mann von fester Ueberzeugung und starkem Willen; mit ihm beginnt, wir dürfen nicht sagen eine neue Dynastie, aber eine neue Reihe unter den römischen

---

1) Eine Krönung erwähnt, jedoch nur vorübergehend Malalas Chronographia l. XVII. ed. Bonn. S. 410, 4: ὁ στρατὸς τῶν ἐξκουβιτόρων ἅμα τῷ δήμῳ στέψαντες ἐποίησαν βασιλέα. Worte, die im Chron. Pasch. S. 611, 15 wiederholt werden. Allein ein Schreiben des Patriarchen Johannes an den Papst Hormisdas (bei Mansi VIII S. 457) hebt jeden Zweifel: Deus talem verticem (Justini) meis manibus tali corona decoravit.

2) Am 9. Juli 518 (Evagrius III c. 1. Malalas l. XVII in.).

3) Chron. Pasch. S. 612, 9—14.

4) Comes Marcellinus (z. J. 419): magister militiae ordinatus est (Roncall. II S 317).

Imperatoren, die nach und nach eine dynastische Stellung errangen.

Dem bejahrten Kaiser zur Seite finden wir von Anfang an seinen Neffen Justinian, der eben in die Blüthe männlicher Jahre trat und den hochstrebenden Ehrgeiz der Ideen, auf welche das Reich sich gründete, mit dem Talent, den Augenblick zu benutzen, verband. Nicht lange stand ihm Vitalian im Wege, der bereits im siebenten Monat des Consulats, das er bekleidete, im Palast ermordet wurde, was dann dem Ehrgeiz Justinians zugeschrieben worden ist [1]).

Bei der Aussöhnung mit dem römischen Stuhl, welche dem Kaiser sehr am Herzen lag, war Justinian besonders wirksam; er hat die römischen Gesandten in Konstantinopel eingeführt [2]). Fast nicht geringere Aufmerksamkeit erforderten die beiden Parteien im Circus, welche die ganze Population in zwei Faktionen theilten. Die eine, genannt die grüne, war für Anastasius gewesen; unter der neuen Regierung wurde sie unterdrückt; die andere, die blaue, wurde emporgebracht und auch in ihren Gewaltsamkeiten unterstützt, bis dann nach einigen Jahren die Zeit gekommen war, wo ihr Zügel angelegt werden mußten. Aus diesem Gegensatz, dessen wir noch weiter zu gedenken haben werden, ging die Bedeutung der Theodora hervor, mit der sich Justinian vermählte.

Justin wandte seine Thätigkeit wieder auf den Krieg gegen Persien. Die von den Persern bedrohten christlichen

1) Juli 520 (nach Comes Marcellinus). Ich wiederhole nicht, was von den näheren Umständen in der Historia arcana c. 6 z. E. erzählt wird, die auch dann unwahrscheinlich sind, wenn diese Stelle wirklich von Procop stammt.

2) Suggestio Germani et Joannis episcoporum bei Mansi VIII S. 454.

Grenzvölker hat Justin in seinen Schutz genommen und ihnen wesentliche Hülfe geleistet. Auch die Kriege mit den Aethiopen haben ihn viel beschäftigt. Er hat nicht versäumt, bei eintretenden Unglücksfällen die Pflichten eines Fürsten zu erfüllen[1]). Er war eifersüchtig darauf, den Purpur zu tragen und die Gewalt allein zu besitzen, aber er war zu hoch an Jahren, als daß nicht die allgemeine Aufmerksamkeit schon auf die Bestimmung des Nachfolgers sich hätte richten sollen. Ein ernstlicher Zweifel konnte darüber wohl nicht obwalten; alle Blicke wandten sich auf den Neffen Justins, der schon die Seele der Regierung zu sein schien.

Justinian war in vollkommenem Besitz der griechisch-römischen Cultur und hatte die öffentliche Stimme durch den glänzenden Aufwand, den er namentlich bei den Spielen des Circus machte, für sich gewonnen[2]). Justin erhob ihn zum Patricius, zum Magister Militum, zuletzt adoptirte er ihn[3]). Er wurde zum Augustus ernannt, Theodora zur Augusta, die dann beide bald darauf, nach dem Tode Justins, der am 1. August 527 erfolgte, aus den Händen des Patriarchen die Krone empfingen. Es war eine neue, auf das Ansehen

---

1) Beispiele davon führen Malalas an, l. XVII S. 417, 9 ff., und Euagrius.

2) Als er im Jahre 521 Consul wurde. Marcellinus Comes, Roncall. II, S. 318.

3) Magister Militum wurde Justinian nach der Ermordung des Vitalianus. Zonaras XIV c. 5 T. II S. 59 A. ed. Paris. Constantinus Porphyrogeneta bezeichnet ihn als alleinigen Oberbefehlshaber der Truppen des Reiches (*μόνος στρατηγὸς τῶν Ῥωμαϊκῶν ταγμάτων* in jener Zeit. Chron. S. 616, 20). Dann erhielt er das Nobilissimat (Comes Marcellinus z. J. 527, Zonaras XIV c. 4 S. 600). Die Adoption fand am 1. April 527 statt (Euagrius IV c. 9, Chron. Pasch. S. 616, 20, Malalas XVII

der Religion und deren Behauptung durch die Orthodoxie und auf die Herrschaft über die Parteien des Circus gegründete Regierung, welche an Justinian, der zu alledem mitgewirkt hatte, überging.

Ueber die regierenden Gewalten giebt es immer zweierlei Anschauungen: die eine faßt die allgemeinen Leistungen in Krieg und Politik ins Auge, die andere hält sich an die persönlichen Eigenschaften, die in der Regel auch zu allerlei Tadel Anlaß geben. Nirgends erscheint die Divergenz von beiden stärker als bei Justinian, dessen Regierungshandlungen Epoche in der Weltgeschichte machen, während seine häuslichen Angelegenheiten mancherlei nicht unbegründete Afterrede hervorgerufen haben. Hier haben wir es vor Allem mit den ersten zu thun.

Wir fassen zunächst seine legislative Thätigkeit ins Auge, die ihm einen großen Namen, fast noch mehr bei der Nachwelt als bei den Zeitgenossen gemacht hat. Sie ist um so bemerkenswerther, da der Kaiser seine Fürsorge nicht allein der Rechtspflege, sondern der Rechtswissenschaft angedeihen ließ. Eben in dem Rechte hatte sich der altrömische Geist besonders manifestirt. Auf uralter Grundlage war ein zusammenhängendes Rechtssystem entstanden, das in den Rechtssprüchen der Juristen und in den Constitutionen der Kaiser das gesammte bürgerliche Leben umfaßte. Justinian trug kaum ein halbes Jahr das Diadem, als er Anstalt traf, das Materielle beider Bestandtheile zu

---

S. 424, 17). Eben diesen Tag giebt Justinian selbst in der Verfügung (nov. 47 c. 1), durch welche er anordnet, daß die Urkunden nach den Regierungsjahren der Kaiser datirt werden sollen, als den Beginn seiner Regierung an.

sammeln und unter gewissen Rubriken zu ordnen. Es war eine Arbeit für Vergangenheit und Zukunft; Justinian fand sie auch für seine Stellung in dem römischen Reiche und der Welt überhaupt unentbehrlich. Den Umfang seiner Ideen lernt man aus dem Promulgationsedikt kennen, mit welchem er das vollendete Werk dem Präfectus Prätorio zufertigte. Er spricht darin den Grundsatz aus, daß das Bestehen des Gemeinwesens auf zwei Dingen beruhe: Waffen und Gesetzen. Von dieser Verbindung schreibe sich her, daß das Geschlecht der Römer den Vorzug vor allen anderen Nationen besitze und alle Völker beherrsche, sowohl in vergangener Zeit als auch mit göttlicher Hülfe fortan[1]). Das eine sei für das andere erforderlich, die Waffen seien allezeit durch Gesetze gesichert; diese selbst aber durch die Waffen behauptet worden. In diesem Sinne habe er, der Kaiser, seine Sorgfalt der bewaffneten Macht zugewandt; sodann aber die alten Gesetze verbessert und neue hinzugefügt. Der Präfekt wird aufgefordert, allen Völkern das kund zu thun und allen Provinzen Abschriften des neuen Codex zu überschicken[2]). Die der höchsten Gewalt innewohnende Befugniß wird mit den bereits aus alter Zeit überlieferten Ausdrücken, die an das Heilige streifen, ausgesprochen; seine Unterschrift wird nach altem Herkommen als eine göttliche bezeichnet. In dieser Form tritt nun das Kaiserthum ganz nach altrömischen Begriffen in die Mitte der Welt.

---

1) summa reipublicae tuitio de stirpe duarum rerum, armorum scilicet atque legum veniens vimque suam exinde muniens felix Romanorum genus omnibus anteponi nationibus omnibusque gentibus dominari tam praeteritis effecit temporibus quam deo propitio in aeternum efficiet.

2) Das Schreiben des Kaisers ist vom 7. April 529 datirt; mit dem 16. desselben Monats soll der Codex in Gültigkeit treten.

Niemand wird hier eine Rekapitulation des Inhalts der justinianeischen Gesetzbücher erwarten. Es würde ein überdies unnöthiger Uebergriff in das Gebiet der Rechtsgelehrsamkeit darin liegen. Ich will nur bei Einem Moment stehen bleiben, welcher die Gesichtspunkte der justinianeischen Redaktion betrifft.

Neben Edikten, Rescripten und Aussprüchen der Rechtsgelehrten besaß man auch den Versuch einer systematischen Zusammenstellung. Wir wissen, daß Gajus im zweiten Jahrhundert eine solche Arbeit unternommen und ausgeführt hatte. Seine Institutionen beruhen auf dem Verhältniß des eigentlich römischen Rechtes zu den Bedürfnissen der Fremden, die mit dem Reiche in Verbindung gekommen waren. Sie waren seitdem zu klassischem Ansehen gelangt und beherrschten die Rechtsschulen. Die Wiederauffindung derselben hat in der juristischen Litteratur Epoche gemacht und zu einer deutlicheren Erkenntniß des Wesens des römischen Rechtes beigetragen. Diese Arbeit liegt auch bei den Institutionen Justinians zu Grunde. Für uns bietet die Zusammenfassung noch eine andere Seite der Betrachtung dar: die historische Frage ist, welche Abänderungen Justinian für rathsam oder nothwendig hielt.

In der Vorrede der Institutionen läßt sich im Vergleich mit dem Inhalt des Promulgationsediktes des Codex eine Verstärkung der Idee der persönlichen Autorität des Kaisers bemerken. Was dort über die Verbindung der Waffen und der Gesetze zum Lobe der Römer und ihres Gemeinwesens überhaupt gesagt oder angedeutet wurde, wird hier auf den Kaiser allein angewendet; die imperatorische Majestät tritt sehr

entschieden in den Vordergrund [1]). Die höchste Gewalt hat die Pflicht, auch in dem Inneren dem Bestand der Gesetze durch die kaiserliche Majestät zu Hülfe zu kommen. Grade bei der Entwicklung dieses Begriffs stoßen wir auf eine sehr bezeichnende Abweichung des neuen Werkes von dem alten. In dem Buche des Gajus wird die Bildung der legislativen Gewalt auseinandergesetzt; er erklärt, was Plebiscit, Senatorenrecht und Constitution seien [2]). In den Institutionen des Justinian wird die Gültigkeit der Senatsconsulte davon hergeleitet, daß das Volk wegen seiner großen Menge nicht zur Sanction der Gesetze habe berufen werden können [3]). — Wenn bei Gajus bemerkt wird, daß auch die Constitutionen des Kaisers Gesetzeskraft besitzen, weil der Imperator durch ein Gesetz das Imperium erhalten habe, so heißt es noch eingehender in den justinianeischen Institutionen: das Volk habe durch die Lex regia seine gesammte Gewalt dem Kaiser übertragen [4]). Es liegt gewiß etwas Wahres darin, daß die legislativen Befugnisse dem Kaiser infolge seiner tribunicischen Gewalt, die ihm bei jeder Thronbesteigung übertragen oder als übertragen vorausgesetzt wurde, zugefallen sind. Die Gewalt des Kaisers hat einen populären Ursprung. Daß das durch die sogenannte

---

1) Imperatoriam majestatem non solum armis, sed etiam legibus oportet esse armatam, ut utrumque tempus et bellorum et pacis recte possit gubernari et princeps Romanus victor existat.

2) Gajus, Institutionum juris civilis commentarii I, 3—5.

3) Inst. I t. 2 § 5: quum auctus est populus Romanus in eum modum, ut difficile esset in unum eum convocari legis sanciendae causa, aequum visum est senatum vice populi consuli.

4) Inst. a. a. O. § 6: quum lege regia, quae de imperio ejus principis lata est, populus ei et in eum omne suum imperium et potestatem concessit.

Lex regia geschehen sei, liest man nicht bei Gajus. Diese Voraussetzung findet sich jedoch schon bei den großen Juristen des dritten Jahrhunderts [1]). Justinian nahm sie in sein Gesetzbuch ohne alles Bedenken auf; sie ist dann auch in den späteren Jahrhunderten von Zeit zu Zeit hervorgehoben worden. Dieser Doctrin, die der unbedingten Gewalt des Herrschers überaus vortheilhaft ist, treten einige andere gegenüber, welche die ursprüngliche Freiheit der Menschen stärker hervorheben, als es bei Gajus geschieht. Der Grundsatz, daß Jedermann frei geboren werde, wird ein paar Mal wiederholt; die Sklaverei, d. h. der Zustand, in welchem Jemand der Herrschaft eines anderen unterworfen ist, wird als ein gegen die Natur laufender bezeichnet [2]). — Es kommt nicht darauf an, wie das nun weiter entwickelt wird. Aber die Ansicht waltet vor, daß die Menschen von diesen unnatürlichen Zuständen emancipirt werden müssen. Den Freigelassenen wird eine große Rücksicht gewidmet, die Freilassung selbst möglichst begünstigt. Erinnern wir uns, daß die gesellschaftliche Verfassung der römischen Republik auf dem Rechte der Herren über die Sklaven beruhte. Dies Verhältniß war von einigen, übrigens gewaltthätigen Kaisern lebhaft bekämpft worden. Die Abschaffung des Rechtes der Herren, ihre Sklaven zu tödten, hat, wie bemerkt, dem Kaiser erst eine unmittel-

---

1) Die angeführte Stelle ist wörtlich aus Ulpian entnommen —, wie denn auch die meisten anderen Zusätze aus diesem stammen.

2) Inst. I t. 3 § 1 libertas est naturalis facultas — § 2 servitus constitutio gentis. Die Sätze finden sich in den aus Florentinus (Digest. I, 5, 4) erhaltenen Fragmenten. Aeltere, die Freilassung beschränkende Bestimmungen werden für aufgehoben erklärt (Inst. l. I tit. 6 und 7).

bare Beziehung zu den unteren Ständen gegeben[1]), eine Beziehung, welche auszubilden und zu erweitern die Imperatoren einen natürlichen Antrieb hatten. Die Gesichtspunkte, die aus demselben entsprangen, treten dann auch in dem Gesetzbuch Justinians in voller Evidenz hervor. Alle Freien waren durch die früheren Gesetze römische Bürger geworden. Die Vorrechte der Landschaften, namentlich der Stadt Rom selbst, waren aufgehoben; insofern bildete bereits das ganze Reich eine Einheit. Dazu kam nun jetzt, daß die Sklaverei selbst bekämpft wurde und die Freigelassenen, deren Beschränkungen in dem Genuß der Freiheit aufgehoben wurden, selbst in den Stand der Freien traten. Man hat in der Regel die Abschaffung der Sklaverei der Einführung des Christenthums zugeschrieben; und gewiß hat die christliche Religion eine innere Verwandtschaft mit der Idee der persönlichen Unabhängigkeit von einem fremden Willen. Dazu aber, dieselbe geltend zu machen, war die Beihülfe der kaiserlichen Macht unentbehrlich. Mit Genugthuung erwähnt Justinian die Freilassung in den hochheiligen Kirchen, wie sie bereits seit Constantin vorgekommen war. An dem Kaiser und seinen hohen Beamten und der christlichen Hierarchie wird Vieles auszusetzen gewesen sein. Nach meinem Dafürhalten aber hat der Einfluß der Einen und der Anderen eine tiefe, überaus wirksame Beziehung zu den Rechten der persönlichen Freiheit und zur Bildung des Menschengeschlechts auf dieser Grundlage. Das Resultat der justinianeischen Gesetzbücher ist, daß das Kaiserthum in seiner unabhängigen Machtvollkommenheit, die selbst auf einem populären Boden steht, dazu schreitet. Sie sind

1) Inst. I t. 5 § 3.

die bedeutendste Hervorbringung des sechsten Jahrhunderts, auch politisch von unendlicher Wichtigkeit für die folgende Epoche; doch bieten sie der Betrachtung auch eine andere, dunklere Seite dar.

Die enge Verbindung zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt konnte nicht stattfinden, ohne den Ueberresten des Heidenthums zum Verderben zu gereichen. Auch dafür ist die Regierung Justinians entscheidend geworden.

Es entspricht vollkommen dem Gang der historischen Entwicklung, wenn Justinian den Opfern, wo sie noch dargebracht wurden, ein Ende machte; in Philä bei Elephantine waren das sogar Menschenopfer[1]). Aber er verfolgte das Heidenthum auch in seinen unschuldigen Reliquien.

Noch immer bestand jene Schule von Athen, die als eine Universität des hellenistischen Heidenthums bezeichnet werden kann. Die großen Kirchenlehrer, welche derselben ihre litterarische Bildung verdankten, hatten doch die Meinung gefaßt, daß ihr Bestehen mit der Herrschaft des Christenthums unvereinbar sei, gab es doch noch im sechsten Jahrhundert in Constantinopel hohe Beamte, welche hellenische Gesinnungen hegten und zu dem hellenischen Heidenthum zurückstrebten. Dem Allen nun beschloß Justinian, ein Ende auf immer zu machen. Die bisherigen Gesetze, welche das Heidenthum verboten, ohne zum Christenthum zu zwingen, hatten in Athen keine vollständige Wirkung. Die Nachfolger Platos besaßen die alten Stiftungen ungeschmälert; und noch immer kamen ihnen neue Vermächtnisse zu Gute. Dagegen schritt nun Justinian auf doppelte Weise ein — einmal hob er Vermächtnisse an Oert-

1) Procop, Persica I, c. 19 S. 104, 3.

lichkeiten oder Personen, welche zur Erhaltung des hellenischen Irrglaubens bestimmt seien, überhaupt auf, und sprach sie den lokalen Magistraten zu, sodaß die Güter der Akademie an die Stadt fielen, dann aber verbot er durch ein förmliches Edict, daß in Athen Recht oder Philosophie gelehrt werde [1]). Hierauf fanden die sieben Lehrer der Philosophie in Athen — unter ihnen Simplicius, der Erklärer des Aristoteles — keine Stätte mehr; sie suchten — soviel wir erfahren — eine Zuflucht in Persien, fanden sich aber in ihren Erwartungen, die sich auf Herodot und Xenophons Anschauungen gründen mochten, getäuscht und kehrten zurück. Aber ihre Schule war und blieb geschlossen. Ein Ereigniß von Wichtigkeit für die gesammte Fortentwicklung des menschlichen Geschlechts; dem griechischen Geiste wurde eine consequente Weiterentwicklung auf dem im classischen Alterthum gelegten Grunde abgeschnitten, während dem römischen durch die Rechtsbücher eine solche frei gehalten und für die Folgezeit eigentlich erst wahrhaft ermöglicht wurde. Der philosophische Geist erstarb in dem Gegensatz der religiösen Parteien; der juridische Geist gelangte zu einem Ausdruck, der ihn gleichsam centralisirte.

Der Ausgang der griechischen Philosophie erinnert an ihren Anfang, eine Periode von beinahe einem Jahrtausend, in welchem sich die größten Abwandlungen der Weltgeschichte zugetragen haben. Es sei mir gestattet, daran noch eine allgemeine Bemerkung zu knüpfen, von der ich nur wünsche,

1) Cod. Just. I. t. 11 l. 9. Malalas XVIII, 451, 16, ed. Bonn.: *βασιλεὺς θεσπίσας πρόσταξιν ἔπεμψεν, ἐν Ἀθήναις κελεύσας μηδένα διδάσκειν φιλοσοφίαν μήτε νόμιμα ἐξηγεῖσθαι.* Es geschah im Jahre 529.

daß sie von dem Gesammtbewußtsein der Gelehrsamkeit nicht zurückgewiesen werde.

Die christliche Religion war in dem Widerstreit der religiösen Meinungen der Völker auf Erden entsprungen und hatte dann im Gegensatz mit denselben sich zur Kirche entwickelt. Die christliche Theologie, welche sich der Aneignung des Geheimnisses und der Vereinbarung mit dem begreifenden Vermögen widmete, hatte sich in steter Berührung, zuweilen einer freundschaftlichen, häufiger einer feindseligen, mit der Philosophie der Griechen ausgebildet. Es war das der Beruf jener Jahrhunderte. Da sind die großen christlichen Theologen von Origenes an erschienen: sie haben, wie wir berührten, ohne Ausnahme die griechischen oder auch die naheliegenden lateinischen Schulen durchgemacht und denselben gemäß ihre Lehren gestaltet. Die griechische Philosophie hatte nichts ihnen Vergleichbares hervorgebracht; sie war in dem öffentlichen Leben in den Hintergrund gedrängt worden; jetzt war sie zu Grunde gegangen. Auffallend aber ist es, daß auch die großen christlichen Theologen aufhörten. Männer wie Athanasius, die Gregore von Cappadocien, Chrysostomus, Ambrosius und Augustin hat es später niemals wieder gegeben. Ich will sagen: mit der griechischen Philosophie erfuhr auch die Originalentwicklung der christlichen Theologie einen Stillstand. Der Energie der Kirchenlehrer oder der Bedeutung der Kirchenversammlungen in diesen Jahrhunderten können sich analoge Erscheinungen, die in späteren Zeiten vorgekommen sind, doch nicht zur Seite stellen. Es hat etwas Gleichartiges, so verschieden es auch an sich ist, daß die altrömische Jurisprudenz in einer zwar historischen, aber doch von dem Moment

beherrschten Redaktion als allgemein gültiges Gesetz erschien und daß all den inneren Entzweiungen der christlichen Theologie, wobei denn auch die abweichenden Meinungen mit Geist und Tiefe vertreten waren, durch den Sieg der Orthodoxie, namentlich der in den chalcedonischen Beschlüssen aufgestellten Dogmen, Grenzen gesetzt wurden. Lange Jahrhunderte haben sich damit beschäftigt, die gewonnenen Resultate auszuarbeiten und zugleich zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen, was sie niemals geworden wären, wenn der Streit über die obersten Grundsätze derselben fortgedauert hätte.

Justinian, der die Orthodoxie wiederherstellte und den juridischen Anschauungen Gesetzeskraft gab, nimmt in dem Wettstreit der Jahrhunderte eine große Stellung ein. Indem er nun aber das Imperium zu dieser Höhe der Autorität erhob, fühlte er doch jeden Augenblick den Boden unter seinen Füßen schwanken.

Im Jahre 532 brach der Aufruhr gegen ihn aus, der unter dem Namen Nika bekannt ist; ein Wort, welches den Wagenlenkern beim Wettrennen zugerufen zu werden pflegte: denn eben aus dem Circus gingen die Unruhen hervor.

Ueber seinen Ursprung und Verlauf besitzen wir mannigfaltige Berichte, die sich jedoch nicht eben leicht vereinigen lassen. Die chronikartige Aufzeichnung der Ereignisse in Constantinopel die wir aus der Hand eines Lateiners, des Comes Marcellinus übrig haben, setzt den Ursprung der Bewegung in eine Verschwörung. Die Neffen des Anastasius, welche durch den Lauf der Begebenheiten vom Throne ausgeschlossen waren, sollen, von wildem Ehrgeiz entflammt, mit einer Anzahl von Sena-

toren, das Volk gegen Justinian aufgeregt haben. Hypatius und sein Vetter Pompejus dringen an der Spitze bewaffneter Haufen gegen den Palast vor, werden aber vor den Thoren desselben nicht allein zurückgewiesen, sondern geschlagen und kommen dabei um. Die späteren griechischen Berichte leiten Alles von dem Mißvergnügen ab, welches die Staatsverwaltung Justinians hervorgebracht habe; die Verwendung fremder Hülfstruppen habe dann einen Straßenkampf hervorgerufen, in welchem der Kaiser die Oberhand behielt.

Bei Weitem unterrichtender ist Procop von Cäsarea, doch legt er den meisten Nachdruck auf den Widerstand, welchen Justinian der Bewegung gegenüber entwickelte[1]). Den Ursprung derselben, den er mit Recht in dem Kampfe der beiden Parteien in den großen Städten sucht, die einander mit wildem Haß im ganzen Reiche verfolgten, schildert er jedoch nur in allgemeinen Reflexionen. Glücklicherweise besitzen wir auch noch andere Erzählungen, die mehr Lokalfarbe tragen und aus denen wir den öffentlichen Zustand von Constantinopel ersehen. Namentlich findet sich in den Excerpten, welche Theophanes in seine Geschichte aufgenommen hat, ein merkwürdiges Stück, aus dem man das Verhältniß des Kaisers zu dem Volke, das sich im Circus versammelte, kennen lernt[2]). Wie in den Senatoren eine Erinnerung an den altrömischen Senat fortlebte, so erhielt sich in dem Circus, wie früher in Rom, so jetzt in Constantinopel, noch immer ein Nachhall der alten plebejischen Vorrechte. Der Circus diente dazu, den Kaiser mit dem Volke in unmittelbaren Contact zu bringen. Wir haben wohl zuweilen zu

1) Procop, bell. Pers. I c. 24.
2) Theophanes S. 278 ff. ed. Bonn.

erwähnen gehabt, wie sich die öffentliche Stimme in großen Momenten, z. B. noch im dritten Jahrhundert, im Gegensatz gegen die auswärtige Politik kundgab. Die Anerkennung des Circus war für Justinian unentbehrlich. Da hatten sich aber jene Factionen gebildet, deren schon oben gedacht worden ist. Sie unterschieden sich durch ihre Farben, Grün und Blau, welche gleichsam die Farben der Fahnen waren, unter denen die Corporationen, die die Kosten für die Wettrennen aufbrachten, und die Bevölkerung nicht allein in Constantinopel, sondern auch in den anderen Hauptstädten des Reiches sich gegenübertraten und dann auch politische Rechte ausübten [1]). Denn Gegensätze dieser Art in einer oder der anderen Form, gehören nun einmal zu dem eigensten Leben der großen Städte. Anastasius nun hatte wie erwähnt, die grüne Faction begünstigt. Justin, Justinian und seine Gemahlin Theodora hielten sich zur blauen. Darin liegt das Charakteristische der Lebensstellung der Theodora, daß sie in Verbindung mit der grünen Faction zu einer nicht geringen scenischen Celebrität gelangt war und dann zu der blauen überging.

Wer kennt nicht die Afterrede, die sich einem Lebenskreis wie diesem zu allen Zeiten unvermeidlich anheftet? Zum größten Erstaunen gereicht es doch, daß der Uebergang Theodoras von der einen Partei zu der andern eine allgemeine Bewegung in den beiden um den Vorrang wett-

---

1) Wilken hat sich das Verdienst erworben, die Entstehung und Verfassung der Parteien in einer kleinen Schrift in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1827 auseinanderzusetzen. Nach ihm hat Adolf Schmidt bis zu dramatischem Eingehen in dieselben sich hierüber ausgesprochen (Der Aufstand in Constantinopel unter Kaiser Justinian, 1854).

eifernden Parteien erregte; man hat sie selbst mit einer Erderschütterung verglichen. Theodora hatte in Justinian eine Leidenschaft erweckt, die ihr eine große Einwirkung auf die öffentlichen Geschäfte sicherte, und die sie dann nicht ohne äußerliche Würde, aber mit gehässiger Einseitigkeit ausübte. Daher kam es nun, daß die Faction der Blauen das Uebergewicht bekam und die der Grünen in Nachtheil gerieth. Es verdient wohl einer Erwähnung, wie das bei den circensischen Spielen an einem feierlichen Tage zum Ausdruck kam. Der Kaiser saß auf seinem Thronsessel; ein Beamter stand ihm zur Seite, der den Auftrag hatte, seinen Sinn auszusprechen; er hatte den Titel Mandator. Der Wortführer der Grünen erhebt sich nun, um dem Kaiser zunächst lange Jahre und Sieg zu wünschen. „Aber", fügt er gleich hinzu, „wir erleiden Unrecht, o du, der du der einzige Gute bist, wir können das nicht länger ertragen, Gott weiß es." Der Herold fordert sie auf, den Mann zu nennen, der ihnen Unrecht thue. Nach einigem Zögern nennen sie einen solchen; da aber der Mandator einwende, dieser Mann bekleide gar kein Amt, so erwidern sie: wer es auch sei, von dem sie Unrecht leiden, er werde das Schicksal des Judas haben. „Wie," sagt der Herold, „seid ihr hierher gekommen, nicht um dem Schauspiel beizuwohnen, sondern um die höchste Gewalt zu beschimpfen?" Ein heftiges Wort folgt auf das andere; endlich verlassen die Grünen den Circus und lassen den Kaiser mit den Blauen allein. Nun aber trat sogleich ein Vorfall ein, von welchem auch die Blauen betroffen wurden. Einige Uebelthäter von beiden Parteien wurden durch die Stadt geführt, um hingerichtet zu werden. Bei der Execution ereignete es sich, daß der

Balken, an welchem zwei aufgehängt werden sollten, zerbrach. Die beiden stürzten noch lebendig zu Boden; aber sie erweckten das Mitleid der Menge, welche jetzt das Urtheil, das gegen sie gesprochen worden, für vollzogen erklärte, sodaß die Delinquenten mit Hülfe einiger mildthätiger Mönche in ein Asyl geschafft wurden, wo sie zunächst gesichert waren. Der eine gehörte der grünen, der andere der blauen Faction an; und die beiden Parteien vereinigten sich nun, um ihre Begnadigung beim Kaiser zu bewirken. Bei den nächsten Spielen fordern sie den Kaiser auf, Menschenliebe zu üben und die beiden dem Tode Entronnenen zu schonen [1]). Von den Spielen wird aber eins nach dem andern ausgeführt, man ist bis zum zweiundzwanzigsten gekommen; noch immer hat der Kaiser keine Antwort gegeben. Hierauf wird nicht mehr ihm ein Lebehoch ausgebracht, sondern der Menschenfreundlichkeit der beiden Factionen. Die Menge begiebt sich in ihrer Entrüstung zu dem Präfectus, um die völlige Freigebung der beiden Missethäter bei ihm auszuwirken. Da auch der ihnen nicht antwortet, so schreiten sie zur Gewalt; sie stecken die Präfectur in Brand und am nächsten Tag, als schon das gewohnte Wahrzeichen zu den Kampfspielen aufgesteckt ist, verbrennen sie dasselbe d. h. sie setzen sich in offene Empörung. Dem allgemeinen Tumult sucht der Kaiser durch seine Leibwachen zu steuern. Diese vernehmen das Geschrei der Menge gegen die vornehmsten Männer des Staates: Johann von Cappadocien, Tribonian und den Stadtpräfecten Eudämon. Der Kaiser läßt sich wirklich bewegen, die drei Männer abzusetzen. Er entschloß sich noch zu einer anderen großen Concession. Am

1) Am 13. Januar 532.

18. Januar, an einem Sonntag, begab er sich mit dem Evangelium in der Hand in den Hippodrom. Wenn wir recht unterrichtet sind, bekannte er, eine Sünde dadurch begangen zu haben, daß er die von ihm geforderte Begnadigung zurückgewiesen habe[1]; er versprach bei dem Evangelium allgemeine Amnestie, wenn man sich nur ruhig verhalte. Nicht wenige waren davon befriedigt und riefen ihm ein Lebehoch zu, die Meisten aber gaben seinen Versprechungen kein Gehör, denn er sei ein Meineidiger; sie ließen zugleich die heftigsten Schmähungen verlauten. Und da nun der Kaiser auf jede Versöhnung Verzicht leistete, alle die, denen er nicht traute, aus dem Palast entfernt hatte, unter ihnen den Hypatius, so geschah es, daß dieser mehr gezwungen als freiwillig, von den Aufrührern aufgegriffen und in den Circus geführt wurde. Er folgte dem scheinbaren Zwange mit Vergnügen. Er nahm, mit einigen Insignien der höchsten Gewalt bekleidet, den Thron ein und zwar mit einer gewissen Zuversicht, da er bei weitem die Mehrheit der Volksmassen für sich hatte. Nicht aber zu einem Anlauf gegen den Palast ist es dann gekommen; der blutige Zusammenstoß ging vielmehr von Seiten des Palastes aus, wo zugleich mit jenen Annäherungen Justinians auch schon Vorkehrungen für den Fall, daß sie vergeblich sein würden, getroffen worden waren. Diese aber und die Rückwirkungen lernen wir aus Procop kennen. Hypatius hatte nach dem Berichte des Procop eine große Partei unter den Senatoren. Die meisten von ihnen, die ebenso wie Hypatius selbst vom Palast ausgeschlossen waren, wünschten Justinians entledigt zu sein, und

1) αἱ ἐμαὶ ἁμαρτίαι ἐποίησάν με μὴ παρασχεῖν ὑμῖν περὶ ὧν ᾐτήσατέ με ἐν τῷ Ἱππικῷ (Chron. Pasch. S. 623, 20).

ihr Plan wäre gewesen, unmittelbar auf den Palast loszugehen und denselben in Besitz zu nehmen. Dagegen aber stellte einer der angesehensten von ihnen, des Namens Origenes, den Uebrigen vor, wie gefährlich es sei, eine so wichtige Angelegenheit durch die Waffen entscheiden zu wollen; denn da habe leicht der Zufall sein Spiel. Er schlägt seinen Genossen vor, lieber in einem anderen der kaiserlichen Paläste ihren Sitz aufzuschlagen; Justinian werde dann einsehen, daß er nicht widerstehen könne, und zur Flucht schreiten [1]). Wirklich war das nun nach Procop die Absicht Justinians. Allein bei der Berathung darüber erhebt sich Theodora, die Gemahlin Justinians; sie bittet um Entschuldigung, wenn sie als Frau es wage, in die Berathschlagungen der Männer eingreifen zu wollen. Mit energischem Nachdruck giebt sie aber dann zu erkennen, welcher Schimpf es sei, aus dem Besitz der höchsten Gewalt zu weichen; besser wäre es den Tod zu erwarten; ein schönes Todtenkleid sei der Purpur [2]). Ihr Rath drang durch. Die nächste Schwierigkeit lag darin, daß die wachthabende Garde denen den Ausgang aus dem Vorhof versperrte, die gegen den Circus heranziehen wollten. Selbst Belisar, der kurz zuvor aus Persien angekommen war, wurde zurückgewiesen, aber er fand einen Weg durch eine andere Pforte. Hypatius hatte sich bereits auf den Thronsessel im Circus niedergelassen; der Haufen hatte ihn mit einer goldenen Kette geschmückt — als Belisar mit seinen krieggeübten, gepanzerten Truppen, von denen die einen mit Speeren, die anderen mit Schilden bewaffnet waren, in den Circus eindringt, das bloße Schwert in der Hand. Die

1) Procop S. 124, 15 ff.

2) καλὸν ἐντάφιον ἡ βασιλεία ἐστί S. 126, 12.

Menge wird von plötzlichem Schrecken ergriffen, worauf noch ein anderer Führer, Mundus, der sich bisher stille gehalten, in den Circus rückt. Von beiden Seiten wird das Volk in gräßlichem Gemetzel niedergehauen; Procop zählt 30,000, welche umgekommen seien[1]). Hypatius wird in dem Getümmel von Belisar selbst vom Thron gerissen; er und sein Vetter Pompejus werden vor Justinian gebracht, bei dem sie sich rechtfertigen wollen, gleich als sei ihre Absicht nur gewesen, das Volk zum Besten Justinians selbst im Circus zusammenzubringen. Justinian fragt sie, warum sie denn, wenn sie so mächtig wären, das Volk nicht abgehalten hätten, die Stadt durch eine Feuersbrunst zu verwüsten[2]).

Procop läßt Hypatius entschlossen dem Tode entgegen gehen; er stirbt wie ein alter Römer. Wie angedeutet, die Berichte stimmen nicht eben gut zusammen. Von anderen wird eben das behauptet, was Procop leugnet; und von der Seelengröße, welche dieser der Theodora zuschreibt, haben die Anderen keine Ahnung, sowie Procop seinerseits von der Nachgiebigkeit Nichts hat, welche diese dem Kaiser selbst in dem letzten Moment zuschreiben. Doch wird Procop Manches absichtlich weggelassen haben; den Anderen mag leicht etwas verborgen geblieben sein, was er erfuhr. Trotz dieser Abweichungen im Einzelnen liegen doch die Grundzüge des Ereignisses deutlich vor Augen. Daran kann kein Zweifel sein, daß der Aufruhr auf der Reaktion der bei der Thronbesteigung Justins zurückgedrängten Partei des Anastasius beruhte. An sich hätte diese nichts ausrichten können;

1) Malalas S. 476, 20 und Chron. Pasch. S. 627, 14 geben die Zahl der Umgekommenen auf 35,000 an.

2) Malalas S. 476, 13.

sie vereinigte sich mit der Bewegung im Circus, die aus anderen Motiven entsprang. Beide wurden zusammen niedergekämpft.

Denn bisher war die Herrschaft durch die Senatoren, die in ihrer Gesammtheit doch wieder das Gemeinwesen repräsentirten, und das Volk im Circus beschränkt gewesen. Jetzt aber war weder von den einen noch von dem anderen die Rede; die Macht des Kaiserthums wurde nun erst unbeschränkt. Daß sie aber ganz der Forderung der Sache gemäß ausgeübt worden sei, wird man doch nicht behaupten dürfen. Theodora, welcher die Bewegungen des Circus hauptsächlich entgegengesetzt worden waren, gelangte zu einem Einfluß, der das ganze innere Staatswesen bestimmte; sie war nicht allein Gemahlin des Kaisers, sie war Kaiserin neben demselben. Sie hatte den größten Einfluß auf die persönlichen Stellungen. Niemand durfte ein Amt antreten, ohne daß sie darum gewußt hätte, oder er mußte gewärtig sein, es bald zu verlieren.

Jeder Beamte schwur bei seinem Amtsantritt den Eid der Treue den geheiligten Personen: dem Kaiser und seiner Gemahlin. Wie sie an dem Kampfe theilgenommen, so trat sie auch in den Mitgenuß der Früchte desselben. Wenn Theodora reiste, begleiteten sie die Präfecti Prätorio, Comites, Schatzmeister; die Wege wurden gebessert, Paläste zu ihrer Aufnahme in Bereitschaft gesetzt; sie reiste als die Inhaberin der Gewalt. Sie lebte größtentheils in ihrer Villa an der Propontis, ihre Tage theilte sie zwischen der Sorge für ihre Schönheit und für ihre Macht. Mit ihrem Gemahl stand sie immer gut und wenn je ein Mißverständniß zwischen ihnen eintrat, ging es bald und rasch

vorüber. Theodora war zurückgezogen und ceremoniös; wer ihr nahte, beugte sich nieder, um ihre Fußspitzen mit den Lippen zu berühren. In den Kerkern des Palastes schmachtete manches Opfer ihrer Tyrannei, während sie in den oberen Räumen das Glück ihres Daseins genoß.

Ein sonderbarer Gegensatz, der zugängliche, sich unaufhörlich bewegende Kaiser, der auch in der Nacht keine Ruhe hatte und die Speisen, die man ihm vorsetzte, kaum berührte, und die stolze Theodora, die den Genuß ausgesuchter Speisen liebte und hauptsächlich ihres körperlichen Wohlbefindens pflegte. Aber auch Justinian war weder großmüthig noch zuverlässig. Er scheute vor keiner Gewaltsamkeit selbst gegen die Männer, denen er das größte Vertrauen geschenkt hatte, zurück. Er hatte nur immer Ein Ziel vor Augen, das er, nach allen Seiten gewendet, mit festem Entschluß und schonungsloser Ausführung verfolgte. In den Schilderungen der Geheimgeschichte, den sogenannten Anekdota ist das Meiste übertrieben und trägt das Gepräge der Fabel auf der Stirn; aber den Eindruck macht es doch, daß die Regierung sich um das Wohl der Einzelnen wenig bekümmerte und alle Welt den Druck empfand, den sie ausübte. Wo aber blieben dann die auf das Ideale gerichteten Bestrebungen des Kaisers, deren wir eben gedachten? Sie waren mit Nichten vergessen. Sie manifestirten sich in seinen Bauwerken und seinen auswärtigen Kriegen.

Während die Ruinen der bei der Empörung des Circus zerstörten Gebäude ein lange dauerndes Grauen vor Unruhen dieser Art erregten, legte Justinian Hand an, über denselben eines der vornehmsten Werke aufzuführen, welches die Geschichte

der Baukunst überhaupt kennt, der Hagia Sophia. Niemals ist eine stolzere Trophäe für irgend einen Sieg aufgerichtet worden, als diese Kirche es war. Die Instauration der Monarchie in ihrer Verbindung mit Gesetzgebung und Religion hat darin ihr bestes Denkmal gegründet. Es ist vielleicht der Mühe werth, bei demselben, wie wohl ein Reisender thut, einen Augenblick zu verweilen. In der lateinischen Welt hatten bisher die kirchlichen Gebäude die Gestalt weltlicher Versammlungshäuser festgehalten mit den Modificationen, welche der kirchliche Gebrauch nothwendig machte; die Bilder der Kaiser wichen den Bildern der Apostel. Man unterschied das Bema für die Geistlichkeit und die heiligen Handlungen, den Naos für das Volk, geschieden nach den beiden Geschlechtern, den Narther für die Büßenden. So war der Kirchenbau aus dem Occident nach dem Orient übertragen worden. Man weiß, daß die Errichtung großer Werke der Architektur die römische Welt von allen anderen Reichsgenossenschaften, die ihr vorangegangen oder gefolgt sind, besonders unterscheiden. Die Grenzen mußten befestigt und vor Räubereien gesichert werden, um Werke dieser Art hervorzubringen. Es giebt Regionen in Syrien, in welchen die zu diesem Zweck errichteten Baulichkeiten: Säulenhallen, Paläste, Villen und Thermen sich gegen alle Stürme des Völkerlebens und der Cultur gleichsam intact erhalten haben[1]). Zu diesen Denkmalen der Kunst und des Lebens gehören die Kirchen, deren Architektur in dem Maße, als das kirchliche Leben die Oberhand erhielt, sich immer neu gestaltete. Daß eine solche

1) Notiz bei Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. 2. A. III. Band S. 12 nach Vogüé, Syrie centrale.

Umgestaltung unter Kaiser Justinian erfolgte, leitet schon Procop von dem kirchenhistorischen Standpunkt desselben her: denn er habe die schismatischen Bestrebungen beseitigt. So habe derselbe alles Unnütze und Zweifelhafte von der Rechtsverwaltung abgeschnitten, sodaß es wieder ein Recht gebe[1]). Die Idee des Kaisers trat nun auch in der Architektur zu Tage, der Kunst, welche am unmittelbarsten aus der Idee entspringt und ihr den realsten Ausdruck, den es giebt, zu verleihen vermag. Die architektonischen Motive, die bisherige Bauart zu verändern, sind sehr einfach. Schon Constantin hatte eine Abwandlung dadurch angebahnt, daß er der Kirche, welche er zu seinem und seiner Nachfolger Grab bestimmte, die Form des Kreuzes gab. Aber die letzten stürmischen Auftritte zu Constantinopel hatten gezeigt, daß der Holzbau, der in den Kirchen unentbehrlich war, Feuersbrünste verursachte, durch welche sie nicht selten zerstört wurden. Eben in dem Aufruhr der Nika war das vorgekommen. Die Absicht, einem ähnlichen Unglück für die Zukunft vorzubeugen, gab den nächsten Anlaß zum Kuppelbau, welchen Justinian anordnete. Brennbare Materialien sollten überhaupt vermieden werden; die

1) Procop, *περὶ κτισμάτων* I c. 1 S. 171, 13 ed. Bonn.: *Πλανωμένην εὑρὼν τὴν ἀμφὶ τῷ θεῷ δόξαν τὰ πρότερα ἐς πολλά τε ἀναγκαζομένην ἰέναι, συντρίψας ἁπάσας τὰς ἐπὶ πλάνας φερούσας ὁδοὺς, διεπράξατο ἐν τῷ βεβαίῳ τῆς πίστεως ἐπὶ μιᾶς ἑστάναι κρηπῖδος. πρὸς δὲ καὶ τοὺς νόμους λαβὼν τῷ τε παμπληθεῖς οὐ δέον γεγονέναι σκοτείνους ὄντας καὶ συγκεχομένους διαφανῶς τῷ ἀπ᾽ ἐναντίας ἀλλήλους ἰέναι — τὸ δὲ ἐς ἀλλήλους διχοστατεῖν βεβαιότατα κρατυνάμενος διεσώσατο.*

2) Vgl. Salzenberg, Altchristliche Baudenkmale Constantinopels vom 5. bis 12. Jahrhundert, ein Werk, das wir der Theilnahme verdanken, die König Friedrich Wilhelm IV. den kirchlichen Monumenten überhaupt widmete.

Kuppel sich über der Kreuzung, welche die von Constantin neueingeführte Form der Basilika hervorbrachte, unmittelbar erheben. Das Bema sollte nach wie vor gegen Osten, der Narthex gegen Westen gerichtet sein, Alles in Dimensionen, wie sie noch niemals vorgekommen waren. Vierzig Tage nach der Bezwingung der Nika wurde der Grundstein gelegt und alle Kräfte des Reiches angespannt, um die Materialien, zum Theil aus heidnischen Tempeln, zusammenzuschaffen, vor allem aber die Geldmittel, welche für die große Anzahl von Arbeitern nothwendig waren. Der in unaufhörlicher Gährung begriffene Sinn der Bevölkerung bedurfte es gleichsam, in dieser Richtung beschäftigt zu werden. Man sah den Kaiser in weißem Gewande selbst unter den Arbeitern erscheinen, um die Arbeit zu fördern. Wie er den größten Juristen, den besten Finanzmann und vortrefflichsten Truppenführer zu gewinnen wußte, so stand ihm bei der Aufrichtung der Hagia Sophia eines der größten architektonischen Talente aller Zeiten, Anthemius von Tralles, zur Seite. Im Laufe von fünf Jahren wurde das gigantische Werk vollendet. Das Kuppelgewölbe erhebt sich über hundert Fuß in die Lüfte; die Verbindung des neuen Systemes mit dem alten übt, wie alle die versichern, welche bei dem Eingang das Ganze überschauten, eine unvergleichliche Wirkung von Mannigfaltigkeit und Einheit aus. Noch auf der Erde gefesselt, erhebt sich das Gemüth in die Regionen des Jenseits. Wie oft hat man nicht gesagt, daß das Bauwerk seines Gleichen überhaupt nicht hat, aber gewiß ist es nie übertroffen worden.

Justinian selbst soll, als es vollendet war, ausgerufen haben: er habe Salomo besiegt. In einem poetischen

Werke[1]) über die Hagia Sophia wird Nachdruck darauf gelegt, daß das vornehmste Heiligthum von Rom vor der Heiligen Weisheit in den Schatten trete, wie das Götterbild vor dem lebendigen Gott.

Justinian hat das ganze Reich mit Kirchen dieser Construction ausgeschmückt; man will ihrer Tausend zählen. Er erfüllte damit ein großes Bedürfniß und knüpfte das Volk durch die Repräsentation der allgemeinen Ideen an die Monarchie.

Indem aber nun dadurch den kirchlichen Gesinnungen Genüge geschah, war Justinian zu anderen Unternehmungen fortgeschritten. Er dachte an eine Wiederherstellung des römischen Reiches im Westen Europas. Damit hat er Bewegungen erregt, welche die bestehende Ordnung der Dinge im Occident in ihren Tiefen erschütterten. Sie haben sowohl durch den Succeß, den sie hatten, als durch den Rückschlag, den sie hervorriefen, eine unermeßliche Wirkung ausgeübt.

1) In der *ἔκφρασις τοῦ ναοῦ τῆς ἁγίας Σοφίας* des Paulus Silentiarius.

Sechzehntes Capitel.

Belisar in Afrika und Italien.

Die Wiedererstarkung des Kaiserthums, welches alle seine alten Rechte wiederherzustellen den Antrieb und die Macht besaß, enthielt von vornherein eine Gefährdung der germanischen Völkerschaften, welche sich über den Occident verbreitet hatten, aber noch nicht zu einer recht haltbaren Stellung gelangt waren. Die kirchliche Unterscheidung, in welcher die meisten von ihnen verharrten, verhinderte die Verschmelzung mit den Eingeborenen der römischen Provinzen.

Eine gesicherte Aussicht auf eine der Forderung der Dinge entsprechende Entwicklung lag nicht darin.

So prächtig sich die Oberhoheit ausnahm, welche Theoderich besaß, so hatten doch die populären Elemente der neuen Staatsbildungen eine natürliche Hinneigung zu dem Imperium. Er selbst wurde davon betroffen.

In seiner auf den allgemeinen Frieden gerichteten Gesinnung hatte Theoderich nichts dagegen gehabt, daß die Eintracht des römischen Bischofs mit dem Hofe von Constantinopel wiederhergestellt wurde. Aber in kurzem mußte er selbst wahrnehmen, daß seine Macht durch die nach der

Aufhebung des kirchlichen Schisma wieder erwachende religiöse Verbindung des Orients mit dem Occident gefährdet wurde. Das geschah auch in seiner nächsten Nähe, seine letzten Jahre sind dadurch getrübt worden. Wie hätten nicht die Arianer allenthalben von der wiederhergestellten Union der Katholiken empfindlich betroffen werden sollen. In Constantinopel bildeten dieselben noch immer eine große konfessionelle Gemeinschaft. Sie besaßen ein ausgedehntes Eigenthum. Ihr Reichthum bewirkte, daß die unteren Stände, namentlich auch die Handwerker, denen sie Arbeit gaben, ihnen anhingen; die Unterstützung, welche sie dem gothischen Namen gewährten und durch denselben empfingen, war eine gegenseitige. Wenn nun Justin die griechischen Arianer durch strenge Edicte zu unterdrücken begann, so empfand das Theoderich als eine Beeinträchtigung seiner eigenen Macht. Es ist bezeichnend, daß er den Bischof von Rom, Johannes, nach Constantinopel schickte, um eine Milderung auszuwirken; dieser erfreute sich eines guten Empfanges, aber eine Zurücknahme der Edikte bewirkte er nicht[1]). Zurückgekehrt wurde er von Theoderich als ein Feind angesehen und ins Gefängniß geworfen, in welchem er im Jahre 526 starb[2]). Zugleich aber wurden noch andere Beziehungen zwischen Rom und Constantinopel wiederbelebt. In dem Senate, der bisher an den Gothen wegen der Wechselfälle im griechischen Reiche einen gewissen Schutz gefunden hatte, gewann der Imperator von Constantinopel viele Freunde; trotz der Einsilbigkeit der uns zugekommenen Nachrichten kann man doch

---

1) Die Sendung des Johannes fällt in das Jahr 524.

2) 18. Mai 526.

nicht bezweifeln, daß eine Correspondenz zwischen einigen Senatoren und dem Hofe von Constantinopel stattgehabt hat. Theoderich zog den Schuldigsten von allen, Albinus, zur Rechenschaft. Der aber fand auch bei denen Unterstützung und Rechtsbeistand, die unmittelbar nicht betheiligt waren, unter Anderem auch bei Boethius, dessen wir gedachten. Von ihm ist das Wort: was Albinus gethan, das habe der gesammte Senat, das habe er selbst gethan. Der Senat nahm sich seiner jedoch mit Nichten an. Boethius wurde in ein Gefängniß geworfen, in welchem er Anfangs mit so vieler Schonung behandelt worden ist, daß er noch ein kleines Werk verfassen konnte: ein Gespräch mit der Philosophie [1]), populär und sinnvoll, die einzige seiner Schriften, welche immer gelesen worden ist. Dann aber unterlag er den Anklagen seiner Gegner, die er als Delatoren bezeichnet, und wurde hingerichtet, so viel man weiß, zum tiefsten Schmerze des Königs selbst. Schon hatte Theoderich erleben müssen, daß sein Ansehen in dem nahe verwandten vandalischen Königshause durch den Einfluß von Constantinopel tief herabgedrückt wurde. Auch hier übte das kirchliche Verhältniß den größten Einfluß aus. Wir kennen den Widerstreit, in welchem sich die vandalische Königsmacht mit der katholischen Kirche befand. Noch Thrasamund, der Schwager Theoderichs, hat eine Anzahl katholischer Bischöfe nach Sardinien verbannt.

Aber der Hof von Constantinopel besaß eine so hohe politische Autorität in der Welt, daß sie den Ehrgeiz der regierenden Geschlechter selbst an sich zog. Nach Thrasamunds Tode bestieg Hilderich, der Sohn Hunerichs und der

1) Consolatio philosophiae.

Eudoxia den Thron der Vandalen [1]); der aber brach die Freundschaft mit den Ostgothen ab und hielt sich ganz an Constantinopel; er begünstigte die Katholiken, worin man auch einen Akt politischer Emancipation von den Ostgothen sehen kann.

Wir haben Münzen von ihm, von denen es scheint, als sei der Kaiser darauf abgebildet. Indem sich in der alten Welt Conflicte politisch-religiöser Natur auf allen Seiten von neuem regten, ist Theoderich am 30. August 526 mit Tode abgegangen. Er hinterließ keinen Sohn; seine Tochter Amalasuntha hatte er mit Eutharich, einem der wackersten Gothen aus dem Stamme der Amaler vermählt [2]), der als sein Nachfolger betrachtet wurde, nach Rom kam, dort prächtige Spiele gab, aber noch vor Theoderich starb mit Hinterlassung eines Sohnes, Athalarich; dieser wurde von Theoderich zur Nachfolge bestimmt [3]). Athalarich jedoch war damals erst zehn Jahre alt, und die Autorität gelangte an seine Mutter Amalasuntha. Diese schlug nun aber auch ihrerseits eine politische Richtung zu Gunsten Constantinopels

1) Thrasamund war nach den Angaben über die Regierung der vandalischen Könige in der Chronik des Prosper ex codice Augustano (bei Roncall. II. S. 702) am 26. Mai 523 gestorben.

2) Die Vermählung fand im Jahre 515 Statt. — Aus einem in den Varien Cassiodors VIII, 1 enthaltenen Schreiben Athalarichs an Justin (nach dem cod. Vatic., nicht an Justinian, wie die Ausgaben haben, vergl. Alemannus zu den Anecdota S. 365 ed. Bonn.) sieht man, daß Eutharich mit dem Hofe von Constantinopel in ein freundschaftliches Verhältniß getreten war. In demselben heißt es: vos genitorem meum in Italia Palmatae claritate decorastis (Eutharich war im Isthre 519 Consul). Desiderio concordiae factus est per arma filius. meo parenti adoptionis gaudia praestitistis.

3) Schreiben Athalarichs an die Gothen (Var. VIII, 5): nos heredes regni sui constituit, — cujus ordinationi adhuc eo superstite in regia civitate sacramenti interpositione cunctorum vota sociata sunt.

ein. Sie hatte sich der Literatur gewidmet und dadurch eine Vorliebe zu dem griechisch-römischen Wesen eingesogen, die sie bewog, auch ihren Sohn in dieser Sinnesweise erziehen zu lassen. Es war eine ähnliche Wendung der Gesinnung, wie sie bei den Vandalen stattgefunden hatte. In der Mitte der selbständigen Großen des Reiches, welche an dem germanischen Wesen festhielten, suchten die regierenden Gewalten eine Stütze in der ihnen befreundeten Kaisermacht und den zu ihr hinneigenden Aspirationen. Oder hätten sie wirklich geglaubt, daß die Eingeborenen von ihren Vorgängern ungerecht oder wenigstens nicht nach der Erforderniß der Umstände, da sie einen so großen Theil ihres Staates ausmachten, behandelt worden seien [1])?

Sie schlugen nun den entgegengesetzten Weg ein; Amalasuntha gab die eingezogenen Güter der vor Kurzem Verurtheilten zurück; Procop rühmt von ihr, daß unter ihrer Regierung kein Römer weder an Geld noch an seinem Leibe gestraft worden sei; die Gesetze, welche unter Athalarichs Namen proclamirt wurden, waren den Römern günstig.

Nothwendig aber entzweiten sich hierüber sowohl der vandalische König als Amalasuntha mit dem Volksheer, das sie umgab. Bei den Ostgothen brach die Entzweiung über die Erziehung ihres jungen Königs aus. Die Großen wollten nicht, daß er von der Mutter gestraft und durch Lehrmeister zu den Studien angehalten werde. Sie entzogen ihn selbst ihrer Aufsicht und stellten ihn der Mutter entgegen. Amalasuntha war noch mächtig genug, die Oberhäupter, die an

1) In dem Anschreiben Athalarichs an den populus Romanus (Var. VIII, 3) verspricht er: justitiam nos et aequabilem clementiam custodire et Gothis Romanisque apud nos esse jus commune.

der Spitze ihrer Gegner standen, als Grafen in entfernte Provinzen zu schicken; sie entschloß sich aber, Rache an ihnen zu nehmen. Vorsichtig fragte sie erst bei Justinian an, ob er ihr im Falle der Noth Aufnahme gewähren wolle, und traf einige Vorbereitungen zur Abreise für den Fall, daß es ihr nicht gelinge, ihrer vornehmsten Gegner Meister zu werden. Dann führte sie den Anschlag glücklich aus[1]). Man erkennt in ihr eine der gewaltsamen germanischen Frauen, wie sie die Nibelungen schildern.

Indessen war Hilderich von seinen Vandalen abgesetzt worden. Er war schon, ehe Justinian zum Kaiserthum gelangte, in freundschaftliche Beziehungen zu diesem getreten. Bei den Vandalen gerieth er hierdurch in Verdacht, als wolle er Afrika wieder unter die Herrschaft der Römer bringen. Vornehmlich diese Besorgniß war es, was die Vandalen bewog, ihn der königlichen Gewalt zu berauben. Sie setzten einen andern Sprossen des vandalischen Königshauses, der nach Hilderich den meisten Anspruch hatte, des Namens Gelimer, an dessen Stelle. Hilderich wurde gefangen gesetzt. Dies geschah im Jahre 531[2]). Ungefähr wie in Italien das Verfahren der Amalasuntha, so bewirkte auch in Afrika das Verhalten Hilderichs eine Opposition der nationalen und arianischen Partei. Sie erhoben einen Mann ihres Sinnes zur obersten Gewalt.

Für Justinian trat nun die Frage ein, ob er sich das gefallen lassen wolle.

In dieser Lage, welche die beiden Gebiete, auf die es

1) Procop, bell. Goth. I c. 2 S. 13, 5—14, 16.

2) Und zwar im August (Papencordt, Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika S. 128 N. 1).

dem römischen Reich am meisten ankam, Italien und Afrika in eine Verwirrung versetzte, welche die Vereinigung hinreichender Streitkräfte, um sich zu vertheidigen, lähmte, hat Justinian den Gedanken gefaßt, die seinen zu einem Angriff gegen dieselben zu verwenden. Es war nicht eine bloße Willkür; er war schon selbst von diesen Irrungen betroffen. In diesem Unternehmen meinte er zugleich zur Vertheidigung seiner Freunde die Waffen zu ergreifen und das größte Interesse des Reiches wahrzunehmen, dem nichts so beschwerlich fiel, als die Herrschaft der Vandalen in den Regionen des alten seemächtigen Karthago.

Er war damals in dem persischen Krieg begriffen, der seine besten Truppen und den Mann, der sein vornehmstes Vertrauen genoß, Belisar, vollauf beschäftigte. Es kann als eine große Wendung der allgemeinen Angelegenheiten betrachtet werden, wenn Justinian sich entschloß, den Persern Friedensanträge zu machen, um den Krieg gegen Afrika und die Vandalen zu unternehmen. Den Frieden mit Persien zu Stande zu bringen, wurde nur durch bedeutende Concessionen möglich. Nicht ohne Bedenken und Schwankungen hat Justinian den Forderungen der Perser nachgegeben; — eine sehr ansehnliche Geldzahlung gehörte dazu, um die letzten Schwierigkeiten zu heben [1]). Aber das war die unerläßliche Vorbedingung, wenn die Waffen nach dem Occident gewendet werden sollten. Der Erfolg in dem Aufstand der Nika bestärkte ihn in diesem einmal gefaßten Entschluß. Begleiten wir nun den Verlauf dieses Unternehmens in den wichtigsten Momenten.

In dem Reiche der Vandalen brachte die Thronum-

1) Im Herbst des Jahres 531. Procop Persica I, c. 22.

wälzung innere Unruhen hervor; Tripolis fiel ab und hatte dabei die Unterstützung der Römer; in Sardinien warf sich der Führer der Truppen eigenmächtig zum Herrn auf, auch nicht ganz ohne Zusammenhang mit den Römern; Gelimer, der sich bereits bedroht fühlte, wandte sich an Theudis, der die alte ostgothische Politik noch in Spanien aufrecht erhielt. Doch war das Schutz- und Trutz-Bündniß, auf das er antrug, noch nicht zu Stande gekommen; er war ganz allein auf sich angewiesen, als Justinian sich gegen ihn rüstete.

Der Kaiser stieß in seinem geheimen Rath auf einen gewissen Widerspruch gegen sein Vorhaben. Es waren nicht allein die großen Kosten des Unternehmens, die man dagegen anführte; man machte ihn aufmerksam, daß, wenn es ihm gelänge, Afrika zu erobern, er es doch nicht werde behaupten können, da er Italien und Sicilien nicht besitze; sollte es aber mißglücken, so werde er sein eigenes Reich und die Hauptstadt höchlich gefährden[1]). Das waren nun aber keine Betrachtungen, die den Kaiser hätten irre machen können. Von Amalasuntha erhielt er die Zusicherung, daß seine Flotte, wenn sie nach Sicilien komme und sich daselbst mit Lebensmitteln zu versehen gedenke, dabei keinen Widerstand finden solle[2]). Und am Tage lag, daß, wenn er Hilderich, der doch die Sache der Katholiken unterstützte, fallen ließ, seine Autorität dadurch beeinträchtigt werden würde. Von katholischer Seite liefen die dringendsten Anmahnungen bei ihm ein.

Justinian brachte ein Heer von 10,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferde zusammen und zugleich eine ansehnliche Flotte von Transportschiffen und Kriegsschiffen, deren Zu-

1) Procop bell. Vand. I. c. 10.
2) Procop bell. Vand. I. c. 14.

sammensetzung den damaligen Zuständen des Reiches entsprach. Die Transportflotte stellte noch einmal die alte Verbindung ionisch-cilicisch-ägyptischer Fahrzeuge dar; die Dromonen waren mit Byzantinern bemannt. So war auch die Landmacht größtentheils aus Thraciern zusammengesetzt. Doch fanden sich unter ihnen auch Orientalen, unter denen ein Verschnittener, des Namens Solomon, als der beste Kopf von allen galt, eine Anzahl massagetischer Bogenschützen zu Pferde und eine Schaar von Herulern, die bei dem letzten Aufstande das Meiste geleistet hatten. An der Spitze aller stand Belisar, der sich eben bei dem Aufruhr der Nika das allgemeine Vertrauen erworben hatte, ein Mann, welcher Bedachtsamkeit und Energie, seltene militärische Gaben mit einer unbedingten Hingebung an seinen Fürsten verband; Justinian gewann es über sich, ihm den Oberbefehl mit voller Autorität zu überlassen; was er anordne, das solle ausgeführt und für alle Zukunft bestätigt werden [1]. So setzte sich diese Heeresmacht im Juni 533 in Bewegung [2]. Doch hat sie drei Monate gebraucht, um bis Sicilien zu gelangen, wo ihr die Abkunft mit Amalasuntha zu Statten kam, sodaß sie sich erfrischen konnte, ehe sie zum Angriff schritt.

In früheren Zeiten hatten die Griechen nicht selten im Verein mit den Lateinern den Krieg gegen die Vandalen unternommen, jedoch ohne Erfolg; jetzt erhob sich ein griechisch-orientalisches Heer, um den Kampf allein auszufechten.

---

1) Procop bell. Vand. I. c. 11 S. 360, 23: *γράμματα αὐτῷ βασιλεὺς ἔγραψε, δρᾶν ἕκαστα, ὅπη ἄν αὐτῷ δοκοίη ἄριστα ἔχειν, ταῦτά τε κύρια εἶναι ἅτε αὐτοῦ βασιλέως αὐτὰ διαπεπραγκένου.*

2) Im siebenten Regierungsjahre Justinians, um die Zeit des Sommersolstitiums (Procop b. V. I. c. 12 in.).

Momentan war die Lage sehr günstig, da Gelimer seines Reiches noch nicht völlig Meister geworden war und von einem unmittelbaren Angriff gegen ihn — so werden wir versichert — nicht das mindeste erfahren hatte. Er hielt sich ein paar Tagereisen entfernt von seiner Hauptstadt auf. Die griechischen Landtruppen hatten erklärt, wenn sie zur See angegriffen würden, dürfe man nicht auf ihren Widerstand zählen, denn gegen das Meer und den Feind zugleich Stand zu halten, seien sie unfähig. Aber die Seemacht der Vandalen, die sonst deren Stärke ausgemacht hatte, war nicht mehr die alte. Ohne den mindesten Widerstand zu finden, landete Belisar an der nördlichen Spitze der kleinen Syrte bei dem Vorgebirge Caputvada, wo sich noch immer der Name erhalten hat, den es damals trug (Capudia); er ließ sogleich in altrömischer Weise ein Lager schlagen [1]). Belisar hatte seine Mission vollkommen erfaßt; mit großer Strenge hielt er die Mannszucht nicht allein unter seinen Römern, sondern auch unter den Hülfsvölkern massagetischen Ursprungs aufrecht. Denn vor allem kam es darauf an, die Einwohner nicht etwa durch Feindseligkeiten auf die Seite der Vandalen zu treiben. Die nächste freilich nur unvollständig in Vertheidigungsstand gesetzte Stadt, Syllectum [2]), wurde hauptsächlich dadurch erobert, daß eine Abtheilung oströmischer Truppen daselbst eindrang und den Einwohnern in Anwesenheit des Bischofs und der Vornehmen ankündigte, daß sie frei sein sollten. Den Römern erklärte man, daß man sie von den Vandalen befreien, den Vandalen, daß man sie von der

1) September 533, drei Monate nach der Abfahrt von Constantinopel (Procop bell. Vand. I. c. 15, S. 377, 11).

2) Jetzt heißt der Ort Sallekto.

Herrschaft des Tyrannen losreißen werde [1]. Belisar sagte einmal, der Kaiser sende ihn, das Seine zurückzunehmen, die Vandalen aber hätten ihren König umgebracht. Ungehindert drang er bis in die Nähe von Karthago vor. Hier hatte indessen eine natürliche Gegenwirkung stattgefunden; der gefangene König Hilderich, zu dessen Befreiung die Römer herankamen, war erst in diesem Augenblick umgebracht worden. Der Bruder Gelimers, Ammatas, der diese grausame That vollzogen hatte, meinte die Römer, als deren Vortruppen in die Nähe von Karthago nach Decimum gelangten, zurücktreiben zu können und ging ihnen, jedoch ohne die nöthigen Vorbereitungen, entgegen. An der Spitze der römischen Kriegsvölker stand der Armenier Johannes, ohne Zweifel der bedeutendste unter den Führern Belisars, Befehlshaber der Leibwache desselben, der die Truppen in bester Ordnung zusammenhielt. Er erscheint unter dem Titel Optio d. i. Stellvertreter. Bei der ersten Begegnung mit ihm erlag Ammatas selbst. Dann kam auch Gelimer herbei, dem es nun gelang, eine Höhe einzunehmen, welche die Römer zu besetzen im Begriff standen; es schien zum wirklichen Schlagen kommen zu sollen. Aber als Gelimer den Hügel herabkam, erblickte er die Leiche seines Bruders; er hielt es dann für seine wichtigste Pflicht, diesem die letzte Ehre zu erweisen, er beklagte und begrub ihn. Dadurch aber gewann Belisar Zeit, in seinen Reihen Ordnung und Vertrauen wieder herzustellen und gegen den Feind, der nicht mehr in Schlachtordnung war, heranzurücken. Die Vandalen waren nicht im Stande, ihm zu begegnen, sie stoben alle ausein-

1) a. a. O. I. c. 16 S. 380, 4. 20.

ander; Karthago selbst mit seinen verfallenen Mauern vermochte keinen Widerstand zu leisten. Die Einwohner erwarteten Belisar, doch vermied es dieser in der Nacht einzurücken, um nicht zu Plünderungen Anlaß zu geben. Als die Flotte in die Nähe kam, wurden von den Einwohnern selbst die Ketten, die den Eingang sperrten, weggezogen; hier kam es dann doch zu einigen Gewaltsamkeiten, die Belisar nicht ungeahndet ließ. Ohne allen Widerstand nahm er von der Hofburg Gelimers Besitz; in der Festhalle der vandalischen Könige gab er den Seinen ein Gastmahl. Die bisherige Dienerschaft diente auch ihm. Die große Stadt wurde erobert, ohne daß Handel und Wandel gestört worden wären[1]). Den römischen Truppen wurden Quartiere angewiesen, wie vorher den Vandalen. Man glaubte, ein göttliches Geschick habe die Vandalen getroffen. Sie hatten eine dem heiligen Cyprian geweihte Kirche verletzt; Cyprian aber sollte seinen Gläubigen im Traum erschienen sein, mit dem Versprechen, sich zu rächen[2]). Recht eigen zeigt sich hier der Vortheil, welchen die Gemeinschaft des Glaubens der Herstellung der oströmischen Herrschaft verschaffte. Der eigentliche Krieg begann erst, als der nach Sardinien geschickte vandalische Führer, der Bruder des Königs, Tzazo, der indessen Meister dieser Insel geworden war, nach Afrika zurückkehrte. Nicht eben sehr hoffnungsvoll war die Zusammenkunft der beiden Brüder, als sie sich wiedersahen; sie fragten einander nicht, wie es einem Jeden ergangen sei, erkundigten sich nicht nach ihren Angehörigen, sie weinten und rangen die Hände. Ueber ihnen lag das Gefühl, daß die Haupt-

---

1) Karthago wurde am 15. September 533 von Belisar besetzt (nach der Berechnung bei Papencordt, a. a. O. S. 152 Nr. 1).

2) Procop Vand. I. c. 21.

stadt des Landes verloren sei. Aber sie beschlossen doch, den Versuch zu machen, Karthago wiederzunehmen. Alles sammelte sich um sie, was noch im Lande vandalisch war; die Genossenschaft der Krieger, welche zugleich ein Volk bildete, sollte sich nun in der Vertheidigung erproben. Die ersten Scharmützel führten zu keinem Erfolg; endlich schlugen die Vandalen hundertvierzig Stadien von Karthago ein Lager auf, in welchem ihre ganze Macht, ihre Weiber, Kinder und Schätze vereinigt waren.

Bemerkenswerth ist das Motiv, das in einer Rede vorkommt, welche Procop dem Gelimer in den Mund legt. Danach hat der König seinem Volke zu Gemüthe geführt, daß sie um nichts anderes, als den Sieg zu kämpfen hätten: denn wenn sie besiegt würden, so würde Alles, was sie hätten und besäßen, in die Hände des Feindes fallen; sie selbst würden Sklaven werden, nur um den Sieg selbst könne es ihnen zu thun sein. So war wenigstens die Situation; auf einen einzigen Schlachttag kam es an, ob das vandalische Reich bestehen würde oder nicht. Noch mit der Befestigung Karthagos beschäftigt, rückte Belisar nicht selbst gegen sie aus, sondern schickte seine Reiter unter der Führung des Armeniers Johannes, der auch die Schlacht bei Decimum zu Gunsten der Römer entschieden hatte, mit dem Auftrag, ein kleines Gefecht nicht zu vermeiden, ins Feld. Im Grunde wiederholte sich Alles, wie es dort geschehen war. Die Vandalen waren nicht geneigt, den Feind im Lager zu erwarten, sie gingen bis an ein Flüßchen vor, das dort die Ebene durchschnitt; hier hielten sie inne, um demselben den Uebergang zu wehren. Tzazo nahm mit seinen Truppen dem römischen Centrum gegenüber

Stellung, bei welchem sich die Haustruppen Belisars und der Stab befanden. Da entspann sich nun unverweilt, wir können kaum sagen eine Schlacht, aber ein großes Scharmützel [1]). Johannes scheute sich nicht, über das seichte Flüßchen zu gehen, er hatte das schon zweimal versucht und war zurückgetrieben worden. Dann setzte er die um ihn versammelten belisarischen Haustruppen unter der Hauptfahne des Oberfeldherrn zu einem dritten Angriff in Bewegung. Die Vandalen wehrten sich mit dem Schwert, auf das sie allein angewiesen waren, auf das Tapferste. Aber sie wurden überwältigt und ihr Führer Tzazo selbst kam um. Hierauf gerieth die ganze Heeresabtheilung derselben, die hier beisammen war, in wilde Flucht. Doch trug Belisar, der indessen selbst seine Reiterei herbeigeführt hatte, noch Bedenken, zum Angriff auf das feindliche Lager zu schreiten; erst am folgenden Tage, als auch sein Fußvolk angekommen war, rückte er gegen dasselbe vor. Da hätte man nun eine verzweifelte Abwehr erwarten sollen. Aber König Gelimer hatte von allen zuerst das Vertrauen in seine Sache verloren. Der Gefahr, in die Gefangenschaft der Römer zu gerathen, meinte er dadurch zu entrinnen, daß er mit den Söhnen seiner Brüder und seinem vertrautesten Gefolge den letzten Augenblick ergriff, um sich durch die Flucht nach Numidien zu retten, wodurch dann, sowie es bekannt wurde, das ganze Lager in Verzweiflung gerieth: die Männer weinten, wie Procop sagt, die Kinder schrieen, die Weiber heulten. Ohne allen Widerstand fiel das Lager in die Hände der Römer, die nun alles, was nicht fliehen konnte, zu Ge-

1) Bei Trikameron.

fangenen machten und die Schätze, die von den Vandalen ein Jahrhundert lang durch Raub zusammengebracht waren, mit einem Schlage wieder erbeuteten, die einen an Ort und Stelle, die anderen, die der König hatte wegschaffen wollen, durch einen Zufall, der bei den Zeitgenossen die Meinung, daß der Wille Gottes alles so verhängt habe, bestätigte. Es geschah Mitte December 533. Im Verlauf von wenig Monaten hatte Belisar die Vandalen, welche lange Jahre hindurch Asien und Europa mit dem Schrecken ihres Namens erfüllt hatten, nicht allein besiegt, sondern vernichtet. Große Waffenthaten hatten dazu nicht gehört; es war durch zwei Treffen geschehen, die man kaum als Schlachten bezeichnen kann. An den Kriegshandlungen hatte Belisar nur geringen persönlichen Antheil, sein Verdienst war Besonnenheit, Umsicht, Festhalten und die allgemeine Leitung.

Indem er sich nun bemühte, das Land vollends zu unterwerfen, wozu dann vor Allem gehörte, daß er die Vandalen, die etwa in die Asyle der Kirchen geflüchtet waren, in Schutz nahm: denn er wollte deren soviele als möglich nach Constantinopel überführen lassen, verlor er doch den geflüchteten König nicht aus den Augen, der sich in einer Berglandschaft im äußersten Osten von Numidien aufhielt, einer Art von Felsenkluft, wo er bei den Mauren gute Aufnahme und eine gewisse Sicherheit fand. Belisar dachte nicht daran, ihn daselbst aufzusuchen; er ließ aber die Ausgänge bewachen, wozu ihm eine Schaar Heruler, die er gegen die sonstige Gewohnheit des Volkes treu erfand, ihre Dienste bot. Daß es gerade Germanen waren, ist deshalb nicht ohne Bedeutung, weil ihren Anführern der Rath an Gelimer

zugeschrieben wird, sich in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu fügen, wie es ein Belisar ertragen könne, und eine ehrenvolle Stellung anzunehmen, wie sie ihm Justinian ohne Zweifel gewähren werde [1]).

Mangel und Krankheit wirkten auf Gelimer ein und regten verwandte Gedanken in ihm an, denen er doch noch nicht Gehör gab. Er bat um drei Dinge, einen Schwamm, denn er sei von einem Augenübel betroffen; eine Zither, denn er habe einen Gesang über seine Leiden gedichtet; ein Brot, denn bei den Maurusiern war die Kunst des Brotbackens noch in ihren rohen Anfängen begriffen. Eben über ein Stück Brodteig kam es zum Streit zwischen einem Eingeborenen und Gelimer's Neffen, durch den seine Ehre beleidigt wurde. Hierauf ging er auf die Erinnerung ein, daß es besser sei, den Römern unterthänig als ein Sklave der Maurusier zu werden. So ergab er sich an Belisar. Er wurde im Triumph in Constantinopel aufgeführt; als er dann in den Circus kam, den Kaiser auf seinem Hochsitz erblickte, zu beiden Seiten das unterthänige Volk, hat er den Ausruf vernehmen lassen: O Eitelkeit der Eitelkeiten! [2]), eingedenk ohne Zweifel seines Glanzes und seines Sturzes. Das Wort berührt einen welthistorischen Wechsel; es stammt ursprünglich von einem der großen Könige der ältesten Welt, dessen Tempelschätze nach Rom weggeführt und dann in den Besitz Gaiserichs gefallen waren. Jetzt waren sie wieder in die Hände des

1) Die Briefe, die Procop zwischen ihnen wechseln läßt (bell. Vand. II c. 6), wird man nicht für echt halten; der Heruler und der Vandale sind beide Philosophen, welche die Ideen des Procop und des Polybius über die Tyche theilen; die Thatsache möchte ich nicht leugnen, da Procop, selbst in der Nähe, gerade hierüber glaubwürdig ist.

2) Procop bell. Vand. II c. 9 S. 446, 19.

römischen Imperators gekommen, der sie nach Jerusalem an die dort angesiedelten Christen zurückstellte. Ein Theil der eroberten Schätze wurde an die Familie des Hilderich vertheilt, Gelimer mit einem Landsitz in Galatien ausgestattet. Zum Patricius aber, wie ihm jener Heruler in Aussicht gestellt hatte, wurde er nicht ernannt; denn von dem arianischen Glauben abzufallen hat er sich auch in seiner damaligen Hülflosigkeit geweigert.

Die Vandalen, deren Vordringen an der Spitze anderer germanischer Nationen, deren von Afrika her gegen Rom unternommener Krieg zu den Verwicklungen seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts vornehmlich mitgewirkt hatte, waren gleichsam vertilgt von der Tafel der Welt. Es ist nur eine Fortsetzung der Unternehmung gegen die Vandalen, wenn Belisar seine Waffen gegen die Gothen selbst wendete. In Italien war ein Ereigniß eingetreten, das der von Theoderich eingerichteten Staatsordnung mit Einem Schlage ein Ende machte.

Amalasuntha hatte nach dem Tode ihres Sohnes den vornehmsten aller Gothen, die damals lebten, ihren Vetter Theodahat zum Mitgenossen des Reiches angenommen[1]). Ganz freiwillig war dieser Entschluß wohl nicht; denn Theodahat hatte den nächsten Erbanspruch auf das gothische Königthum.

1) Wir haben das Schreiben Theodahats an den Senat übrig, in welchem er sagt: dominam rerum consortem me regni sui larga pietate fecisse (Cassiodor Var. X, 4) und ein anderes an Justinian, worin es heißt: Dominae sororis nostrae, cui singulariter studetis, judicio favete (Var. X, 2). Man erkennt, wieviel ihm an der Einwilligung des Kaisers gelegen war und gelegen sein mußte. Was bei Procop bell. Goth. I c. 4 S. 22, 20, von seinem der Amalasuntha geleisteten Versprechen vorkommt, sich vollkommen unthätig zu verhalten, stammt nur von Hörensagen, welche diesen Theil seiner Geschichte noch beherrschen.

Da nun Amalasuntha auch fortan als Herrin betrachtet sein wollte, wie einst ihr Vater, und Theodahat Ansprüche machen konnte, die von ihr unabhängig waren, so wurde eine Doppelregierung begründet, die sich unmöglich behaupten ließ [1]). Theodahat, der mit den Großen einverstanden war, die sich der Regierung Amalasunthas widersetzt hatten, gerieth nothwendig in Conflict mit derselben. Nicht lange darauf wurde sie aus Ravenna entfernt, auf eine Insel des Lago di Bolsena gebracht und hier, soviel man weiß, als sie ein Bad nahm, ermordet [2]). Das Geschlecht Theoderichs war damit fürs Erste beseitigt, das Königthum unter Theodahat jedoch bestand. In Amalasuntha verlor Justinian eine Freundin und Verbündete. Ueberdies mußten die Bande der gothischen Herrschaft sich durch diese Vorfälle lösen. Aber auch Theodahat scheint seinem Berufe doch nicht gewachsen und kein Mann gewesen zu sein, der das gothische Reich hätte behaupten können. Er war reichbegütert in Toscana und hauptsächlich für diesen Besitz fürchtete er, als Kaiser Justinian seine Waffen gegen Italien wendete. Der Tod Amalasunthas war ein Verlust für Justinian; ihre Ermordung empfand er als eine Beleidigung und, weil Jedermann sein gutes Verhältniß zu ihr kannte und da

---

1) Im Allgemeinen muß man bei dem stehen bleiben, was Procop in den Gothica gemeldet hat, obwohl es keineswegs ganz zuverlässig ist, wie sich aus den Zusätzen ergiebt, die in den Anekdota beigebracht worden sind. Aber auch darauf dürfte man nicht bauen. Aus den Variae des Cassiodor ergiebt sich, daß zwischen der Gemahlin des Theodahat, Gudelina und der Kaiserin vertrauliche Briefe gewechselt wurden, deren Inhalt jedoch kaum zu wirklichem Verständniß zu bringen ist.

2) Amalasuntha wurde nach der bei Agnellus liber pontificalis ecclesiae Ravennatis c. 62 (vita Ursicini) erhaltenen Zeitangabe am 30. April 535 der königlichen Würde entkleidet und nach der Insel gebracht.

nun die Gothen in innere Entzweiungen geriethen, so war für ihn der Moment gekommen, seine kriegerischen Unternehmungen auch auf Italien auszudehnen. Infolge des vandalischen Krieges waren Sardinien, wohin man den Kopf des gefallenen Tzazo bringen ließ, um die Nachricht von dem Untergang der Vandalen zu beglaubigen, und Corsika unter die Herrschaft der Römer zurückgekehrt. Eine Bewegung, die sich in Afrika erhob, wurde leicht und glücklich überwältigt [1]). Das Heer wurde unter demselben Heerführer, der siegreich zurückgekommen war, nach Italien geschickt. Wir finden keine Germanen in demselben; an ihrer Stelle aber 3000 Isaurier unter ihrem nationalen Anführer Ennes. Wenn man von einer politisch-strategischen Ueberlegenheit reden kann, so war eine solche jetzt vollkommen im Besitz Justinians. Afrika war in seinen Händen, er beherrschte die See. Den Franken stellte er durch eine besondere Gesandtschaft vor: Italien gehöre ihm an, von den Gothen sei es mit Gewalt genommen [2]); durch stete Beleidigungen, die er von ihnen erfahren, werde er genöthigt, gegen sie zu Felde zu ziehen. Er forderte die Franken auf, infolge des beiderseitigen Hasses gegen die Gothen, für den er auch religiöse Gründe anführt, Hülfe zu leisten, wozu sie sich bereit erklärten.

Sicilien, damals die Kornkammer von Rom, nahm Belisar beinahe ohne Schwertstreich ein [3]). Die Sicilianer begrüßten die Ankommenden als Befreier und streckten ihnen

1) Um Ostern — 30. März 536 — Procop bell. Vand. II c. 14.

2) Procop Goth. I c. 5 S. 27, 9: *Ἰταλίαν τὴν ἡμετέραν βίᾳ ἑλόντες.*

3) Am 31. Dezember 535 — *τῇ τῆς ὑπατείας ἐσχάτῃ ἡμέρᾳ* — (Procop S. 28, 18.) — zog Belisar in Syrakus ein.

ihre Hände entgegen. Da will es nun scheinen, als hätte Theodahat sich nicht zugetraut, seine Herrschaft zu behaupten. Er hatte seinen Schwiegersohn, einen Gothen Namens Evermuth, dem heranrückenden oströmischen Heere gegenüber aufgestellt, um es abzuwehren. Aber dieser wich von selbst aus seiner Stellung. Nach der einen der uns vorliegenden Traditionen erklärte er sich bereit, den Imperatoren zu gehorchen; nach der anderen hat er Belisar aufgefordert, unverzüglich nach Italien vorzudringen, wo man ihn nicht nur erwarte, sondern nach ihm seufze[1]).

Ohne Schwierigkeit setzte Belisar über die Meerenge, nahm Rhegium ein und rückte vor Neapel. Hier erst trat ein Widerstand hervor, bei dem zwei verschiedene Momente zur Erscheinung kamen. Der eine lag in der Kriegsmacht der Gothen, der andere in dem Maße der Ergebenheit, welche sich Theoderich und dessen Regierung in Italien erworben hatte. Von großer Wichtigkeit war, wenn ich nicht irre, diese Belagerung.

Die Neapolitaner, die eine gothische Besatzung bei sich hatten, verweigerten, sich dem kaiserlichen Feldherrn zu ergeben, solange Belisar nicht auch Rom genommen habe, denn wofern sein Unternehmen gegen die Gothen mißlinge, so würde Neapel, wenn es sich ihm angeschlossen hätte, die Feindseligkeiten der Gothen und deren Rache zu erwarten haben. Es sei, meinten sie, sogar unbillig, sie jetzt zur Unterwerfung aufzufordern; Belisar möge doch erst den Kampf mit den Gothen entscheiden; dann würde Neapel in seine Hand fallen. Man sieht: der Widerstand Neapels war wohl

1) Vergl. in den Analekten den Exkurs über Jordanes.

begründet und Belisar war bereits entschlossen, die Belagerung aufzuheben und gegen Rom vorzugehen. Wäre er aber dabei nicht glücklich gewesen, so würde dadurch das ganze Unternehmen gescheitert sein; er würde vor den Gothen haben zurückweichen müssen. Da gab nun die Entdeckung eines Isauriers, daß man durch eine Wasserleitung, deren äußere Theile Belisar abgebrochen hatte, in die Stadt gelangen könne, Allem eine andere Gestalt. Das schwierige Unternehmen gelang; die Stadt wurde genommen, die Gothen konnten keinen nachhaltigen Widerstand leisten; sie fielen sämmtlich in die Gefangenschaft Belisars. Das geschah im Spätsommer des Jahres 536. Man darf vielleicht behaupten, daß dies Ereigniß über den ganzen Feldzug entschied. Theodahat hatte nun auch seinerseits eine mehr abwartende, als angreifende Haltung eingenommen, aber einen sehr berechtigten Vorwurf sich dadurch zugezogen, daß er Neapel in die Hände des Feindes hatte fallen lassen, ohne einen Entsatz zu versuchen. Der glaubwürdigsten der uns vorliegenden Erzählungen zufolge entschloß er sich jetzt, das gothische Heer gegen Belisar vorrücken zu lassen, doch erschien er auch in dieser dringenden Gefahr nicht selbst im Felde. Er übertrug den Oberbefehl einem der gothischen Führer, des Namens Vitiges, auf den er besonders deshalb vertrauen mochte, weil derselbe sein Waffenträger gewesen war. Das Heer rückte die appische Straße abwärts, nach einem Platz in den pontinischen Sümpfen, der ihnen Wiesen und Weiden für ihre Pferde bot, des Namens Regeta, unfern von Forum Appii [1]).

Hier aber brach nun, als Vitiges bei dem Heere erschien,

1) Regeta war 280 Stadien von Rom entfernt.

der Widerwille, den man gegen Theodahat hegte, in vollen Flammen aus. Man klagte den König nicht mehr der Feigheit, sondern der Verrätherei an; er wolle augenscheinlich sein Verbrechen, kein anderes gewiß, als die Ermordung Amalasunthas, beim Kaiser entschuldigen, eben zum Verderben der Gothen; seine Absicht gehe nur dahin, seine Besitzungen und einen Theil seiner Macht zu behaupten, wenn auch das gothische Reich darüber zu Grunde gehe. Unter dem Getöse der Trompeten gaben die Gothen ihr Mißvergnügen darüber kund, daß nicht ein streitbarer Fürst sie ins Feld führe. Sie waren nicht gemeint, Vitiges nur als Feldhauptmann an ihrer Spitze zu sehen; sie verlangten einen König, der die Waffen zu führen verstehe. Vitiges selbst sollte ihr König sein. Als Vitiges dies Vorhaben erkannte, hat er gefragt, wohin denn die Absicht des Heeres in Bezug auf Theodahat gehe. Den, rief man ihm zu, müsse man aus dem Wege räumen. Und nur geringen Widerstand setzte ihnen Vitiges entgegen; wahrscheinlich theilte er die Besorgniß des gothischen Heeres. Er wurde auf den Schild gehoben und einstimmig zum Könige ausgerufen. Wir haben eine in seinem Namen verfaßte Ansprache übrig, in der er besonders auf diese kriegerische Stimmung der Gothen Werth legt; der Fürst müsse der Meinung entsprechen, die man von seinem Beruf überhaupt hege; er seinerseits wolle Fürsorge tragen, Theoderich nachzueifern, der einzig dazu ausgerüstet gewesen sei, für das Reich der Gothen zu sorgen; der sei dessen Verwandter, wer seine Handlungen nachzuahmen vermöge [1]. An einen Feldzug gegen Belisar war

1) parens ipsius debet credi qui eius facta potuerit imitari Cassiodor, Var. X, 31.

unter diesem Getümmel des Regierungswechsels nicht zu denken. Vitiges mußte sich erst auf seinem Throne befestigen. Theodahat, der indeß seine Zuflucht nach Ravenna genommen, wurde auf dem Wege durch die Getreuen des Vitiges ermordet[1]) und dieser selbst eilte dann dahin, um die höchste Gewalt in Besitz zu nehmen.

Alle Beziehungen zu dem Geschlecht der Amaler wollte er nicht aufheben. In Ravenna lebte noch eine Tochter der Amalasuntha, Matasuentha. Mit dieser beschloß Vitiges, sich zu verheirathen. Er war schon vermählt, aber er trug kein Bedenken, seine Gemahlin zu verstoßen. Hierauf fügte sich Matasuentha, aber, wie wir ausdrücklich versichert werden, nur sehr ungern und gezwungen[2]).

Unter dieser drangvollen Verwicklung der Umstände konnte sich Rom nicht behaupten; Belisar zog am 9. Dezember 536 daselbst ein. Große Heldenthaten waren es nicht, durch welche Belisar seine Eroberungen vollzog. Daß er dem römischen Senat eigentlich willkommen gewesen wäre, läßt sich auch nicht sagen; durch eine Mission des Senats war ja Zeno einst aufgefordert worden, keinen morgenländischen Gewalthaber wieder nach Italien zu schicken. Ein guter, zeitgenössischer Bericht meldet, der römische Senat und das Volk seien ihrer alten Tugend nicht eingedenk gewesen. In Wahrheit hatten sich die Römer unter Odoaker und

1) Nach dem Continuator des Marcellinus (z. J. 536) am Flusse Santarno: in loco qui dicitur Quintus; nach Agnellus a. a. O. 15 Millien von Ravenna, im Dezember 536.

2) Ich schöpfe hier mehr aus dem Buche des Jordanes, das man als Romana von den Getica trennt, als diesen selbst. Darüber ein Wort in den Analekten.

unter Theoderich, welche die Idee eines unabhängigen Italiens aufrechterhielten, in einem gedeihlichen und verhältnißmäßig glücklichen Zustand befunden. Selbst die religiösen Antipathien gegen die Gothen waren nicht gerade stark, wie denn der damalige Papst Silverius dem Theodahat seine Einsetzung verdankte; konfessionelle Bedrückungen hatten die Katholischen von den Gothen nicht erfahren; manche von diesen waren zu ihnen übergegangen. Dieser Gesinnung konnte es nicht entsprechen, daß ein Heerführer aus dem Orient herbeikam, um Italien, das er für das Eigenthum des Kaisers erklärte, und vor Allem Rom dem oströmischen Reiche wieder zu unterwerfen. Verkennen wir nicht: es war das erste Eingreifen eines Heeres unter byzantinischer Anführung in die Angelegenheiten von Italien. Die Römer ließen Belisar einrücken; aber ihre Meinung war, eine definitive Entscheidung über ihr Schicksal erst von den weiteren Ereignissen zu erwarten. Vitiges schloß sich durch seine Vermählung mit Matasuentha an Theoderich und dessen Politik an, die eine dem Hofe von Constantinopel keineswegs entgegengesetzte war. Daß Theodahat ermordet worden sei, machte Vitiges bei Justinian als ein Verdienst geltend, das dieser anerkennen sollte: denn, wie gesagt, man wußte, daß der Kaiser mit Amalasuntha in Verbindung gestanden hatte[1]). War er aber entschlossen, die alte Unabhängigkeit von Italien nochmals zu verfechten, so konnte er sich doch nicht verbergen, daß er mit dem kaiserlichen Kriegsheer, das dieselbe vernichten wollte, werde kämpfen müssen. So vollkommen Barbaren waren die Germanen, die sich einer großen Weltstellung erfreut hatten, mit Nichten, daß sie nicht die allgemeine Verflechtung der Dinge auch ihrerseits in Be-

tracht gezogen hätten. Wir werden noch darauf zurückkommen, wie sie den Orient selbst und die Verwicklungen mit Persien ins Auge gefaßt haben. Damals aber war ihr Blick vornehmlich auf die Franken gerichtet. Sie konnten sich die Augen nicht dagegen verschließen, daß sie verloren waren, wenn diese sich mit Justinian wirklich vereinigen sollten. Wenn nun der Kaiser sein Einverständniß durch die Lage der Dinge begründet hatte, so bot diese nun auch ein Motiv dar, um die Franken mit den Gothen auszusöhnen. Vitiges und seine Gothen entschlossen sich, die Bezirke des südlichen Galliens, die sie in Besitz genommen hatten, den Franken zu überlassen; diese versprachen ihnen dafür ihre Beihülfe in Italien, nicht zwar durch die Franken selbst, aber durch die von ihnen abhängigen Burgundionen [1]). Insofern war die Stellung der Franken eine zweifelhafte, selbst zweideutige; sie versprachen die Gothen zu unterstützen, ohne doch mit den Römern zu brechen, denen sie kurz vorher entgegengesetzte Zusagen gemacht hatten. Ihrer damaligen Position entsprach das nach beiden Seiten hin. Sie dachten nicht die Unternehmungen Justinians zu hindern, aber seinen Zweck zu erreichen wollten sie ihm doch keineswegs gestatten. Für den Moment war es ein unschätzbarer Vortheil für den neuen gothischen König, daß er dadurch gegen Gallien und Burgund gesichert war. Vitiges konnte alle seine Streitkräfte aufbieten, um Rom wieder in seine Hände zu bringen. Er war der Meinung, wenn er mit gewaltiger Heeresmacht vorrücke, werde Belisar ihn in Rom nicht erwarten. Er eilte herbei, wie man annahm, um die Flucht desselben zu verhindern [2]).

1) Procop I, c. 13 S. 73.
2) Procop bell. Goth. I, c. 16 fin. c. 17 S. 85, 6.

Da kam es nun zu einer Belagerung Roms, die man zwar nicht mit früheren oder späteren vergleichen kann, die aber für die Zeit und die Umstände bezeichnend genug ist, um einige Züge aus derselben mitzutheilen[1]).

Seltsamer Weise tritt hier derselbe Zweifel ein, der bei der Eroberung Roms durch die Gallier so viele Schwierigkeiten macht: auf welchem Ufer des Tiber der erste Zusammenstoß stattgefunden habe. Procop sagt mit Bestimmtheit, daß die Gothen eine Brücke über den Tiber einnahmen, welche Belisar befestigt hatte[2]); der habe ihnen dann den Eingang in einem persönlichen Kampfe verwehrt, bei welchem alle Angriffe des Feindes gegen ihn gerichtet und durch seine Geschicklichkeit und Unerschrockenheit — selbst das Pferd, das er dabei ritt, wird nicht vergessen — zurückgewiesen worden seien. So hoch man auch sonst die Glaubwürdigkeit Procops anschlagen mag, so fällt es doch auf, daß er hier dem Feldherrn, dem er als Beirath beigegeben war, die wichtigsten Erfolge persönlich zuschreibt. Belisar selbst hat das erste Geschoß gegen die heranrückenden Gothen gerichtet und einen Führer derselben grade in den Hals getroffen, sodaß er hinstürzte; er hat den Befehl gegeben, die Geschosse auf das Zugvieh, welches die Belagerungswerkzeuge der Gothen herbeischleppt, zu richten. Bei dem Sturme, den diese später unternehmen, erscheint er an der am Meisten

1) Die Belagerung begann nach Procop bell. Goth. I, c. 24, S. 117, 22 Anfang März (*Μαρτίου ἱσταμένου*) 537. Nach Anastasius vita Silverii rückte Vitiges von Ravenna aus am 24. Februar gegen Rom vor. (Muratori script. rer. Ital. III S. 129 B.)

2) Procop bell. Goth. II, c. 17 S. 861. Gregorovius, der hier sehr lesenswürdig ist, sucht zu beweisen, daß es eine Brücke über den Anio gewesen sei, worin ihm Reumont folgt.

gefährdeten Stelle, sodaß der Anfall unter seinen Augen zurückgeschlagen wird. Daran ist nicht zu zweifeln, daß die Thatsachen, wie Procop sie berichtet, vorgefallen sind, aber die Zusammenstellung hat doch einen panegyristischen Zug. Die Erzählung ist antiquarisch unschätzbar, wie wir denn da das Grabmal Hadrians zuerst in eine Burgfeste verwandelt sehen, zu deren Schutze selbst die Bildwerke der alten Götter und Heroen, durch welche sie geschmückt ist, auf die Gothen herabstürzen und zur Vertheidigung beitragen. Der Autor verschmäht jedoch auch die Legende nicht, nach welcher St. Peter einen Theil der Mauer in seinen Schutz genommen haben soll [1]. Die Erzählung ist ein Gemisch von vortrefflicher eigener Kunde, christlicher und antiker Legende und panegyristischer Auffassung. Die gewaltsame Behauptung der Subordination, durch welche Belisar seinen Ruhm schmälert, wird in diesem Buche dem Neide des Geschickes, in einem anderen — das derselbe Autor verfaßt haben soll — den böswilligen Einwirkungen seiner Gemahlin zugeschrieben. Abstrahiren wir von alledem, ohne es gradehin zu leugnen, so bleiben doch unzweifelhafte Momente von historischer Bedeutung übrig.

Der erste ist der allgemeinste; die Mauern Aurelians bestanden eigentlich erst damals recht ihre Probe; sie wurden von Belisar noch besonders dazu in Stand gesetzt; ihm kam bei der Vertheidigung zu Statten, daß er Sicilien im Besitz hatte und das Volk mit Lebensmitteln versorgen konnte; sonst nahmen die Einwohner an der Sache, die er verfocht, nur wenig Antheil. Sie haben einmal die Thore vor ihm

---

1) Procop bell. Goth. I c. 23 S. 110, 5.

verschlossen, weil sie fürchteten, die Feinde würden mit ihm zugleich eindringen, und erst dann wieder geöffnet, als diese zurückgewichen waren. Belisar wandte die poliorketischen Erfahrungen, die er im Orient gesammelt hatte, zur Vertheidigung der Ringmauer an. Um dieselbe her schlugen sich dann seine orientalischen Reiter mit den Gothen; aber diese Scharmützel, deren Procop sieben und sechzig zählt, führten doch lange zu keinem Erfolge, bis endlich die Gothen den Portus Romanus, wie er damals war, in ihre Gewalt brachten und auch an einer wohlgeeigneten Stelle ein bewaffnetes Lager aufrichteten, sodaß die Zufuhr zur See und zu Lande abgeschnitten wurde [1]). Hierauf brach eine förmliche Hungersnoth mit allen ihren Schrecken in der Stadt aus, sodaß der Feldherr genöthigt wurde, einen Stillstand auf drei Monate mit den Gothen einzugehen, auf den diese auch deshalb antrugen, weil eine Gesandtschaft an den Kaiser abgehen sollte, von dem sie hofften, er werde ihre Rechte anerkennen [2]). Allein indessen hatte Justinian schon entschieden. Um keinen Preis wollte er Italien aufgeben; er schickte abermals ein Heer hinüber, das hauptsächlich aus Isauriern bestand, bei dem sich aber auch Thracier befanden, alle unter Heerführern, die eine hohe Stellung einnahmen. Eine kleine Abtheilung landete in Samnium, eine andere in Hydrus (Otranto), eine dritte in Neapel. Diese nun unter dem Magister Militum Johannes schlug, reich mit Lebensmitteln versehen, den Weg nach dem Portus Romanus ein [3]).

Es gelang ihm, den Gothen zum Trotz, nicht allein

1) Procop I c. 26.

2) Procop II c. 6. 7.

3) Procop II c. 5, und der Continuator des Marcellinus bei Roncall. II 325.

Lebensmittel an das Land zu bringen sondern auch in ihrem Rücken Aternum (Ortona), und sogar Rimini zu besetzen[1]). Hiedurch hauptsächlich wurde Vitiges genöthigt, seine Belagerung aufzuheben[2]), er mußte jetzt die vorzugsweise von den Gothen eingenommenen Landschaften zu retten suchen. Soeben noch gemeint, Rom auf die eine oder die andere Weise zu erobern, mußte er jetzt an die Vertheidigung denken. Er besetzte Chiusi, Orvieto, Todi, Osimo, Urbino und einige andere Plätze[3]); allenthalben setzte er gothische Heerführer ein. Sein Hauptaugenmerk war auf Rimini gerichtet, welches nun der vornehmste Schauplatz der Entscheidungen wurde, unerwarteter Weise in zwiefacher Hinsicht. Denn auch zwischen Belisar und den neu angelangten Hülfsvölkern waltete doch kein rechtes Einverständniß ob. Belisar wollte den Anführer derselben, Johannes, aus Rimini herausziehen und die Stadt anderweit besetzen, Johannes aber weigerte sich, ihm Gehorsam zu leisten, wobei ihm seine Truppen großentheils folgten, während die Freunde Belisars sich zu diesem zurückzogen. Vitiges rückte heran, um Rimini wieder einzunehmen, und für das oströmische Heer war nun die nächste Aufgabe, diese Stadt zu entsetzen. Noch mit einem anderen Heerführer der herbeigeführten Hülfsvölker gerieth Belisar in Zerwürfniß. Die Rangordnung des Hofes wirkte auf die

1) Comes Marcellinus, Roncall. II, 326: Johannes in Portu, quae posuerat castra deserens, Samnitum regionem ingressus est, Aternoque oppido expugnato — Ortonas quoque similiter invadit, Picenum depraedans Ariminum occupat. Quo audito, Vitiges relicta Roma — Ariminum obsidet.

2) Die Belagerung hatte ein Jahr neun Tage gedauert; Vitiges hob sie auf um die Zeit des Frühlingsäquinoctiums (*ἀμφὶ τροπὰς ἐαρινάς*, Procop b. G. II, c. 10, S. 186, 9), also um Mitte März 538.

3) Procop II c. 11.

militärischen Verhältnisse zurück, besonders seitdem der Eunuch Narses, ein doppelt einflußreicher Mann, weil er den Schatz verwaltete und zu den vertrautesten Rathgebern Justinians gehörte, mit einer Schaar von Herulern, die damals unter den Kriegsbanden fast den vornehmsten Ruf hatten, in Italien erschienen war. Unter dessen Einfluß nun geschah es, daß unter allen möglichen Unternehmungen, über die man berieth, der Entsatz von Rimini als die dringendste anerkannt wurde[1]). Ohne alle Schwierigkeit wurde derselbe bewerkstelligt. Zugleich durch die Ankunft des Heeres, das sie für bei Weitem stärker hielten, als es war, und durch das Herbeikommen einer kleinen Flotte erschreckt, hoben die Gothen in stürmischer Eile die Belagerung von Rimini auf; Belisar konnte in die Stadt einziehen. Hier aber kam der Hader zwischen den Feldherren zu vollem Ausbruch. Auf eine Andeutung Belisars, die Belagerten seien einer Abtheilung seiner Truppen, deren Führer er nannte, die Rettung schuldig, antwortete Johannes: nicht diesem, sondern dem Narses, auf dessen Rath sein Entsatz beschlossen worden, fühle er sich zu Danke verpflichtet. Bei einem Zug gegen Urbino erlebte man dann, daß Narses, der das Unternehmen überhaupt gemißbilligt hatte, mit seinem Heerhaufen eine abgesonderte Stellung einnahm[2]). Belisar gelang es doch, sich der Stadt zu bemächtigen[3]). Aber auf einen einzelnen Platz beschränkte sich die Differenz zwischen Belisar und Narses nicht. In Folge des Abkommens mit Vitiges waren die Franken oder vielmehr die von ihnen abhängigen

1) Procop II c. 16.

2) Procop II c. 19.

3) Im Dezember (ἀμφὶ τροπὰς τὰς χειμερινάς, II c. 20) 538.

Burgundionen nach Oberitalien vorgedrungen, wo sie dann ohne Mühe die Oberhand erlangten, sodaß sie die Römer, welche, wie Neapel, Rom, Rimini, bereits auch Mailand eingenommen hatten, durch Gothen verstärkt, daselbst belagerten [1]). Belisar faßte die Absicht, ohne Verzug dahin vorzurücken und das Heer der Belagerer zu zersprengen. Er schickte eine Heeresabtheilung ab, die aber am Po innehielt. Narses dagegen meinte: die Straße und Provinz Aemilia, durch welche Ravenna von dem übrigen Italien abgeschnitten würde, in Besitz zu nehmen, sei mehr im Interesse des Kaisers.

Aus einem Schreiben Justinians, worin er angewiesen wurde, Belisar zu gehorchen „zum Vortheil des Reiches", zog er den Schluß, daß von keiner Unterordnung die Rede sein könne, sobald dies der Vortheil des Kaisers nicht sei [2]). Er hatte bereits den ihm ergebenen Johannes nach Aemilia geschickt, um sich dieser Provinz zu bemächtigen. Dergestalt gab es gleichsam zwei Oberbefehlshaber neben einander, deren Uneinigkeit dann wieder dem Gegner sehr vortheilhaft war. Als die belisarischen Kriegsobersten anderweite Hülfe verlangten, um es wagen zu können, über den Po zu gehen, weigerten sich die von Narses abhängigen, ohne dessen Befehl ihnen zu Hülfe zu kommen. Zwar gab nun Narses diesen Befehl; allein indessen war für den Entsatz von Mailand die rechte Zeit verstrichen; es fiel in die Hände der Gothen, die zwar der Besatzung freien Abzug gestatteten, die Stadt aber entsetzlich verwüsteten; die Mailänderinnen, die sie zu Gefangenen machten, überließen sie als Sklavinnen den Burgundionen. Dann kam auch König Theodebert in

1) Im Jahre 538 nach Marius von Aventicum. S. 32 bei Arndt.
2) Procop bell. Goth. II c. 18 g. E.

Person über die Alpen, in der Absicht[1]), Italien, welches die Gothen allein zu vertheidigen nicht fähig waren, mit ihnen zu theilen. Er hat das Vitiges selbst vorgeschlagen, der aber, von Belisar aufmerksam gemacht, welchen Gefahren er sich aussetze, es vorzog, mit dem Kaiser zu verhandeln[2]). Auch Justinian bot eine Theilung an; er wollte den Gothen das transpadanische Gallien überlassen, um auf einen früheren Ausdruck zurückzukommen: das continentale Italien; das peninsulare wollte er behaupten und mit seinem Reiche vereinigen; die Schätze wollte man theilen. Der Entschluß des Kaisers beruhte noch auf einem anderen Moment. Soeben war der Krieg mit Persien wieder ausgebrochen, soviel man weiß, auf Antrieb der Gothen selbst. Der Kaiser wünschte dem Kampfe in Italien ein Ende zu machen; er berief Narses ab und ließ eine ähnliche Abberufung auch an Belisar ergehen. Wie greifen da wieder alle Verhältnisse der Welt in einander! Es ist abermals der Widerstand gegen die Perser und gegen die Germanen, welcher, wie einst das alte, so jetzt das neue Rom berührt. Aber jetzt hatten im Westen die Franken die Oberhand, und die Frage war, ob Italien zwischen ihnen und den Gothen getheilt werden solle oder zwischen den Gothen und Oströmern. Den in Ravenna eingeschlossenen Gothen war es zweifelhaft, auf welche Seite sie sich schlagen sollten. Zu einem Entschluß aber mußten sie kommen, schon deshalb, weil Belisar ihnen zu Land und zur See alle Zufuhr abgeschnitten hatte. Der Entschluß aber, den sie faßten, war ein höchst außerordentlicher. Sie geriethen auf den Ge-

1) Im Jahre 538 (Marius Aventicensis und der Continuator des Marcellinus Comes bei Ronc. II. S. 327).

2) Procop II, c. 28.

danken, den klugen und glücklichen Heerführer, von dem sie in ihr Unglück verwickelt worden waren, der aber jetzt die Gunst seines Kaisers nicht mehr zu besitzen schien, an ihre Spitze zu stellen. Er sollte, so meinten sie, als König der Gothen und Italioten zugleich sich dem Kaiser entgegensetzen und die Herrschaft, welche die theodosianische Dynastie von Ravenna her ausgeübt hatte, in Besitz nehmen. Gleich bei den ersten Anfängen eines byzantinischen Kaisers tauchte die Frage auf, welche in dem abendländischen Reiche so oft entscheidend gewesen war; es konnte scheinen, als würde der Heerführer an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres sich dem Kaiser gegenüberstellen und sich durch die Gothen verstärken.

Die Gothen in Ravenna zogen die Vereinbarung mit dem römischen Kriegsführer den Eventualitäten eines Bündnisses mit den Franken vor; sie selbst würden ja dann in Ravenna an der neuen Regierung desselben theilgenommen haben. Und an und für sich hätte Belisar in seiner damaligen Situation wohl Anlaß gehabt, auf Anerbietungen dieser Art einzugehen. Denn der Kern des Heeres, das er anführte, bestand in den Haustruppen, die ihm persönlich ergeben waren. Sie zählten siebentausend Mann, lauter auserwählte und trefflich eingeschulte, kriegsgeübte Leute, denen man in Italien die errungenen Erfolge fast ausschließend zuschrieb. Man hörte das Wort: die Gothen seien allein durch die Haustruppen Belisars bezwungen worden. Dazu kamen dann eifersüchtige Unbotmäßigkeiten anderer Heerführer, die in Byzanz Rückhalt zu finden anfingen. Da hätte es nun wohl scheinen können, als würde Belisar durch eine selbständige Aufstellung in Italien aller dieser Gegner mächtig geworden sein. Und wir wissen, nichts Neues wäre es in dem römischen

Reiche gewesen, wenn ein großer Heerführer sich seinem Kaiser entgegengesetzt hätte.

Allein mit den alten Zeiten und der Natur des Imperiums war auch die Gesinnung der Männer, die demselben dienten, von Grund aus verändert. Belisar war ein Vorbild dieser Gesinnung — ein Mann, der Alles, was er that, mit Umsicht und Bedachtsamkeit vollzog. Die Selbständigkeit, die ihm der Kaiser bewilligt hatte, und die er in den Actionen selbst behauptete, bewog ihn doch nicht, irgend Etwas gegen den Willen desselben vorzunehmen.

Man hat erzählt, er habe dem Kaiser einen Eidschwur geleistet, daß er sich bei dessen Lebzeiten nicht eigenmächtig aufstellen werde. Er war im Dienste Justinians noch vor dessen Thronbesteigung emporgekommen; durch Alles, was sich seitdem ereignet hatte, fühlte er sich an ihn gefesselt. Entfernt davon, die Herrschaft von Italien anzustreben, hat er vielmehr dem Kaiser durch scheinbares Eingehen auf die gothischen Pläne Stadt und Hafen von Ravenna verschafft.

Die Sache ist nach dem Zeugniß des in alle Einzelheiten eingeweihten Procop folgendermaßen vor sich gegangen. Die Gothen in Ravenna schickten eine Botschaft an Belisar, um mit ihm einen Pakt zu schließen, welcher zwei Punkte enthalten sollte: den einen, daß er ihnen persönliche Sicherheit zusagen, den andern, daß er ihnen versprechen solle, König der Gothen und Italioten zu werden; gehe er darauf ein, so sollten die Gesandten ihn und sein militärisches Gefolge sofort nach Ravenna bringen. Es versteht sich von selbst, daß die Verhandlungen sehr geheime waren. Belisar nahm den ersten Punkt an; was aber die höchste Gewalt

betreffe, so werde er die Uebereinkunft nur vor dem König und den Großen der Gothen beschwören.

Es sieht beinahe aus, als ob er hiebei sich doch auch von den Römern emancipiren und die Entscheidung der Angelegenheit in seine eigene Hand habe bringen wollen. Aber dabei hat er doch Etwas hoffen lassen, was er entschlossen war nicht auszuführen. In Folge seiner Versprechungen rückte er in Ravenna ein.

Dem Vitiges wurde seine äußere Ehre gewahrt; faktisch aber brachte ihn Belisar in seine Gewalt. Man erlebte, daß eine größere Zahl von einer kleinen überwältigt und gleichsam in Gefangenschaft geführt wurde, worüber die gothischen Frauen in heftige Verwünschungen ausbrachen. Belisar wußte einen großen Theil der Gothen auf ihre Landgüter zu entfernen; er erlaubte sich keine Gewaltthätigkeiten, nahm jedoch die Schätze des Palastes in Besitz. Und nicht allein diese, sondern auch die Tochter Amalasunthas, Matasuentha, und den Gothenkönig Vitiges führte er nach Constantinopel fort. Die Befehlshaber der benachbarten Plätze ergaben sich größtentheils an Belisar [1]).

In der Vorhalle des kaiserlichen Palastes, den Justinian umbauen ließ, wurde eine Darstellung der Rückkehr des Belisar angebracht, der die Beute, die er gemacht, und die Fürsten, die er gefangen genommen, vorführt. Neben dem Kaiser erblickte man seine Gemahlin und daneben die Senatoren; Alle in einer Haltung, in welcher sich die freudigste Theilnahme kundgab. Und gewiß war der Erfolg für das Reich von Constantinopel von größtem Werth; Afrika, sowie das süd-

1) Im Frühjahr 540 kehrte Belisar nach Constantinopel zurück.

liche Italien und die ganze adriatische Seeküste standen wieder unter der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers. In der Hauptstadt war Belisar der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Die Besorgnisse, welche man vor Afrika seit Gaiserich, vor Italien unter Theoderich unaufhörlich gehabt hatte, waren durch Belisar rasch und glücklich gehoben. Man sah ihn täglich mit seinem Gefolge von Vandalen, Gothen und Mauren einherschreiten; man konnte sich nicht satt an ihm sehen: ein hochgewachsener Mann, der im Getümmel der Waffen seine Leutseligkeit bewahrt hatte, geliebt von den Soldaten, bewundert vom Volke. Daß er die Autorität des römischen Reiches in Afrika und Italien wiederhergestellt hat, giebt ihm einen Anspruch auf universalen Nachruhm.

Siebzehntes Capitel.

Wiedererhebung und nochmalige Ueberwältigung der Gothen. Totila, Narses.

Es springt in die Augen, welche Bedeutung dies Ereigniß für die allgemeinen welthistorischen Probleme hatte, aber entschieden waren sie damit nicht; die Gegensätze zwischen der römischen und germanischen Welt stießen immer aufs Neue aufeinander, nur an anderen Orten und in anderer Weise.

Die ostgothische Unabhängigkeit war zu Grunde gerichtet, aber an Stelle derselben trat die fränkische Macht in den Vordergrund. Wir erinnern uns, wie gewaltig Theoderich den Franken entgegengetreten war. Zeit seines Lebens hatte er sie in einer gewissen Unterordnung gehalten; um so stärker kamen sie empor, als er gestorben war. Die von ihm zurückgehaltenen Frankenkönige stürzten sich auf die Nachbarn, die bisher von den Ostgothen in Schutz genommen waren. Der Austrasier Theoderich brachte nun erst die Alemannen unter seine Botmäßigkeit und nahm Thüringen in Besitz.

Die Veränderung der Lage kommt vor allem in Thüringen, welches einen guten Theil des inneren Germanien beherrschte,

zur Erscheinung. Chlodwig hatte, noch vor den Alemannen, die Thüringer besiegt. Theoderich gab ihnen die politische Existenz zurück und bestätigte sie durch verwandtschaftliche Verbindung. Aber das hing mit dem Bestehen des ostgothischen Reiches aufs Engste zusammen. Die Söhne Chlodwigs erhoben sich in ihrer ursprünglichen Ueberlegenheit und warfen die Schöpfung Theoderichs nieder. Der Ehrgeiz der Schwestertochter des verstorbenen Ostgothenkönigs, Amalaberga, die mit Hermanfried, dem König der Thüringer vermählt war, gab hierzu den vornehmsten Anlaß [1]). Thüringen erlag dem Anfalle der in den Kämpfen in Gallien erstarkten fränkischen Kriegsmannschaften der merowingischen Könige von Metz und Soissons. Amalaberga nahm ihre Zuflucht nach Italien zu ihrem Bruder Theodahat. Auch daraus sieht man, was es mit dem Sturz desselben auf sich hatte; hätte er sich vertheidigen können, so würde er auch die Autorität der Ostgothen in Germanien aufrecht erhalten haben. Damals zuerst sind die Ufer der Unstrut in eine allgemeine historische Beziehung getreten. Der Palast der thüringischen Könige an den Ufern dieses Flusses zerfiel in Staub und Trümmer [2]). Das thüringische Königreich ging unter, doch finden wir einige Ueberreste der Familie in Constantinopel [3]) und an den fränkischen Höfen, wo sie dann verschwinden. Auch die Alemannen konnten sich ohne den Schutz der Ostgothen der

1) Ich behalte mir vor, darüber ein Wort in dem Exkurs über Gregor von Tours in den Analekten zu sagen.

2) Im Jahre 530 u. A.

3) Amalafried, der Sohn Hermanfrieds und der Amalaberga, welchen Belisar zugleich mit Vitiges nach Constantinopel brachte, trat in den Dienst Justinians (Procop bell. Gothic. IV, 25. S. 593, 20).

Uebermacht der Franken nicht lange erwehren. Indem sich nun dergestalt deren Macht in Germanien erneuerte und festsetzte, wurden sie auch ihrer gallischen Nebenbuhler Meister.

Den Söhnen der Clotilde hatte sich bei ihrem Angriff auf Burgund die Concurrenz des ostgothischen Königs entgegengestellt; er hatte einen Theil des burgundischen Gebietes an sich gerissen, aber König Godomar nicht verdrängen lassen. Es scheint nun, als sei es nach dem Tode Theoderichs zu einer Auseinandersetzung zwischen Burgund und dem ostgothischen Hofe gekommen, wodurch jenes sein Gebiet wiedererhielt. Aber zugleich hatte König Godomar durch diesen Todesfall seine beste Stütze verloren. Einem neuen Angriff der fränkischen Könige konnte er keinen Widerstand leisten; er wurde geschlagen, sein gesammtes Gebiet wurde von den Frankenkönigen in Besitz genommen und getheilt [1]). Der letzte burgundische König endete sein Leben, soviel man weiß, in einem fränkischen Castell [2]). Die Macht der Franken wurde hierdurch gleichsam verdoppelt. Sie brachten die Gebiete, welche die Germanen zuerst kolonisirt hatten, und die, von denen sie ausgegangen waren, die zum Theil noch ihren Namen trugen, Helvetien, Savoyen und einen Theil des hohen Gebirges, welches Europa überhaupt beherrscht, unter ihre Botmäßigkeit. Sie ließen es im Allgemeinen bestehen, wie sie es fanden; doch wurden verschiedene wichtige Plätze den kleinen Königreichen zu Theil. Autun,

1) 534: Marius von Aventicum, bei Arndt S. 32.

2) Die näheren Umstände sind bekanntlich zweifelhaft. Vergl. die auf sorgfältigen Studien beruhende Auseinandersetzung bei Jahn, Geschichte der Burgundionen II S. 68.

das alte Augustodunum, das durch Belagerung genommen war, ging an Theoderich von Metz über.

Ueberhaupt nahm dieser, da doch alle Gebiete der Franken seine Autorität anerkannten, eine große Stellung in der Welt ein. In einem seiner Schreiben rühmt er sich, daß auch die Sachsen ihm gehorsam seien [1]). In dieser Lage befand man sich, als die Botschaft Justinians, von der wir oben berichteten, an die Franken gelangte. Justinian suchte, als er sich zum Angriff gegen die Ostgothen anschickte, ein Bündniß mit denselben, ungefähr wie einst Constantius die germanischen Bevölkerungen gegen Magnentius in die Waffen gebracht hatte, aber wie unter ganz anderen Umständen, so auch mit bei Weitem entschiedeneren Erfolgen. Zwischen Justinian und den Franken bildete jetzt auch die Religion ein näheres Verhältniß. Der rechtgläubige Kaiser wollte die Arianer sowenig in Gallien dulden, wie in Italien. Eben das Bekenntniß des Katholicismus aber gab den Franken eine überlegene Stellung in dem inneren Gallien. Man darf wohl hinzufügen, daß diese in der Annäherung des Kaisers zugleich eine Anerkennung ihrer bisherigen Eroberungen sehen durften: denn wie hätte er sonst in ein völkerrechtliches Verhältniß mit ihnen treten können. Sie gingen auf die Anträge des Kaisers ein, aber zu einem intimen Verständniß, wozu zu allen Zeiten noch mehr gehörte, als die bloße Urkunde eines Versprechens, ist es doch nicht gekommen. Die Franken haben nie aufgehört, eine Aus-

---

1) Schreiben an Justinian bei Bouquet, Rerum Gallicarum et Francicarum scriptores, T. IV, S. 59, Nr. 16.

dehnung der kaiserlichen Autorität selbst nach Gallien zu fürchten [1]).

Nach einigen Bedenken nahmen sie die Anträge des Vitiges an, der ihnen die von Theoderich nicht allein im letzten, sondern auch früher im westgothischen Kriege in Besitz genommenen Landschaften antrug, wenn sie ihm gegen den Kaiser Hülfe leisten wollten [2]). Dadurch erst wurde der Umkreis ihrer Eroberungen den Gothen gegenüber vollendet und bestätigt. Zu welcher Größe und Machtfülle hatte sich da das fränkische Reich emporgeschwungen! Herrschend in Germanien, in Gallien, vordringend nach Spanien, an der Spitze der Völker, die früher Italien heimgesucht hatten, und in einem selbständigen Verhältniß zum oströmischen Reiche! An die Spitze dieser Macht trat nun in dem Sohne Theoderichs von Metz, Theodebert, ein Fürst, der der größten Conceptionen fähig war [3]). Ich fürchte nicht, etwas Fremdartiges in die politischen Verflechtungen des sechsten Jahrhunderts hineinzutragen, wenn ich annehme, daß den Franken ein treffendes Verständniß ihrer damaligen Beziehungen innewohnte. Die Fortschritte Belisars in Italien konnten ihnen nicht anders als genehm sein, weil dessen Unternehmen zugleich ihnen selbst eine freundschaftliche Abkunft mit Justinian verschafft hatte. Aber, daß sie nun von ihrer Seite einbrechend die Ostgothen vollständig hätten verderben sollen, würde doch weit über die Pflicht der Selbsterhaltung hinausgegangen sein. Theodebert

1) Procop bell. Goth. III. c. 33, S. 417, 6: *οὔ ποτε ᾤοντο Γαλλίας ξὺν τῷ ἀσφαλεῖ κεκτῆσθαι Φράγγοι, μὴ τοῦ αὐτοκράτορος τὸ ἔργον ἐπισφραγίσαντος τοῦτο.*

2) Procop bell. Goth. I, c. 13. S. 73.

3) Theoderich starb 534, Theodebert 548.

entschloß sich, wie berührt, noch vor der letzten Entscheidung in Italien einzudringen; sein stattliches Heer aber wurde durch die Einwirkung des Klimas und epidemische Krankheiten unfähig gemacht, nachdrücklich einzugreifen. Die Franken erscheinen jetzt als die Vorfechter der Gesammtheit der germanischen Völker, wenn wir so sagen dürfen, der germanischen Idee, besonders auch der Ostgothen selbst. Nach jenem Ereigniß von Ravenna, durch welches Italien an das Kaiserthum zurückfiel, waren sie durchaus nicht geneigt, auch das gesammte Oberitalien in oströmische Hände gerathen zu lassen. Wohin ihre Entwürfe gingen, kann man am besten aus dem Vertrag abnehmen, den sie einige Jahre später mit den Gothen abschlossen, kraft dessen Beide im Kriege gegen Justinian gemeinschaftliche Sache machen, und wenn es ihnen damit gelinge, alsdann über die von jedem Theile gemachten Eroberungen sich verständigen würden, wie es zu beiderseitiger Genugthuung das Beste scheinen werde[1]. Theodebert war bereits von dem Ehrgeiz, die Weltherrschaft zu theilen, ergriffen; er fühlte sich dadurch beleidigt, daß Justinian unter seinen Titeln auch den eines Besiegers der Franken und Alemannen angenommen hatte. Rhätien war ihm schon zugefallen; er dachte daran, die römischen Grenzen mit einer großen Heeresmacht zu durchbrechen und von Illyrien nach Constantinopel selbst vorzudringen. Man hat eine Münze, nach welcher er sich selbst den Titel Augustus beigelegt zu haben scheint. Unter dem Zeichen des Kreuzes wollte er Constantinopel bezwingen. Zu dieser

1) Procop Gothica IV, c. 24 S. 587, 3: διοικήσασθαι ταῦτα, ὅπη ἂν ξυνοίσειν ἑκατέροις δοκῇ.

großen Combination gehörte es, daß Justinian auch von anderer Seite Feindseligkeiten erfuhr, die sehr weitaussehend zu werden drohten.

Soviel man weiß, hat Vitiges, der einen weitumfassenden Blick für die allgemeinen Verhältnisse besaß, dem man die Abkunft mit den Franken zu verdanken hatte, auch eine Verbindung mit dem entfernten Osten eingeleitet. Er gewann zwei Priester, nicht von gothischer, sondern von lateinischer Abkunft, aus Ligurien, um sich mitten durch die oströmischen Gebiete hindurch zu dem persischen Monarchen zu begeben [1]). Dem stellten sie vor, seine ruhige Haltung werde dem Kaiser den Weg bahnen, Herr und Meister der gesammten Welt zu werden; die völlige Unterwerfung der Gothen werde Justinian in den Stand setzen, seine Streitkräfte gegen die Perser ins Feld 'zu stellen. Chosroes Nuschirwan, dem man von einer mit den Hunnen gegen ihn geplanten Feindseligkeit gesprochen hatte, ging auf diese Combination ein.

Der Friede mit Persien hatte den Kaiser in den Stand gesetzt, seine Feinde im Occident zu bezwingen; die ganze Lage veränderte sich, als Nuschirwan die Feindseligkeiten wieder eröffnete; er drang nach Commagene vor und verwüstete das römische Asien [2]).

In dem Wiederausbruch des Krieges, in welchem Belisar sich zuerst ausgezeichnet hatte, lag nun ein sehr naheliegendes Motiv für den Kaiser, demselben die Oberanführung gegen

---

1) Procop Pers. II, c. 2. Gothica c. II c. 22.

2) Im Jahre 540 im Juni nahm er Antiochia, Malalas S. 479, 23 ed. Bonn.

Persien von Neuem anzuvertrauen, wohin er sich ohne Weiteres begab.

Wir haben hier nicht die einzelnen Kriegshandlungen zu begleiten; das einzig Wichtige ist die allgemeine Gestaltung der Dinge. Man kann mit Grund sagen, daß es damals drei große Mächte in der Welt gab: die Franken und die Perser neben dem Kaiser von Constantinopel. Ein Verständniß zwischen Franken und Persern tritt nicht hervor. Aber das Ereigniß ist doch, daß die Eroberung Italiens die Einen und die Anderen gegen Constantinopel aufregte und den Gothen die Möglichkeit verschaffte, sich nochmals zu regen. Auf diesen Kampf nun zwischen den Gothen und der kaiserlichen Macht muß unser Augenmerk vornehmlich gerichtet sein.

Mit dem Verlust von Ravenna waren die Gothen keineswegs vernichtet; sie erhoben sich zu einem Widerstand, der gleichsam als ein neuer Krieg anzusehen ist. Charakteristisch ist die Erklärung eines der Vornehmsten unter ihnen, Ildibad: sich den Ansichten der übrigen anschließen zu wollen, wofern Belisar ihr König werde; nicht aber, wenn das nicht der Fall sei. Als aller Zweifel hierüber geschwunden war, wurde Ildibad selbst in Ticinum mit dem Purpur bekleidet.

Aber es war nicht so leicht, unter den Gothen sich aus dem Stande der Großen in den des allgemeinen Oberhauptes zu erheben. Die Gemahlin Ildibads wurde eifersüchtig, weil sie nicht so prächtig geschmückt war, wie die Gemahlinnen anderer Großen, die den neuen König umgaben; sie wurde sogar verhöhnt. Ildibad rächte sie durch den Mord dessen, der sie beleidigt hatte — wie Siegfried ermordet ward. Aber damit forderte er die Blutrache eines Verwandten des Ermordeten heraus; einst bei der Tafel hinter dem König

stehend, schlug er diesem mit seinem Schwerte das Haupt ab, sodaß es gräßlich über den Tisch hinrollte [1]).

Nach ihm erhob sich ein Fürst aus dem Stamme der Rugier, die immer zusammengehalten und sich ausschließlich unter einander verheirathet hatten, was ihnen denn eine besondere, auf das Stammesgefühl begründete Stärke verliehen haben wird, des Namens Erarich. Die oströmischen Truppen hatten eine so starke Stellung, daß es doch ein Wagestück zu sein schien, ihnen zu widerstreben. Auch Erarich wollte nicht sein eigenes Leben aufs Spiel setzen und trat in Verhandlungen mit Justinian, um wenigstens auf die alten, in Ravenna angebotenen Bedingungen Friede zu schließen. Die vornehmsten Gothen aber waren nicht der Meinung, dem Rugier den Vortheil einer solchen Vereinbarung allein zuzugestehen. Der gothische Befehlshaber in Tarvisium, Totila, war mit den Römern in Verhandlung getreten, um für sich selbst Sicherheit und Vortheile auszubedingen, wenn er seine Feste ihnen ausliefere. Totila war der Neffe Ildibads; die Gothen, die daran festhielten, daß man den Oströmern Italien streitig machen müsse, wendeten ihr Auge auf ihn und trugen ihm an, an Stelle des Rugiers ihr König zu werden. Totila verschmähte ihre Anträge nicht, wollte aber gleichfalls nicht seine persönliche Existenz gefährden. Er ließ die Gothen wissen, sobald Erarich aus dem Wege geräumt sei, wolle er ihr König werden; wäre das aber bis zu einem bestimmten Tage nicht geschehen, so würde er seine Abkunft mit den Befehlshabern in Ravenna treffen. Erarich

1) Procop bell. Goth. III, c. 1.

wurde getödtet. Totila empfing den Purpur[1]). Durch den aber erhielt das gothische Königthum wieder eine gewisse Consistenz und Charakter. Die transpadanischen Gothen, davon durchdrungen, sich dem römischen Imperium nicht unterwerfen zu wollen, ergreifen wieder die Waffen mit erneuertem Eifer. Ihre Defensive verwandelt sich in eine Offensive, welche dadurch unterstützt wurde, daß die Oströmer, nicht mehr einheitlich geführt, sich weniger furchtbar erwiesen[2]). In dem Kampf erscheinen die aus dem Osten herbeigeführten Nationalitäten: Hunnen, Persarmenier, Isaurier in der That noch mehr Barbaren, als die Gothen selbst. Sie dringen einmal in Verona ein, werden aber wieder von da zurückgeschlagen. Der Persarmenier Artabazes, der den Angriff geleitet hatte, rettet sich nur durch einen Sprung von der Mauer; charakteristisch ist der Zweikampf des Artabazes mit einem riesenhaften und wohlgewappneten Gothen, bei dem sie beide umkamen; der Gothe durch die List des Artabazes, dieser selbst durch einen sonderbaren Unfall bei der Leiche des Erschlagenen[3]). Noch einmal stellten sich die Truppen des Kaisers den Gothen im offnen Felde entgegen, wurden aber besiegt; ihre Feldzeichen fielen in die Hände der Gothen[4]), von ihren Mannschaften gingen viele zu diesen über. Die Stärke der Kaiserlichen be-

---

1) Gegen Ende des Jahres 541; Erarich war 5 Monate König gewesen (Procop S. 409).

2) Jordanes Rom. 378: militi exsistunt adversi, contra quos dum non unius, sed diversorum temptat varius apparatus, illi fortiores effecti persistunt.

3) Procop bell. Goth. III c. 3. 4.

4) Frühjahr 542, Procop a. a. O. c. 5.

stand in den festen Plätzen, die sie inne hatten: Rom, Ravenna, Spoleto, Auximum, Florenz, Perugia, Neapel. Auch viele kleinere Festen waren in ihren Händen; die Bevölkerung Italiens gerieth unter die Herrschaft zweier feindseliger Truppenkörper, von denen der eine ihr innerhalb der Mauern beschwerlich fiel, der andere das offene Land beherrschte. Man versteht es, wenn Totila die Mauern der Städte, die er einnahm, schleifte, wie einst Cato die iberischen: denn nur im offenen Felde war er Meister. Auch eine der großen Städte, die nämlich, deren Einnahme den Kampf überhaupt entschieden hatte, Neapel, brachte Totila im Frühjahr 543 in seine Hand; er hatte bedeckte Ruderschiffe, mit denen er den Golf beherrschte. Er vergalt es den Neapolitanern mit Gnadenerweisungen, daß sie immer Freunde der Gothen gewesen waren. Ueberhaupt legte Totila Entschlossenheit und Geschicklichkeit, überdies aber auch Mäßigung gegen die Besiegten an den Tag. Dann wandte er seine Augen nach Rom. Er hatte die senatorischen Frauen, die in seine Hände gefallen waren, mit ehrerbietiger Schonung behandelt. Den Römern selbst brachte er das freundschaftliche Verhältniß in Erinnerung, in dem Theoderich zu ihnen gestanden hatte[1]). Auch arianische Priester gab es in Rom, die sich zur Partei der Gothen hielten. Die Nation war waffenlos, willenlos; der Kampf fand zwischen den Gothen, welche früher die Besatzung ausgemacht, und den oströmischen Feldherren statt, welche dieselben zu ersetzen begonnen hatten. Unter den damaligen Umständen vermochten diese sich nur durch Unterdrückung der Unterthanen zu behaupten, ohne doch dabei Ordnung unter den Soldaten aufrechtzuerhalten.

1) Procop b. G. III c. 9.

Auf die ersten Erfolge der Gothen scheint Justinian wenig Werth gelegt zu haben. Nach dem Verlust von Neapel aber, als Totila auch zur See mächtig erschien und Otranto belagern ließ, zugleich aber selbst sich nach Rom wandte, wo er durch Maueranschläge den Einwohnern erklärte, daß die Gothen ihre Freunde seien, fing man auch in Constantinopel an, besorgt zu werden; man empfand die Nothwendigkeit, der wiederauflebenden gothischen Macht besseren Widerstand zu leisten, und sehr begreiflich ist es wohl, daß sich auch hierbei die Augen wieder auf Belisar wandten, der die Gothen vor Kurzem überwältigt hatte und jetzt gegen die Perser nicht mehr ausrichtete, als auch ein anderer Feldherr vermocht hätte. Damit aber, daß man ihn zurückberief und zuletzt wieder nach Italien schickte, sind noch andere Umstände wichtigster Art verknüpft gewesen, die wir nicht übergehen dürfen. Im Jahre 542 wurden zunächst Aegypten und der Orient von einer jener großen Seuchen heimgesucht, welche unzählige Menschenleben gekostet haben. Es war eine wahrhaft pestilenziarische Krankheit, soviel man aus den Beschreibungen derselben erkennen kann: die Bubonenpest, die dann fast regelmäßig von fünfzehn zu fünfzehn Jahren erschienen ist und wesentlich dazu beigetragen hat, die Epochen der Geschichte von einander zu scheiden. Damals drang sie auch nach Constantinopel vor, wo sie über ein Vierteljahr wüthete und bisweilen an Einem Tage 10000 Menschen hinweggerafft haben soll. Die entmuthigende Verwirrung, die dadurch entstand, wird dazu beigetragen haben, daß dem Totila in Italien keine stärkerer Widerstand geleistet wurde. Es erfolgte aber noch eine andere Wirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten. Auch Kaiser Justinian war von der Seuche

befallen worden; und bei den im Felde gegen die Perser stehenden Truppen erscholl das Gerücht, er sei bereits gestorben. Jedermann beschäftigte sich mit der Frage, wie der Thron des Kaisers, wenn jener Fall eintrete, wiederbesetzt werden solle. Es war ein Problem, welches in die Geschichte des Kaiserthums wesentlich eingriff. Denn wenn unter den Kaisern des fünften Jahrhunderts die Entscheidung immer vom Palast und den in demselben herrschenden Frauen ausging, so war darin unter Justin I., dem Oheim Justinians, eine Veränderung eingetreten. An der Ersetzung des Anastasius hatten die Truppen einen überwiegenden Antheil, wie ihnen ein solcher früher immer zugestanden hatte.

Einige der großen Anführer sprachen nun die Meinung aus, daß, wenn in Byzanz dazu geschritten werde, einen anderen Kaiser zu ernennen, dies nicht zugegeben werden dürfe [1]).

Man sieht wohl, was darin liegt. Die Truppen wollten die Erhebung des Nachfolgers nicht dem im Palast herrschenden Einfluß überlassen; sie wollten selbst an der Besetzung des Thrones theilnehmen. Sie ließen sogar verlauten, daß sie im anderen Falle keinen Gehorsam leisten würden. Dieser Anspruch reicht weit über die in dem Palast vorwaltenden Irrungen und persönlichen Strömungen hinaus. Man darf ihn nicht übersehen, wenn man die folgenden Verwickelungen verstehen will. Justinian genas von seiner Krankheit. Theodora, der hierauf jene Aeußerungen mitgetheilt wurden, fühlte sich durch dieselben tief beleidigt: denn ihr gehörte

1) *ἔλεγον τῶν ἀρχόντων τινὲς ὡς, ἢν βασιλέα Ῥωμαῖοι ἕτερόν τινα ἐν Βυζαντίῳ καταστήσωνται σφίσιν, οὐ μήποτε αὐτοὶ ἐπιτρέψωσιν* (Anecd. c. 4. S. 30, 6).

jener Einfluß an, dem sich die Feldobersten entgegensetzen wollten. Sie zögerte keinen Augenblick, die Vornehmsten, welche jene Worte gesprochen haben sollten, nach Constantinopel zu bescheiden. Vornehmlich waren das Buzes und Belisar. Der erste wurde zu Theodora beschieden und in das unterirdische Gefängniß geworfen, das sie in ihrem Palast eingerichtet hatte. Mit Belisar verfuhr man glimpflicher. Aber er empfand, daß er jetzt in Ungnade gefallen war; den hochberühmten Mann, der vor Kurzem ein großes Gefolge um sich gehabt hatte, sah man einsam und niedergeschlagen in den Straßen einhergehen. Es soll vorgekommen sein, daß er, als er von dem Palast nach Hause zurückkehrte, scheu um sich blickte, gleich als fürchte er von abgeschickten Meuchelmördern ermordet zu werden. Bei seiner Gemahlin Antonina, mit der er damals nicht in gutem Einvernehmen lebte, fand er keinen Trost. Als ein kaiserlicher Hofbeamter bei ihm eintrat, fürchtete er schon, daß er ein Todesurtheil vernehmen werde. Der Hofmann aber theilte ihm ein Schreiben der Kaiserin mit, welches ganz anders lautete. Sie stand mit Antonina, der Gemahlin Belisars, in bestem Verständniß und zwischen Beiden war eine Vermählung der Tochter Belisars, Johannina, mit dem nächsten Verwandten der Kaiserin verabredet worden. Wir erörtern die einzelnen Umstände nicht, über die wir nur unsichere Ueberlieferungen finden; die Hauptsache ist, daß Belisar in unmittelbare verwandtschaftliche Verbindung mit der kaiserlichen Familie trat [1]). Gegen Justinian hätte er sich gemäß seinem Versprechen niemals empört; gegen Theodora wurden

1) Johannina wurde mit Anastasius, dem Enkel der Theodora, vermählt.

ihm dadurch die Hände gebunden, daß er in nächste verwandtschaftliche Verbindung mit ihr selber gezogen wurde [1]). Wenn Belisar nun aber den Antrag gestellt hat, wieder nach Persien zurückkehren zu können, so darf es nicht Wunder nehmen, daß ihm dies verweigert wurde; denn eben diese hohe militärische Stellung hatte die Eifersucht gegen ihn rege gemacht. Nur einen unbedingt ergebenen Heerführer hätte man an die Spitze der Armee stellen können, die damals die stärkste war.

Man nahm Bedacht, dem persischen Kriege, der so gefährliche Folgen herbeizuführen gedroht hatte, überhaupt wenigstens ein zeitweiliges Ende zu machen. Durch abermalige Geldzahlungen wurde Chosroes bewogen, einen Waffenstillstand auf fünf Jahr einzugehen [2]). Dann wurde Belisar, der durch die Ernennung zum Comes stabuli, Oberstallmeister, dem Hof neu verpflichtet ward, nach Italien geschickt. Da er aber nicht mehr die volle Gnade des kaiserlichen Hofes besaß wie ehedem, wurde er nicht mehr so unterstützt, wie es nöthig gewesen wäre; auch leisteten ihm die zunächst stehenden Feldobersten den Gehorsam nicht, den er erwartete. Er hat die Seefeste Otranto vor dem Untergang gerettet; dann ist er noch einmal nach Ravenna gegangen, aber sehr bald inne geworden, daß er von da aus Nichts ausrichten könne. Illyrische Heerschaaren, die er gegen Rom entsandte, sind in ihre Heimath zurückgekehrt, weil ihnen ihr Sold nicht ausgezahlt wurde; der Befehlshaber von Spoleto, Herodian, gab diese Stadt auf, weil er sich von Belisar beleidigt fühlte.

Der Treulosigkeit der Einen gesellte sich die Unbesonnenheit der Andern hinzu. Die nach Rom geschickten Hülfs-

1) Vgl. Analekten.
2) April 545.

truppen ließen sich so unvorsichtig in Scharmützel ein, daß sie geschlagen wurden, worauf alle Ausfälle unterblieben und, da der Feind das offene Land beherrschte, wenigstens die römischen Bürger einer Hungersnoth preisgegeben waren. Belisar hatte vergebens um Hülfe in Constantinopel nachgesucht; nur soviel gelang ihm, daß er von Epidamnus aus, wohin er gegangen war, eine Abtheilung von Truppen nach dem Portus Romanus schicken konnte, um hier mit dem Befehlshaber von Rom, Bessas, bei einem Ausfall zusammenzuwirken. Aber dieser war zu saumselig oder zu schwach, um zur rechten Zeit loszubrechen, und eine von dem römischen Bischof Vigilius von Sicilien her gesandte Transportflotte wurde in Folge eines Mißverständnisses durch die Ueberlegenheit der Gothen vernichtet; sie beherrschten das Land und auch die Städte konnten sich nicht behaupten. So konnte es geschehen, daß sie im December des Jahres 546 wieder in Rom eindrangen[1]). Nicht sowohl durch Waffengewalt als durch Verrath hat sich Totila Roms bemächtigt[2]). Es ist immer im Gedächtniß geblieben, daß er auch dann Handlungen der Rache möglichst verhütete. Auf die Anmahnungen eines Priesters in St. Peter, der ihm mit dem Evangelium in der Hand entgegentrat, antwortete er, trotz einiger anzüglicher Worte, die ihm entfielen, doch mit dem Befehl, daß seine Gothen Niemand weiter umbringen sollten — Plünderung hat er ihnen erlaubt; jedoch mit dem Vorbehalt, daß die werthvollste Beute ihm selber zufallen solle. Die

1) Den Tag — 17. Dezember — giebt der cont. Marc. an, er stellt aber das Ereigniß unter ein falsches Jahr (post consulatum Basilii VI d. i. 547 u. Ä.).

2) Procop III c. 20.

Gothen bedrohten die Wittwe des Boethius, weil sie veranlaßt habe, daß die Bildsäulen des Theoderich und der Amalasuntha in Rom umgestürzt worden seien; Totila schützte sie vor Lebensgefahr [1]).

Noch einmal hat er den Senat versammelt, aber nur um ihm in heftigen Worten seine Undankbarkeit vorzuhalten, weshalb er sich auch um denselben fortan nicht weiter zu kümmern brauche; zu den Aemtern des Staates werde er nur solche berufen, die zu ihm übergegangen seien. Aber Herr und Meister der Situation war er darum doch nicht. Während er in Rom verweilte, erlitten seine Truppen in Lucanien, wo man um den Besitz der Landgüter stritt, einen nicht eben unbedeutenden Verlust. Er wurde inne, daß er sich doch nicht in Rom einschließen dürfe, wenn er das Land behaupten wolle, und hielt es für rathsam, die Hauptstadt fürs Erste wieder zu verlassen. Er hat wohl ausgerufen: er wolle Rom zu einer Viehweide machen, wie das ja auch einmal der Stadt Athen gedroht worden ist; er begnügte sich jedoch damit, nur einen Theil der Mauern niederreißen zu lassen und begab sich dann wieder ins Feld [2]). Dadurch wurde nun veranlaßt, daß Belisar von dem Portus, wo er sich aufhielt, wirklich wieder nach Rom gelangte, wo er die Mauern so gut es anging, wiederherstellte [3]). In der allgemeinen Lage wurde jedoch dadurch wenig geändert. Wie bisher das obere und mittlere Italien, so wurde jetzt das untere, an dessen Küsten die Griechen sich noch hielten, der Schauplatz blutiger und verwüstender Kämpfe. Eigentlich diese Kämpfe sind es gewesen,

1) Procop III c. 20, S. 365, 7.
2) Procop bell. Goth. III. c. 22.
3) Procop bell. Goth. III c. 24.

welche die alte Herrlichkeit Italiens zu Grunde gerichtet haben. Unter Theoderich bestand dieselbe noch, aber der Versuch des oströmischen Kaiserthums, Italien wieder zu unterwerfen, der doch nicht mit entschiedenem Nachdruck unternommen wurde und den Krieg an unzähligen Stellen localisirte, hat die Verwüstung des Landes hervorgebracht. Zwischen der Barbarei undisciplinirter Truppen und dem gewaltsamen Versuche freier germanischer Schaaren, sodaß man nicht wußte, wer der Vertheidiger, wer der Angreifer sei, ist das alte Italien zu Grunde gegangen. Soweit kam Belisar niemals wieder, um den Gothen im offenen Felde die Spitze bieten zu können.

Die Ereignisse der Feldzüge hingen noch von anderen Motiven ab, als der Tapferkeit der Streitkräfte, die sich in Italien mit einander maßen. Daß die Verstärkungen ausblieben, welche Belisar bedurfte und erwartete, hing von dem Stand der inneren Zerwürfnisse in Constantinopel ab. Entscheidend dafür war, daß einer der vornehmsten Führer, Johannes, Schwestersohn des Vitalianus, welcher von Belisar nach Constantinopel geschickt wurde, um die erforderliche Unterstützung an Truppen und Geld auszuwirken, sich vielmehr dort in eine Verbindung einließ, die dieselbe verzögern mußte. Theodora, die mit Antonina in bestem Verständniß war, hätte Nichts dagegen gehabt. Aber es gab noch eine andere Partei, die sich im Gegensatz zu Theodora befand, die unmittelbaren Angehörigen des Justinian selbst; an deren Spitze stand Germanus, sein Brudersohn. Eben an den aber wandte sich Johannes; er vermählte sich mit der Tochter desselben, Justina [1]). Wie Belisar mit den Angehörigen Theodoras

1) Anecd. c. 4. bell. Pers. I c. 12.

damals verbunden war, so vereinigte sich Johannes mit ihren Gegnern. Daraus entsprang dann eben, daß keine Hülfe nach Italien geschickt und als dies endlich geschah, Germanus an die Spitze derselben gestellt wurde. Endlich erhielt Belisar die Nachricht, die Hülfstruppen seien bereits in Unteritalien, und zugleich die Weisung, sich mit denselben zu vereinigen und dem Feind auf den Leib zu gehen. Der alte Strateg gerieth dadurch in nicht geringe Verlegenheit.

Er sah die Unmöglichkeit ein, dem Feind im offenen Felde zu begegnen, zugleich aber wurde seine Stellung in Rom unhaltbar. Aus diesen Erwägungen, nicht aus allerlei Zufälligkeiten ist sein weiteres Verhalten zu erklären. Er verließ Rom, setzte sich in dem Hafen zu Schiff und nahm seinen Lauf nach dem tarentinischen Meerbusen. Gewiß war es nothwendig, der gothischen Seemacht eine byzantinische entgegenzusetzen. Aber die Hauptsache war doch die Vereinigung der Streitkräfte zu einem ernstlichen Angriff gegen Totila. Belisar suchte wohl von der See her eine Verbindung mit Johannes ins Werk zu setzen. Aber dieser Versuch mißlang vollständig; nach kurzem Succeß wurden die zu diesem Zweck abgesandten Truppen von den Gothen vernichtet. Ein kleiner in der Reihe der damaligen Ereignisse verschwindender Vorfall, dem man aber, wenn ich nicht irre, eine durchschlagende Wirkung zuschreiben muß [1]. Totila wurde nicht angegriffen. Belisar bat um seine Rückberufung: denn im Kriege könne man nicht weiter schreiten, wenn der Eine Fuß erlahmt sei; und sprach seine Befriedigung aus, als er dieselbe erhielt. Seine Gemahlin war noch einmal nach Constantinopel geeilt,

---

1) Procop bell. Goth. III c. 23. 24.

um durch Theodora eine bessere Hülfsleistung auszuwirken. Aber als sie ankam, war die Kaiserin bereits gestorben [1]). Belisar kehrte nach Constantinopel zurück, jedoch in ganz anderem Zustand als früher [2]). Man hat oft wiederholt, er sei von der vollen Ungnade des Kaisers betroffen worden.

Wer kennt die Erzählung nicht, daß Belisar nach so vielen Thaten des Augenlichts beraubt worden sei, daß der große Feldherr sein Brot habe erbetteln müssen. Sie findet sich zuerst bei Tzetzes, einem Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts; sie ist eine späte Erfindung poetischer Moralisten; der wahre Sachverhalt war damals ein ganz anderer.

Belisar wurde, als er zurückkam, als die Stütze des Kaisers gegen eine Verschwörung angesehen, die auf eine Thronveränderung abzielte. Die Verschwörung wurde entdeckt, aber nicht sehr nachdrücklich bestraft, weil sie aus der Partei hervorging, die als die des Kaisers selbst angesehen werden konnte; Belisar mit seiner Autorität, seinen persönlichen Verbindungen, seinem Reichthum war doch für den Kaiser unentbehrlich. Er wurde an die Spitze der kaiserlichen Leibwache gestellt und ist später nochmals als Feldherr unfern der Hauptstadt aufgetreten [3]), aber sein Werk in Italien wieder aufzunehmen, war ihm nicht beschieden.

In Italien nahmen die Dinge einen den griechischen Interessen entgegengesetzten Verlauf. Totila behielt gegen die griechischen Truppen und Städte die Oberhand. Er hat sich im Jahre 549 selbst der Stadt Rom wieder bemächtigt.

1) Im Juni 548.

2) Im Jahre 549.

3) Im Jahre 559 u. Ä. Agathias V c. 11 S. 309 ff. Theophanes S. 360 ed. Bonn.

Einst hatte er bei dem Frankenkönig Theodebert, seinem Bundesgenossen, um die Hand von dessen Tochter geworben; der aber ihm geantwortet, wenn er Rom nicht habe, könne er auch nicht König von Italien sein[1]). Jetzt hat Totila Rom dem Wechsel zufälliger Ereignisse nicht wieder überlassen. Im Jahre 549 war er Meister von Italien; er baute eine Flotte von vierhundert Fahrzeugen und warf sich auf die See. In Kurzem finden wir ihn in Sicilien[2]), auf den jonischen Inseln, an der Küste von Epirus[3]); er machte sich weit und breit furchtbar. Er brachte zugleich Rimini und Rhegium in seine Hand. Es war ein verderblicher, verheerender Krieg, den Totila führte; die Schätze, die er zusammenbrachte, legte er in Cumä nieder[4]).

Er hatte einmal dem Kaiser angetragen, Friede mit ihm zu schließen und die Verhältnisse wiederherzustellen, in denen einst Anastasius zu Theoderich gestanden habe; dann würden ihm die Gothen nach allen Seiten Heeresfolge leisten. Und man hätte meinen können, seine Stellung wäre dazu angethan gewesen, den Hof von Constantinopel zu einem Abkommen dieser Art zu vermögen. Die Lage des Kaiserthums war damals keine glänzende. In den Schriften der Zeit wird die Frage erwogen, wie das Imperium ursprünglich gegründet und nach und nach in Verfall gerathen sei. Die Herrschaft desselben wird nur als eine oberflächliche, vorübergehende

1) Procop bell. Goth. III c. 37.

2) Im Jahre 549 (Procop bell. Goth. III c. 39).

3) Im Jahre 551 (Procop bell. Goth. IV c. 22, S. 574, 18).

4) In diese Zeit werden seine Silbermünzen gehören, auf deren Vorderseite sein Brustbild mit dem Diadem erscheint, sein Name findet sich auf den Münzen in der eigenthümlich gothischen Form Baduila. Vergl. Friedländer, Die Münzen der Ostgothen und die ergänzenden Bemerkungen in dessen Schrift über die Münzen der Vandalen.

betrachtet. Aber eben damals raffte Justinian seine Macht noch einmal zusammen. Er war eine von den Naturen, die das einmal Begonnene niemals wieder aufgeben und ihre Grundgedanken allezeit festhalten. Gerade das Aufkommen des Gegners gab den Anlaß, sich ihm um so energischer entgegenzusetzen. An eine Wiedererwerbung Italiens für sich selbst dachte er zunächst nicht; aber er hatte eine vermittelnde Absicht gefaßt. Diese knüpfte sich daran, daß Totila kein geborener König war und die Erbin des Theoderich, seine Enkelin, sich in Constantinopel befand. Matasuentha, die schon immer Hinneigungen zu den Römern kundgegeben, hatte sich nach dem Tode des Vitiges mit dem Neffen Justinians, Germanus vermählt. Und dieser Germanus nun, der schon einmal bei einem Aufstand in Afrika das Beste gethan hatte, um es unterworfen zu halten, hielt sich für den Mann, der auch Italien wieder zu unterwerfen bestimmt sei; wenn er mit Matasuentha daselbst erscheine, würden auch die Gothen ihm keinen Widerstand mehr leisten [1]). Mit eigenen Geldmitteln und mit Unterstützung des Kaisers brachte er ein stattliches Heer zusammen, mit dem er in den Fußstapfen Theoderichs in Italien einzudringen und die Gothen im offenen Felde zu bezwingen hoffte [1]). Man darf voraussetzen, daß der Kaiser zu diesem neuen Unternehmen nicht geschritten wäre, hätten nicht die persischen Angelegenheiten eine Wendung genommen, welche eine Fortdauer des Friedens erwarten ließ. Der von Chosroes geschlossene Waffenstillstand wurde auf neue fünf Jahre verlängert. Justinian er-

1) Procop Goth. III, c. 39, S. 447, 3: *ἤλπιζε, ἢν ξὺν αὐτῷ ἐν τῷ στρατοπέδῳ ἡ γυνὴ ἴῃ αἰσχύνεσθαι, ὡς τό εἰκὸς, Γότθους ὅπλα ἐπ᾽ αὐτὴν ἀνελέσθαι.*

kaufte denselben recht eigentlich durch eine ansehnliche Geldsumme[1]). Man weiß, wie sehr ihm diese Aufwendungen und das fiskalische Regiment, auf dem dieselben beruhten, zum Vorwurf gemacht wurden. Aber Eines bedingte das Andere. Ohne allezeit bereite Geldmittel wären die Abwandlungen seiner äußern Politik und seine kriegerischen Unternehmungen unmöglich gewesen. Nach geschlossenem Vertrage verdoppelte er seine Anstrengungen, um die Rechte der Imperatoren im Occident zur Geltung zu bringen.

Germanus wird als gradsinnig und ehrgeizig, tapfer und leutselig geschildert; das Gerücht seiner Bestimmung erweckte in den Ueberbleibseln des römischen Heeres in Italien eine freudige Bewegung. Ich denke, daß die Erwartungen der von Totila unabhängigen und dem Hause Theoderichs noch immer ergebenen Gothen, die in dem Buche des Jordanes ausgesprochen werden, sich an diese Aussicht knüpften. Allein, indem man sich mit solchen Hoffnungen schmeichelte, geschah es, daß Germanus, der in Sardica stand und sich durch die Abwehr vordringender Slaven neuen Ruhm erworben hatte, zwei Tage vor dem beschlossenen Aufbruch nach Italien von einer Krankheit ergriffen wurde, der er erlag[2]). Die Unternehmung, zu der alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde dadurch unterbrochen, jedoch nicht aufgegeben. Unter anderen Anführern gelangte das Heer nach Salona. Aber der Kaiser meinte nicht, ihnen den Feldzug anvertrauen zu können, weil sie untereinander von gleichem Rang waren,

1) Im Sommer 551 im 25. Regierungsjahre Justinians. Procop bell. Goth. IV, c. 15 S. 538, 7).

2) Im Jahre 550. Procop III, c. 40, S. 450, 19.

so daß eine Erneuerung der alten Unbotmäßigkeiten gegen Belisar schon befürchtet werden mußte[1]). Er betraute Narses, dessen Concurrenz bei Rimini und am Po Belisar entgegengetreten war, mit dem Oberbefehl. Narses hatte seine hohe Stellung im Palast nicht allein behauptet, sondern noch verstärkt. Gegen seine Autorität konnte sich Niemand regen. Er war von unscheinbarer Gestalt, klein und mager, aber von einer seltenen Capazität zugleich für finanzielle Angelegenheiten, die Regierung und den Krieg.

Wenn die Gothen damals ihre glücklichen Seefahrten nach Korsika und Sardinien auf der einen, nach Epirus auf der anderen Seite ausdehnten, und wenn sie zugleich an der italienischen Küste gegen Ravenna vordrangen und Ancona zu Wasser und zu Lande belagerten, so lag die Entscheidung vor Allem darin, ob die byzantinische Seemacht ihnen gewachsen sein werde oder nicht. Selbst gegen den Willen des Kaisers vereinigten die Befehlshaber, Johannes in Ravenna, Valerius in Salona ihre Flotten und schifften gegen die gothischen Fahrzeuge, die bei Ancona lagen, heran[2]). Soviel aber die Gothen bereits an den Küsten herumgeschwärmt waren, so verstanden sie doch noch nicht, einen wohlgerüsteten Feind in offener Schlacht zu bestehen; sie wußten noch nicht, was es heißt, sich ruhig zusammenhalten und den Angriff erwarten. Den Griechen, die in seemännischer Taktik erfahren, überdies an Zahl der Segel überlegen waren, gelang es, einige gothische Schiffe, die sich zu weit herausgewagt hatten,

---

1) *ἔδεισε μὴ διχοστατοῦντες τῇ γνώμῃ ἢ ἐθελοκακοῦντες τῷ φθόνῳ ξυγχέωσι τὰ πρασσόμενα* Goth. IV, c. 21 S. 570, 11.

2) Procop. Goth. IV, c. 23 S. 578, 9: *καίπερ αὐτῷ πρὸς βασιλέως ἀπορρηθέν.*

zu überwältigen. Dann schritten sie zum Angriff auf die Linie der Feinde. Durch ihre wohlberechneten Bewegungen und ihre Wurfgeschosse erfochten die Byzantiner einen vollständigen Sieg, durch welchen sie nicht allein Ancona retteten, sondern der gesammten militärischen Stellung der Gothen einen Schlag versetzten, der sich auf allen anderen Schauplätzen des Krieges fühlbar machte. Sicilien ging den Gothen verloren; die römischen Besatzungen in den italienischen Städten faßten wieder Vertrauen in ihre Sache. Im Frühjahr 552 langte Narses in Ravenna an. Er setzte sein Heer hauptsächlich aus Germanen von langobardischem, gepidischem, herulischem Ursprung zusammen [1]), die, obwohl unter einander entzweit, kein Bedenken dabei hatten, einem römischen Führer zu folgen — denn an Eintracht unter den Germanen war niemals zu denken. Rimini bei Seite lassend und ohne das befestigte Petra Pertusa zu berühren, rückte Narses, als berechtigter Vertreter des römischen Imperiums, auf der Straße, die ihn nach Rom führen sollte, vorwärts. Zwischen Helvillum und dem Forum Flaminii, bei einem Dorfe des Namens Taginä [2]) fand er die Feinde auf seinem Weg. Er ließ den Gothenkönig warnen, nicht mit seinem in der Eile zusammengebrachten Kriegshaufen dem römischen Reiche widerstehen zu wollen; sollte er aber bei seinem Entschluß verharren, so möge er den Tag bestimmen, an welchem man schlagen wolle. Totila antwortete, auf jeden Fall werde er schlagen und zwar binnen acht Tagen. Aber schon am nächsten Tag schickte er sich, wie Narses recht vermuthete, zum Angriff an. Alle Abtheilungen des gothischen

1) Procop bell. Goth. IV, 26 S. 598, 15.

2) Der Ort lag unfern von Gualdo in der Richtung nach Matelica.

Heeres waren bereits zusammen bis auf zweihundert Reiter, die man noch erwartete. Man erzählt, Totila habe die Zeit bis zu ihrer Ankunft dadurch ausgefüllt, daß er im Schmuck seiner königlichen Würde eine Waffenübung zu Pferd ausführte, bei der seine Gelenkigkeit und Körperkraft in vollem Lichte erschien [1]). Dann, als seine Verstärkungen angekommen waren, begrüßte er dieselben, ließ sein Heer sich durch ein Frühmahl erfrischen und führte es gegen die oströmischen Truppen ins Feld, denen Narses, damit sie in Reih und Glied blieben, nur einen Schluck Wein und ein Stück Brot gegönnt hatte, was sie in voller Rüstung zu sich nahmen.

Wie so oft, kamen dem Narses auch hier seine Bogenschützen zu Statten, von denen den mit aller Macht heranrückenden Gothen große Verluste beigebracht wurden. Als die beiden Schlachtreihen auf einander stießen, setzten die Germanen des Narses den Germanen, die um Totila geschaart waren, nicht allein den kräftigsten Widerstand entgegen, sondern sie antworteten mit vordringenden Bewegungen. Nicht so gut bestand die gothische Reiterei den Feind. Als sie sich gegen Sonnenuntergang im Nachtheil sah, nahm sie ihren Rückzug, der sich aber in Flucht verwandelte; die Fußvölker die sie hatte unterstützen sollen, wurden von der Flucht mitfortgerissen. Sie sollen unter einander selbst handgemein geworden sein. Der Ungestüm des großen Reiterkriegsmannes unterlag der besser geschulten Heerführung eines Eunuchen [2]). Es war ein Gepide, der dem fliehenden Totila eine Wunde beibrachte, an der derselbe, nachdem ihn die Seinen noch

1) Procop IV, 31.
2) Juni 552.

zwei Meilen weit im Todeskampfe fortgeschleppt hatten, gestorben ist [1]).

Nach der Schlacht wandte sich Narses gegen Rom, und bald war er im Stande, seinem Kaiser die Schlüssel der Stadt nochmals zu überschicken. Die Gothen unter einem neuen König, des Namens Tejas vereinigt, nahmen noch einmal eine feste Stellung in der Nähe des Vesuv. Durch den Sarnus gedeckt, stellten sie sich den Römern entgegen, unüberwindlich, so lange ihnen ihre Schiffe Lebensmittel brachten. Als diese, wie man erzählt, durch die Verrätherei eines Gothen genommen waren, blieb ihnen nichts weiter übrig, als zwischen dem Hungertode und dem Tode in der Schlacht zu wählen. Sie wählten das Letztere und griffen die Römer an, die anfangs in Verwirrung geriethen, sich aber gar bald zum Widerstand ordneten. Da kam es nun noch einmal zu einem Kampfe zu Fuß. Vor den Gothen erschien ihr König Tejas mit Schild und Speer mit wenig Begleitern in erster Reihe. Die Römer kannten ihn wohl und richteten ihre Bogen und Wurfspeere gegen ihn. Tejas wich und wankte nicht in seiner Stellung; mit der Rechten tödtete er die, welche auf ihn eindrangen, mit der Linken hielt er den Schild, der, sobald er durch eingedrungene Wurfspeere unbrauchbar gemacht war, gegen einen anderen vertauscht wurde [2]). Ein paar

1) Procop bell. Goth. IV, c. 32: Procop, der Alles aufzeichnete, was ihm zu Ohren kam, hat noch eine andere Version, die seiner Idee von dem Eingreifen dämonischer Gewalten mehr entspricht; Tyche habe auf Totila, noch ehe es zur Schlacht gekommen, die Pfeile der feindlichen Bogenschützen gelenkt, (τῆς τύχης ἰθυνάσης ἐπὶ τὸ τοῦ ἀνθρώπου σῶμα τὸν ἄτρακτον, S. 627, 1).

2) Procop Goth. IV c. 35 S. 640, 19: ὥσπερ τῷ ἐδάφει ἐρηρεισμένος αὐτοῦ μετὰ τῆς ἀσπίδος εἱστήκει, κτείνων δὲ τῇ δεξιᾷ χειρὶ καὶ ἀποκρουόμενος τῇ λαιᾷ.

Mal war dies gelungen; als es wieder geschehen sollte und der Waffenträger herbeigerufen wurde, um den Schild zu empfangen, entblößte Tejas seine Brust, in welche dann ein Wurfspieß eindrang, der ihn tödtete [1]).

Totila und Tejas waren beide der römischen Schlachtordnung nicht gewachsen. Ihr Tod ist charakteristisch für sie selbst und für die Nation, die mit ihnen ihre Unabhängigkeit verlor.

Wir wissen aber: die Sache der Gothen hatte noch einen anderweiten Rückhalt. Der Frankenkönig Theodebert hatte ihnen Bundesgenossenschaft gegen Justinian versprochen [2]). Dessen Sohn, Theodebald hielt wenigstens soweit daran fest, daß er ein Bündniß, welches die Römer ihm anboten, zurückwies. Die Gothen versäumten nicht, ihn zu Hülfe zu rufen; doch trug er noch Bedenken, sich mit dem Hofe von Constantinopel unmittelbar zu verfeinden. Was aber der König verweigerte, waren zwei mächtige Alemannen an seinem Hofe, Leutharis und Bucelin, zu unternehmen sehr bereit; sie wollten Italien nicht unter die Herrschaft des Eunuchen gerathen lassen. Mit 75 000 Mann Franken und Alemannen drangen sie dahin vor [3]).

Narses hatte Cumä noch nicht erobert, aber sich doch nach Etrurien gewendet, als er die Nachricht von dem Eindringen der Barbaren erhielt. Er schickte die Heruler unter ihrem Fürsten Fulcaris nach Oberitalien mit der Weisung, sich in festen Positionen aufzustellen. Er selbst hielt, um die

---

1) Frühjahr 553.

2) Theodebert starb in der ersten Hälfte des Jahres 548.

3) Agathias I, c. 7 z. E.

Verbindung der Gothen mit den Franken zu hindern, die noch nicht besetzten festen Plätze umlagert; er eroberte ganz Toscana mit Ausnahme von Lucca. Aber indessen hatte Fulcaris trotz der Weisungen des Narses das fränkische Heer, das bis Parma vorgedrungen war, mit großer Unklugkeit angegriffen und war geschlagen worden. Er hatte keine Lust als Besiegter zu Narses zurückzukehren; er suchte und fand den Tod im Kampfe. Hierauf aber brachen die Gothen in Aemilia und Ligurien die Verbindungen ab, in die sie mit Narses getreten waren, und schlossen sich den Franken an. Die den Franken und Gothen gegenübergestellten Truppen fühlten sich denselben nicht gewachsen und zogen sich nach Ravenna zurück. Narses, der zuerst damit unzufrieden war, löste doch auch seinerseits — nachdem er Lucca eingenommen — sein Heer auf, um nicht im Winter streiten zu müssen — eine Jahreszeit, die für die Franken die vortheilhafteste war — und begab sich nach Ravenna mit seinen Haustruppen, den Staatsbeamten und Hofbeamten, welche unbefugtes Eindringen verhindern und die alten Schriften in Schutz nehmen sollten[1]).

Aber auch, indem er sich zurückzog, hatte er einen großen Erfolg. In den angesehensten Gothen regte sich der Verdacht, die Franken würden, wenn sie den Kaiser überwänden, doch niemals Italien den Gothen wiedergeben, sondern vielmehr Franken über sie zur Herrschaft erheben. Besonders der Befehlshaber der Gothen in Cumä, der Bruder des Tejas, Aligernus hegte diese Meinung. Bei der Ankunft der Franken in Italien entschloß er sich, sich lieber den Römern

1) οἱς τὰ ἀρχεῖα ἐπεφρόντιστο. Agathias I, c. 19, S. 55, 12 ed. Bonn.

zu übergeben, als die Stadt mit ihren Schätzen in fränkische Hände fallen zu lassen. Er suchte Narses auf; in der Nähe von Classis überlieferte er ihm die Schlüssel von Cumä. Aligernus hat dann die vorbeiziehenden Franken von den Mauern herab verhöhnt, daß sie zu spät kämen; die Schätze, die sie begehrten, seien schon in die Hände der Römer übergegangen sammt dem Purpurkleid des Königs. Die Franken nannten ihn einen Verräther seines Volkes, hielten aber doch für besser, weiterzuziehen.

Bei einem Scharmützel, zu dem es dann vor Rimini kam, war Narses selbst in Gefahr gerathen. Sein frommes Pferd wird beschrieben, wie das Schlachtroß Belisars vor Rom. Er erfocht den Sieg und begab sich darauf selbst nach Rom.

Hier übte er die Truppen für den nächsten Feldzug sorgfältig ein, zu Fuß und zu Pferd. Das feindliche Heer rückte indessen bis an die Meerenge vor, mit dem Unterschied jedoch, daß die Franken vor den Kirchen Ehrfurcht hatten, die Alemannen dagegen die Kirchen plünderten und die heiligen Gefäße fortschleppten.

Um die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, begab sich dann Leutharis auf den Heimweg. Er ist wieder an den Po gelangt, dort aber von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht, sammt seinen Truppen dem Klima zum Opfer gefallen [1]). Bucelinus dagegen, sein Bruder, hielt aus. Er hatte den Gothen geschworen, ihren Kampf mit den Römern auszufechten; diese dagegen ihm eidlich versprochen, ihn zu ihrem König zu erheben. Seine Absicht war, das gothische Königthum unter fränkischer Oberhoheit wiederherzustellen; mit

1) Agathias II. c. 3.

dem nun hatte Narses noch einen schweren Kampf zu bestehen.

Noch war Nichts entschieden, als die beiden Heere an dem Flusse Casilinus in der Nähe von Capua aufeinander stießen. Die italienischen Völker erwarteten mit Spannung den Ausgang, der über ihr künftiges Schicksal entscheiden sollte; und fast schien es, als ob die Franken die Oberhand gewinnen würden. In dem Heer des Narses trat nämlich ein Vorfall ein, der es zu zersprengen drohte. Ein angesehener Heruler hatte einen Mann seines Gefolges, der sich gegen ihn vergangen hatte, getödtet[1]). Narses wollte dies nicht dulden, obwohl der Heruler darauf bestand, daß es sein Recht sei. Dem Eunuchen lag Alles daran, die Unterordnung und Mannszucht zu erhalten; er ließ den Mörder seines Dieners mit dem Tode bestrafen. Aber darüber empörte sich das Stammesgefühl der Heruler; sie gaben die Absicht kund, an der Schlacht keinen Theil zu nehmen. Narses aber kannte sie besser. Ihr Stammesgefühl schwieg, als er alle, welche am Siege theilnehmen wollten, aufforderte ihm zu folgen. Sie bedachten selbst, daß man es ihnen als Feigheit auslegen würde, wenn sie im Moment der Schlacht sich zurückzögen. Das Gefühl der Mannszucht war doch auch in ihnen, das Kriegsgeschrei riß sie mit sich fort. Dieser Zwischenfall wurde verhängnißvoll für die Franken.

Auf die erste Nachricht von dem zu erwartenden Abfall der Heruler griffen sie in wildem Sturm das Heer des Narses an. Sie fanden dasselbe in bester Ordnung. Eben als die Schlacht losbrach, waren die Heruler an die ihnen

1) ἕνα τῶν οἰκείων θεραπόντων Agathias II, c. 6 S. 78, 14.

bestimmte Stelle eingerückt. Von beiden Seiten, in der Flanke und im Rücken getroffen, wurden die Franken völlig vernichtet; Bucelin selbst kam in der Schlacht um [1]).

So behielt der Eunuch, durch Klugheit und Muth im Augenblick, den Sieg sowohl über die Franken, wie über die Gothen. Manche meinten, daß nun Alles beendigt sei; Narses war nicht dieser Ansicht; nach einer Reihe von Jahren finden wir ihn in Oberitalien in offenem Kampfe mit einem fränkischen Führer, der an einen früher zwischen ihnen geschlossenen Stillstand gemahnt antwortete: er werde das Schwert schwingen und den Speer gebrauchen, solange seine Hand dazu fähig sei. Narses aber behielt auch hier die Oberhand; nach einiger Zeit war er im Stande die Eroberung von Verona und Brescia nach Constantinopel zu melden. Daß er Oberitalien vollkommen bezwungen, oder auch die Franken zum Frieden genöthigt habe, läßt sich nicht behaupten. Allein soweit war es doch gekommen, daß Narses und sein Kaiser an die Herstellung einer friedlich-bürgerlichen Ordnung denken konnten. Die Gesetzgebung Justinians bekam eine erweiterte Bedeutung für die Welt dadurch, daß sie in Italien eingeführt wurde.

Man fügte jedoch einige besondere, durch die veränderte Lage der Dinge erforderliche Gesetze hinzu. Wohl das Merkwürdigste von allen ist die nach dem Muster früherer Kaiser, welche in solchen Fällen immer Rechtserfahrene consultirt hatten, am 13. August 554 erlassene Sanctio Pragmatica. Darin wird dem Codex sammt den späteren Edikten des Kaisers Gesetzeskraft für Italien zugesprochen,

---

1) Im Jahre 553.

damit, wie es darin heißt, nachdem die Republik wieder vereinigt worden, auch die kaiserlichen Gesetze überall zur Geltung kommen [1]). Dem aber werden noch einige besondere Bestimmungen hinzugefügt, auf Verlangen des Bischofs des älteren Roms, zum Nutzen aller, die das Abendland bewohnen. Auch aus diesen Worten sieht man, wie entschieden der Kaiser sich nach gewonnenem Sieg als den Herrscher des Gesammtreiches betrachtete, welches Morgenland und Abendland umfaßte. Für Italien wird dann Alles bestätigt, was unter Athalarich und dessen königlicher Mutter Amalasuntha, zugleich auch unter Theodahat zum Theil auf Bitten des Senats den Römern bewilligt worden war. Es wird dem gleichgestellt, was von Justinian selbst oder seiner Gemahlin Theodora für Italien verfügt war. Dagegen wird Alles, was von Totila befohlen oder zur Zeit seiner Tyrannei geschehen sei, für ungesetzmäßig und ungültig erklärt, unter anderem auch die zwischen Sklaven und Freien und mit heiligen Frauen eingegangenen Ehen. Mit diesen Constitutionen soll eine regelmäßige Verwaltung eingerichtet werden, die Annona soll bestehen wie in alten Zeiten; ebenso die darauf begründeten Bildungsanstalten für Grammatik, Rhetorik, die medicinischen und juridischen Schulen, damit die Jugend des Reiches in liberalen Studien erwachse [2]). Für die Verwaltung ist es von Bedeutung, wie man den Mißbräuchen der unteren Beamten, die hier als Richter erscheinen, zu steuern sucht. Aus den Bischöfen und Primaten jeder Provinz sollen Auf-

1) Die Adresse ist nach dem überlieferten Text (in dem Novellenauszug Julians): Narsi urbi Ill.; die Editionen geben: Narsiur Ill. Es wird zu lesen sein: Narsi viro ill.; denn ein Anderer kann eben nicht gemeint sein.
2) quatenus juvenes liberalibus studiis eruditi.

sichtsbehörden gebildet werden, welche die unteren Beamten zu bestellen das Recht haben, zugleich aber die Pflicht, darüber zu wachen, daß diese ihre Befugnisse den Unterthanen gegenüber nicht überschreiten. Das Finanzsystem, welches Justinian im Orient durchführte, sollte fortan auch in Italien gelten. Italien schien wirklich für das römische Imperium zurückerobert.

Achtzehntes Capitel.

Die letzten Jahre Justinians und der Eintritt Justins II.

In dem Conflikt der drei großen Mächte hatte Justinian die Oberhand behalten. Das römische Reich nahm insofern die bedeutendste Stellung zwischen ihnen ein, zumal da die Perser mit ihren Nachbarn im entfernten Osten in Kämpfe von zweifelhaftem Ausgang verwickelt waren, das fränkische Reich dagegen noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen hatte und ein Gemisch von nationalem und altrömischen Wesen darstellte, das bei dem Widerstreit der germanischen Elemente unter sich selbst noch keine Gewähr für die Zukunft darbot. Dagegen schloß das römische Reich alle Elemente der Vergangenheit in sich in der Gestalt, die sie in den inneren Kämpfen angenommen hatten. Bei dem ersten Anblick konnte es zugleich als ein griechisches erscheinen, modificirt durch die an die semitische Vorzeit anknüpfenden religiösen Institutionen. Durch die Eroberung von Afrika und Italien hatte es aber wieder einen starken lateinischen Bestandtheil erhalten. Justinian befestigte die Grenzen des Reiches mit dem Eifer der alten Kaiser. Ueberall erhoben sich im weitesten Umfang Bauwerke zur Vertheidigung bestimmt. Um die Einfälle

der unaufhörlich beweglichen, räuberischen Sarazenen abzuweisen, wurde Palmyra befestigt [1]). Den Persern gegenüber trat Dara an die Stelle von Nisibis; auf der Straße von da nach Edessa wurde Constantine neu befestigt [2]). Besonders für die Behauptung der Flußübergänge trug Justinian Sorge [3]). Viele Orte, die schon in der Notitia Imperii als Stationen römischer Truppen bezeichnet werden, erscheinen in der gleichzeitigen Aufzeichnung über die Bauwerke Justinians als solche, die von diesem Kaiser neu befestigt worden sind [4]).

Armenien wurde dadurch romanisirt, daß an Stelle der Satrapen mit einheimischen Kriegshaufen römische Duces traten, welche disciplinirte Truppen befehligten [5]). Die Tzanen, die sich jetzt unterworfen und das Christenthum angenommen hatten, wurden durch zahlreiche Castelle für das Reich und den Glauben gesichert [6]). Am kimmerischen Bosporus zog Justinian die tetraxitischen Gothen in sein Vertheidigungssystem hinein; Procop schildert dieselben als eifrige Krieger, fleißige Landbauer, die auf den Ruf des Kaisers nicht verfehlen, ihm Hülfe zu schicken — vor Allem gegen die gemeinschaftlichen

---

1) Procop, *περὶ τῶν τοῦ δεσπότου Ἰουστινιανοῦ κτισμάτων* II c. 11 S. 243, 14. ed. Bonn.

2) Procop eb. l. II c. 1.

3) So wurde der Uebergang über den Euphrat durch Circesium (II c. 6), Callinikum (c. 7 z. E.) und das von Justinian restaurirte Zenobia (II, 8 S. 232, 4), über den Chaboras durch Theodosiopolis (II c. 5 S. 224) gesichert.

4) Wie an der persischen Grenze Circesium (*στρατιωτικῶν καταλόγων ἄρχοντα τῇ δε καταστησάμενος, ὃν δοῦκα καλοῦσι* II c. 6 S. 226, 24), Theodosiopolis (in Armenien: *οἷ τὰς δυνάμεις ἁπάσας καὶ τὸν ἐν Ἀρμηνίας στρατηγόν ἱδρύσασθαι καταστησάμενος* III c. 5 S. 256, 12), Satala, Melitene (III c. 4).

5) III c. 1 S. 248, 5.

6) III c. 6).

Feinde, die Hunnen [1]). Längs der Donau errichtete Justinian, zahlreiche Castelle; „unzählige“ sagt Procop [2]). Da aber nach den gemachten Erfahrungen nicht darauf zu rechnen war, daß die sarmatischen, avarischen, slavischen Nachbarn dadurch im Zaum gehalten werden würden, und andere Anwohner in Pannonien Sitze genommen hatten, so traf Justinian, indem er mit diesen möglichst gute Verhältnisse anbahnte, doch auch im inneren Lande Vorkehrungen gegen ihre Anfälle. Seinen eigenen Geburtsort Tauresium umgab er mit einem Mauerwerk im Viereck, das mit Thürmen wohl versehen war [3]). Altberühmte Orte: Pallene in Macedonien, Demetrias, Larissa, Gomphi, Pharsalus in Thessalien, endlich mit besonderer Sorgfalt die Thermopylen wurden befestigt [4]). Man trug Sorge, daß die Einwohner bei plötzlichen Einfällen in Castellen und Festungen Zuflucht fanden. Orte, wo ein lebhafter Verkehr bestand, wurden möglichst vor Angriffen von der See her geschützt [5]).

Ein den italienischen Verhältnissen analoger Zustand tritt auch in den anderen Landschaften hervor. Man verzweifelte

---

1) III c. 7 S. 262, 8.

2) IV c. 1 S. 265, 6. ἐρύματα ἀνάριθμα.

3) IV c. 1 S. 266, 13. Tauresium lag in der Provinz Dardania. Justinian legte in der unmittelbaren Nähe dieser Ortschaft eine Stadt, die er nach sich benannte, an, Justiniana prima. Diese bezeichnet er selbst (Nov. 131 c. 3) als seine Vaterstadt; sie wurde der Sitz des Erzbischofs von Illyrien (vgl. Peter von Ludewig, Vita Justiniani atque Theodorae S. 126 N. 3, und in Betreff der nicht ganz übereinstimmenden Angaben der Autoren über den Geburtsort Justinians Alemannus III S. 361 ed. Bonn.).

4) IV c. 2 S. 269, 16 ff. Justinian richtete hier Wasserreservoirs und Vorrathshäuser ein; in die Befestigungen legte er eine Besatzung von 2000 Mann.

5) Wie in Aenus und Anastasiopolis (in der Provinz Rhodope IV c. 11).

daran, die eindringenden Barbaren aus dem Lande verdrängen zu können, die römische Cultur zog sich in die Städte zurück[1]). Und während Rom den Wechselfällen des Krieges mehr als einmal unterlag, wurde Constantinopel durch starke Bollwerke gegen solche Eventualitäten geschützt; die langen Mauern, durch welche Anastasius den Umkreis der Stadt in weitem Umfang von der Propontis bis zum Pontus Euxinus gesichert hatte, wurden aufs Beste in Stand gehalten und, wo sie zu zerfallen schienen, erneuert, ebenso die Außenwerke der Befestigung, Strongylon, Athyra, Episkopia[2]). Manche Kirchen, die Justinian errichtete, wurden als Schutzwehren gegen die Feinde betrachtet[3]). Justinian hat auch neue Heerstraßen angelegt, die Wasserleitungen in Stand gesetzt, Brücken erbaut[4]) und den inneren Verkehr geord-

---

1) So bemerkt Procop bei der Befestigung von Rhädestus: οὗ βαρβάρων σφίσιν ἐγκειμένων οἱ πλησιόχωροι ἅπαντες εἰς καιρὸν καταφεύγοντες σὺν τοῖς χρήμασι διασώζονται (IV c. 9 z. E).

2) IV c. 8.

3) Wie die beiden, der Gottesmutter geweihten Kirchen außerhalb der Constantinopel von der Landseite schützenden Mauer, die eine in den Blachernen (eigentlich ein Bau Justins), die andere vor dem goldenen Thor (Procop, περὶ κτισμάτων I c. 3).

4) Erbauung von Brücken oder Wiederherstellung verfallener durch Justinian erwähnt Procop bei den Flüssen Sangarius (V c. 3 S. 314, 17), Pyramus (bei Mopsuestia), Sarus (bei Adana), Cydnus (bei Tarsus c. 5), Siberis (in Galatien), endlich bei Rhegium in der Nähe von Constantinopel (IV c. 8 S. 295, 3). Mit großen Schwierigkeiten und bedeutendem Geldaufwand stellte Justinian eine von Antiochien nach Cilicien führende Straße her; eine Strecke mußte der Weg in Felsen (V c. 5) gehauen werden. Straßen mit Steinunterlagen erbaute Justinian von Constantinopel über Strongylon nach Rhegium (IV c. 8 S. 294, 14) und am Drakon. Wasserleitungen richtete er in Trapezunt (III c. 7), Perinth (IV c. 9 S. 99, 11), Nicäa (in Bithynien IV c. 5), Alexandrien (in Aegypten. Malalas S. 445, 8), Ptolemais (in der Pentapolis VI c. 2 S. 333, 3) ein.

net, wobei die Versorgung der Hauptstadt mit dem Getreide von Alexandrien das dringendste Bedürfniß befriedigte; dreimal im Jahre fuhren die besonders hierzu bestimmten Fahrzeuge der Flotte hin und her. In Tenedos waren Anstalten getroffen, um die Unterbrechung der Zufuhr bei ungünstigem Winde doch zu verhüten [1]), wodurch dann vornehmlich die Einführung indirekter Abgaben ermöglicht wurde.

Was wir sonst von den Monopolen vernehmen, welche Justinian für verschiedene Artikel einrichtete, lautet mehr fiskalisch als wirthschaftlich, dem Gemeinwohl mehr schädlich als vortheilhaft. Die nationalökonomische Seite der Verwaltung Justinians verdient aber noch eine genauere Erörterung, als ihr bisher zu Theil geworden ist.

Große Ehre hat es seinem Andenken bei der Nachwelt gemacht, daß er Manufaktur und Industrie begünstigte.

Auch das geschah nicht ohne politische Rücksicht, wie man an der Einführung des Seidenwurmes bemerkt. Den Persern sollte der einträgliche Zwischenhandel in den entferntesten Orient entrissen werden. Ein paar Mönche, die bis nach China gewandert, dort die Production der Seide wahrgenommen hatten, erwarben sich das Verdienst, die Raupe, aus welcher das Gespinst hervorgeht, in die Grenzen des römischen Reiches zu importiren. Zur Selbständigkeit des Reiches gehörte auch seine Unabhängigkeit von fremden, unentbehrlich gewordenen Manufakturen.

Hier greifen einmal die kirchlichen Ideen mit dem bürgerlichen Gewerbe unmittelbar zusammen; Reich und Kirche gelten eben als vollkommen identisch.

---

1) V c. 1 S. 310, 1.

Unter den Bauwerken Justinians nahmen die kirchlichen den ersten Rang ein. Der Gottesgebärerin wurden überall neue Heiligthümer errichtet, wie in Antiochien, so namentlich in Jerusalem[1]). Wir werden versichert, daß es hier ungeheurer Substructionen bedurfte, um für die Kirche, welche man die neue nannte, in dem Umfang, den Justinian dafür bestimmt hatte, Raum zu schaffen[2]).

Bisweilen trafen Religion und Vertheidigung zusammen. Für die Mönche, die am Sinai ihre einsiedlerischen Wohnsitze aufgeschlagen hatten, erbaute Justinian an den Abhängen des Berges eine Kirche. Auch hier hielt er eine militärische Station für nöthig, um die saracenischen Einfälle abzuwehren[3]). Er zuerst hat das Ammonium, wo noch immer die alten Gebräuche obwalteten, christianisirt[4]). In dem wiedergewonnenen Afrika wurden der Gottesmutter neue Kirchen errichtet, wie in Leptis Magna und Karthago[5]); das altrömische Castell Septa (Ceuta) erneuerte er wieder und suchte es mit unüberwindlichen Werken zu befestigen[6]).

Der Kaiser übte die Autorität eines obersten Schutzherrn

---

1) *ἱερὸν ἐνταῦθα (ἐν Ἀντιοχείᾳ) τῇ θεοτόκῳ πεποίηται μέγα· οὗ δὴ τό τε κάλλος καὶ τὸ ἐς ἅπαντα μεγαλοπρεπὲς ἐπελθεῖν λόγῳ ἀμήχανον* II c. 10 S. 241, 17).

2) Procop de aed. V c. 1.

3) V c. 8.

4) VI c. 2 S. 333, 17.

5) VI c. 7 S. 341, 17. Andere Befestigungen, die Justinian unter der Leitung des magister militum Solomon in Afrika aufführen ließ, werden zwar von Procop nicht erwähnt, kommen aber in Inschriften vor, wie die von Capsa in der provincia Byzacene (Corp. insc. lat. VIII nr. 101), von Calama in Numidien (nr. 5351); auch des Wiederaufbaus von Theveste gedenken die Inscriptionen (nr. 1863).

6) VI c. 4 S. 336, 5 c. 5 S. 339, 12.

über die Kirchen ohne ernstlichen Widerspruch aus. In dieser Stellung hielt er sich für stark genug, um selbst der dogmatischen Parteiung, die sich immer aufs Neue regte, ein Ziel zu setzen. Wir müssen hier nochmals den theologischen Streitigkeiten unsere Aufmerksamkeit zuwenden, nicht allein, weil sie mit den öffentlichen Zuständen aufs Genaueste zusammenhängen, sondern auch weil sie einen unberechenbaren Einfluß auf die Folgezeit gehabt haben. Man hat dem Kaiser wohl zum Vorwurf gemacht, daß er im Drange politischer Geschäfte sich dennoch die Zeit nehme, ganze Nächte hindurch mit den Kirchenmännern zu sitzen und dem Sinne der Offenbarung nachzugrübeln. Nicht eben aus einem theologischen Uebereifer darf man das ableiten: ein unleugbares Interesse lag vor, welchem sein Recht geschehen mußte.

Ursprung des Dreikapitelstreites.

Ich komme darauf zurück, daß sich nun einmal, wenn man daran ging, das Geheimniß begrifflich auffassen zu wollen, eine Verschiedenheit der Ansichten gar nicht vermeiden ließ. Die arianische Meinung war den athanasischen Lehren im Umfange des Reiches unterlegen, aber auf dem Grund des nicänischen Bekenntnisses waren doch wieder jene Streitigkeiten zwischen den Nestorianern und Monophysiten ausgebrochen, welche die Regierung in Constantinopel nach der Reihe beschäftigten. Auch daran sollte man so vielen Anstoß nicht nehmen: denn daß der höchsten Gewalt, die zum Theil auf die kirchliche Beistimmung gegründet war, daran gelegen sein mußte die Streitigkeiten zu heben, leuchtet ja auf

den ersten Blick ein. In diesem Sinne hatte das Concil von Chalcedon eine maßgebende Entscheidung ausgesprochen. Aber immer aufs Neue erhoben sich in einer gewissen Stufenfolge die alten Streitigkeiten wieder, welche abermals die öffentliche Ordnung gefährdeten. Die Unionsversuche der Kaiser Zeno und Anastasius hatten nur den Erfolg gehabt, die beiden Parteien heftiger aufzuregen. Kaiser Justinus verdankte seine Thronbesteigung seiner unbedingten Ergebenheit für die Schlüsse des chalcedonischen Concils. Darin folgte ihm Justinian nach. Aber er mußte erleben, daß die Monophysiten sich bei denselben keineswegs beruhigten. Wir berührten schon, daß sie eine Stütze an der Kaiserin Theodora fanden. Die Gährung in Volk und Kirche wurde dadurch mehr aufrechterhalten, als beschwichtigt. Für den Kaiser aber, der von der Nothwendigkeit der unbedingten Einheit der Kirche durchdrungen war, hatte dieser Zustand etwas Unerträgliches; er meinte oder ließ sich einreden, die Einheit der Kirche werde sich vollkommen herstellen lassen, wenn er, ohne sonst die Autorität der chalcedonischen Beschlüsse anzufechten, nur ein und das andere aus denselben streiche, was den Unwillen der Monophysiten besonders erregt hatte. Dies bestand hauptsächlich darin, daß sich das Concil über einige Führer der Nestorianer mit Schonung ausgesprochen hatte; namentlich waren es Theodor von Mopsuestia, Ibbas von Edessa und Theodoret von Cyrrhus, während doch die Monophysiten diese nach wie vor für Ketzer hielten. Er meinte, einen annehmbaren Schritt zur Aussöhnung zu thun, wenn er die Capitel in den Satzungen des chalcedonischen Concils, in welchen die drei Lehrer sehr glimpflich behandelt,

eigentlich freigesprochen waren, zurücknehme. Im Jahre 544 erließ er eine Verordnung in diesem Sinne.

Der nächste Anlaß dazu lag darin, daß in den Klöstern Palästinas die Lehren des Origenes wieder auflebten; die Mönche, die dazu hinneigten, wurden durch den Bischof des Landes verjagt, breiteten aber dann ihre abweichenden Meinungen in aller Welt aus. Wie man erzählt, nahm sich ihrer der Bischof Theodorus Askidas von Cäsarea in Cappadocien, der im engsten Vertrauen mit dem Kaiser stand, an[1]). Askidas war ein Origenist, wie die Mönche, und an dem Concil von Chalcedon war dieser Partei nichts so widerwärtig, als das glimpfliche Urtheil desselben über die erklärten Gegner des Origenes, zu welchen die genannten drei Männer gehörten. Es schien zu einer Aussöhnung auch mit den Origenisten führen zu müssen, wenn das von dem Concil von Chalcedon über dieselben ausgesprochene Urtheil widerrufen würde; sogar eine nachträgliche Anathematisirung der drei Lehrer oder vielmehr ihrer Schriften erschien hierzu erforderlich. Wohl regte sich der Zweifel, ob es sich gezieme über Verstorbene das Anathem auszusprechen; unter Berufung auf eine Handlung des alten jüdischen Königs Josias wurde das aber als sehr geziemend anerkannt. Eine gleich damals nach Constantinopel berufene Synode setzte fest, daß man die Ketzer auch nach dem Tode derselben verurtheilen könne; sie sprach sich unbedingt über Theodor von Mopsuestia aus. Zugleich verurtheilte sie die Anathematismen des Theodoret gegen die zwölf Propositionen des Cyrillus und ein Schreiben des

---

1) *πιστὸς αὐτῷ (κ. Ἰουστινιανῷ) καὶ ἐς τὰ μάλιστα ἐπιτήδειος.* Euagrius IV, 38 S. 418, 11 ed. Reading.

Ibbas über das Concil von Chalcedon. Die Schriftstücke wurden auf der Synode verlesen und mit dem Anathem belegt.

Die orientalischen Bischöfe ließen sich allgemein zur Annahme des Decrets bewegen; im Abendland dagegen regte sich der lebhafteste Widerspruch. Die afrikanische Kirche besonders nahm an dem Verdammungsurtheil über Verstorbene ernstlichen Anstoß. Eine sehr verbreitete Meinung war, es sei wohl nur auf Unterstützung der Monophysiten abgesehen.

Ich möchte von allen diesen Anschuldigungen abstrahiren; die Entzweiung war einmal da; der Kaiser wollte sie heben. Die Eutychianer verweigerten besonders deshalb sich dem Concil von Chalcedon zu fügen, weil darin einige Urtheile enthalten waren, durch welche ihre vornehmsten Gegner in Schutz genommen zu werden schienen. Daß Justinian das chalcedonische Concil hätte rückgängig machen wollen, läßt sich gar nicht annehmen, da der Kirchenfriede auf demselben beruhte. Ich halte also sein Verfahren nicht für so tückisch und hinterlistig, als die katholischen Schriftsteller nicht allein, sondern auch Männer von ganz entgegengesetzter Gesinnung, wie Gibbon, angenommen haben. Meines Dafürhaltens war es ein Versuch, die Einheit der Kirche im Orient zu behaupten und über den Occident auszudehnen. Das seltsame Verfahren des römischen Bischofs Vigilius, der sich zur Unterschrift der drei Capitel nicht entschließen kann, aber auch nicht, sie zu verwerfen, entspricht sehr gut der Lage der Dinge.

Um den Streit auszumachen, war aber die Autorität des Kaisers, selbst nachdem der Papst sich gefügt hatte, nicht hinreichend. Der Beschluß wurde gefaßt, die Streitfrage von einem großen Concil in Constantinopel entscheiden zu lassen.

In seinem Anschreiben an die im Mai 553 in Constantinopel versammelten Bischöfe, welches von den ehrerbietigsten Ausdrücken gleich in der Anrede voll ist, bezieht sich Justinian auf das Verfahren der früheren Kaiser, durch Versammlung von Bischöfen den Ketzereien ein Ende zu machen und durch den wahren Glauben den Kirchenfrieden zu erhalten. Er legt ihnen dann die obschwebenden Fragen über die streitigen Aussprüche des chalcedonischen Concils vor und fordert die Versammelten mit salbungsvollem Nachdruck auf, ihm ihre Meinung darüber ohne Zögern mitzutheilen. In der dritten Sitzung bekannte die Versammlung sich mit ernster Feierlichkeit zu den von den vier vorangegangenen Concilien von Nicäa, Constantinopel, Ephesus und Chalcedon, deren es sich als das fünfte anreihte, festgesetzten Glaubensartikeln [1]. Dann aber ging sie zu einer Verdammung des Theodor von Mopsuestia über, dessen Symbolum sie als ein vom Satan herrührendes bezeichnet, nach dem Grundsatze, daß Irrlehrer auch nach ihrem Tode verdammt werden dürften. In der siebenten Sitzung wurde das Verhalten des römischen Bischofs Vigilius, der dieselbe Meinung ausgesprochen, sie aber jetzt kundzugeben verweigere, verurtheilt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß mit dem heiligen Stuhl im älteren Rom keineswegs gebrochen werden solle; der Kaiser wird, weil er sich Mühe gebe, die Einheit der Kirche zu conserviren, höchlich gelobt [2].

1) omnia, quae a praedictis sanctis quatuor conciliis pro una eademque fide definita sunt, suscipimus. Mansi IX, S. 201.

2) Die siebente Sitzung fand am 26. Mai 553 statt. Sancta synodus dixit: Ea, quae nunc piissimo Imperatori visa sunt, congrua sunt laboribus, quos pro unitate sanctarum ecclesiarum pertulit. servemus itaque unitatem ad apostolicam sacrosanctae ecclesiae sedem antiquioris Romae. Mansi IX, S. 367.

Zwei Beschlüsse, welche historisch von größter Wichtigkeit sind: der eine, weil er ein gleichsam retrospectives Anathem einführt, das sich auf die verstorbenen Kirchenväter erstreckt, deren Lehren doch bisher angenommen und im Reiche weit verbreitet waren, sodaß die ruhige Fortentwicklung unterbrochen und die momentanen Verhältnisse den als orthodox überlieferten Meinungen vorgezogen wurden; der andere, weil der römische Bischof von der römischen Kirche getrennt, und indem man jenen verdammte, die Einheit mit der letzteren doch aufrechterhalten wurde.

Erinnert man sich, daß die chalcedonischen Beschlüsse hauptsächlich durch den Einfluß des römischen Bischofs Leo zu Stande gekommen waren und das ganze Abendland für sich hatten, wie denn ein Protest des Bischofs von Mailand im Namen vieler italienischen, der spanischen und der gallischen Bischöfe vorliegt[1]), so sieht man wohl, daß durch die Abweichungen ein Streit von nicht vorauszusehendem Ausgang angeregt wurde. Der römisch-griechische Katholicismus, dessen Ursprung aus dem Zusammenwirken geistlicher und weltlicher Motive oben geschildert ist, wurde dadurch, wenn nicht durchbrochen, so doch gefährdet. Niemals hatte ein Kaiser einen so entschiedenen Einfluß auf ein Concil ausgeübt, wie Justinian, dessen ausführliches Anschreiben den Beschlüssen der Synode zu Grunde liegt.

Sollte es nun in der Kirche dahin kommen, daß ein Kaiser durch direkten Einfluß sein persönliches Urtheil als das einzig orthodoxe stempeln und zur allgemeinen Annahme

1) Mansi IX, S. 162 gedenkt einer privata synodus der Bischöfe von Istrien, Ligurien, Venetien, die sich gegen die Beschlüsse der Synode zu Constantinopel erklärte.

bringen konnte? Die Einheit der Kirche hätte dann doch lediglich in der Persönlichkeit des Kaisers gelegen. Nur durch die Streitigkeiten im Orient war das Verfahren des Kaisers und der Synode überhaupt zu erklären. Im Occident wirkten entgegengesetzte Motive; man hielt einfach an den zu Chalcedon gefaßten Beschlüssen fest, ohne sich um die Abwandlungen, die der Kaiser verfügte, zu bekümmern. Wohl setzte nun Justinian seine Idee von der kirchlichen Einheit im Orient durch; für den Occident aber konnte die Synode nicht anders, als die entgegengesetzte Wirkung ausüben. Damit aber wurde doch die vornehmste Frage der damaligen Zeit nahe berührt. Denn dahin ging die Absicht des Kaisers, die Autorität des Reiches in allen bisherigen Gebieten wiederherzustellen. Er hatte soeben Italien durch Narses unterworfen; er rückte auf der pyrenäischen Halbinsel vor; mit den Franken in Gallien war er noch unversöhnt. Das größte Hinderniß auf seinem Wege hätte darin gelegen, wenn der römische Stuhl, auf welchen das ganze Abendland sein Augenmerk gerichtet hatte, seinen Neuerungen sich mit Entschiedenheit entgegengesetzt hätte. Seine Autorität aber war so übermächtig, daß das nicht geschah.

Vigilius selbst wurde zu einem Schreiben bewogen, in welchem er sein Widerstreben von einer Eingebung des bösen Geistes herleitet. Er trat in aller Form den Schlüssen der letzten Synode bei und war wieder in Gnaden, als er auf der Rückkehr in Sicilien, wohin er gegangen war, um die Wiedereroberung von Rom zu unterstützen und dann selbst dahinzugehen, starb[1]). Sein Nachfolger Pelagius trat ebenfalls den Tendenzen des Kaisers bei; dessen kirch-

1) Zu Ende des Jahres 554 oder Anfang 555.

liche Absichten waren nahe daran ausgeführt zu werden, wie die politischen. Grade hier aber begann der Widerstand, welchen, schon wegen der Folgen, die er nach sich zog, zu erwähnen erlaubt sein wird. Pelagius wurde in Rom keineswegs mit Freuden bewillkommnet. Man konnte nicht die drei Bischöfe zusammenfinden, durch die er hätte geweiht werden können; man mußte sich dazu bereits eines Presbyters bedienen. Da die Meinung ihm eine Mitschuld am Tode des Vigilius beimaß, so hielt er es für nöthig, sich vor Allem von diesem Verdacht zu reinigen. Man sah ihn mit Narses, dem Stellvertreter des Kaisers, nach St. Peter ziehen, wo er, das Evangelium und das Kreuz über seinen Kopf haltend versicherte, daß er an dem Tode des Vigilius keinen Antheil habe.

Allerdings konnte Pelagius nun auf den Gehorsam der Römer rechnen. Allein an anderen Stellen regte sich eben wegen seiner religiösen Haltung mannigfaltiger Widerstand. Er kam in den Fall, den Bischöfen von Tuscien mit Nachdruck die Versicherung zu geben, daß er an dem Concil zu Chalcedon, namentlich an dem Schreiben des Papstes Leo an Flavian unerschütterlich festhalte. Eine gleiche Versicherung gab er einem fränkischen König, der ihn hierüber befragen ließ. Den entschiedensten Widerspruch erhoben die Bischöfe von Aquileja und Mailand. Pelagius sah sich veranlaßt, einen Presbyter und einen Notar in diese Diöcesen zu schicken, um die Vorsteher derselben entweder an Ort und Stelle zu strafen oder zu ihm zu bringen. Unbedingt konnte er hiebei nicht einmal auf die Unterstützung des Narses rechnen. Pelagius hat ihm zu Gemüthe geführt, daß Jeder, der der Kirche widerstrebe, durch die weltliche Gewalt bestraft

werden könne und ihm einen Vorwurf daraus gemacht, daß er renitente Bischöfe in Ligurien, Venetien und Istrien dulde; er forderte, daß die Bischöfe zum Kaiser gebracht und von diesem verurtheilt würden.

Des römischen Bisthums war der Kaiser insofern mächtig, als die Wahl, bei der der Klerus, die angesehensten Männer und das Volk concurrirten, doch nicht ohne eine vorangegangene Anfrage vorgenommen werden und kein Gewählter die Weihe erhalten durfte, ehe er nicht vom Kaiser bestätigt war. Erwägt man nun die Autorität, welche das römische Patriarchat in dem Abendlande überhaupt ausübte, so wird man auch inne, wieviel das für die Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt zu bedeuten hatte.

Es gehörte zu der großen Stellung, welche Justinian überhaupt einnahm. Sie ist nicht viel weniger bedeutend in kirchlicher als in juridischer Beziehung; die Idee derselben hat die folgenden Jahrhunderte beherrscht. Ueberhaupt giebt es unter all den Imperatoren, die in Rom oder Constantinopel gewaltet haben, keinen, der sich in vielseitiger Regententhätigkeit mit Justinian vergleichen ließe.

Indem seine Heere neue Provinzen erwarben und die alten beschützten, richtete er in Constantinopel eine Regierung ein, die alle Zweige des öffentlichen Lebens umfaßte: Legislation, Administration, Finanzen und kirchliche Angelegenheiten. Er lebte und webte darin: denn für sich selbst hatte er wenig oder keine Bedürfnisse; er war Tag und Nacht bei der Arbeit. Er war von der Idee durchdrungen, das römische Reich noch einmal in seinem alten Umfang wiederherzustellen. Hierfür war er in unaufhörlichem Krieg begriffen, ohne doch je im Felde zu erscheinen. Was ihn beschäftigte, waren die Er-

wägungen und Anordnungen, die zur Erreichung dieses Zweckes führen konnten. Gleichzeitige Kriegführung im Osten und Westen mußte möglichst vermieden; die Beziehungen zu den avarischen, slavischen, gepidischen Nachbarn mußten in Obacht genommen, in ihren inneren Zerwürfnissen der Moment ergriffen werden, der ein erfolgreiches Eingreifen möglich machte. Die Abhängigkeit der Feldobersten, deren er sich bediente, von seinem Willen und Geheiß durfte keinen Augenblick unterbrochen werden. Nicht die leichteste Aufgabe war es, ihnen keine Ueberhebung zu gestatten und doch auch keinen zu Ungehorsam zu veranlassen, wie sich das an dem Beispiel von Belisar herausstellt. Immer gab es am Hofe mächtige Persönlichkeiten, die einander widerstrebten. Sie mußten alle in Unterordnung und in einer Art von Gleichgewicht gehalten werden. Als das größte Verdienst erschien es immer, den Intentionen des Herrschers zu genügen, — auch wenn sie nicht geradezu ausgesprochen waren. Es fehlte nicht an raschen Erhebungen und plötzlichem Fall, deren Ursachen sich nicht immer erkennen lassen. Die größte von allen Schwierigkeiten, die der Kaiser hatte, lag in der Herbeischaffung der finanziellen Mittel, die zur Ausführung seiner politischen Entwürfe unentbehrlich waren.

Man könnte sich wohl versucht fühlen, gegen die politische Idee, die Justinian verfolgte, Einsprache zu erheben. Denn von den germanischen Nationen, die er mit Krieg überzog, hatte er doch in der That wenig zu fürchten. Italien und Afrika waren in verhältnißmäßiger Blüthe, als er sie angriff. Italien war damals mit den Gothen bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen, und welche Dienste hätten ihm die Vandalen leisten können, wenn er sie gegen den Orient geführt hätte, nicht die

Orientalen gegen Afrika. Und selbst gegen die kirchlichen Unternehmungen Justinians ließe sich einwenden, daß dem Grunde derselben neue Entzweiungen entspringen mußten und entsprungen sind, welche zu ganz anderen Resultaten geführt haben, als die, welche er beabsichtigen konnte. Aber mit den großen Ideen läßt sich nun einmal nicht streiten. Sie haben, sobald es ihnen gelingt, die äußere Macht um sich her zu centralisiren, den unabweislichen Trieb sich geltend zu machen. Justinian schien das historische Recht auf seiner Seite zu haben, da er die zertrümmerte Autorität, von welcher die Ordnung in der Welt abhing, wiederherzustellen suchte. Nur dies sei bemerkt, daß seine Kriege den Mittelpunkt der folgenden historischen Entwicklung bilden. Wir werden ihrer Nachwirkungen noch vielfach zu gedenken haben. Unmittelbar aber drängt sich noch eine andere Bemerkung auf.

Die Finanzverwaltung Justinians hat schon in seiner Zeit die bittersten Vorwürfe gegen ihn hervorgerufen. Die Monopole und Zölle, seine Auflagen überhaupt wurden als Ausgeburten der Willkür und Habsucht betrachtet [1]). Dagegen könnte man wohl Manches zur Rechtfertigung des Kaisers beibringen. Ohne die Auflagen, gegen die man reklamirte,

---

1) Wir kennen sehr wohl die äußere Steuerverfassung Justinians. Ein Gesetz liegt vor (Nov. 128 vom Juni 545 vergl. Isambert, Justinien S. 579 ff.), das sehr eingehende Bestimmungen über die Erhebung der Steuern enthält. Wir ersehen daraus, mit welcher Strenge besonders die Grundbesitzer zur Entrichtung der ihnen zur Last fallenden Steuern angehalten wurden. Bei der Eintreibung der öffentlichen Abgaben darf auf das Asylrecht der heiligen Orte keine Rücksicht genommen werden (Nov. 128 cap. 13, Nov. 17 cap. 7); die Präsides der Provinzen (Nov. 17 de mandatis principum cap. 5 vom 16. April 535) werden überhaupt angewiesen, durch ihr Verhalten wie den schweren Verbrechern, so auch den Schuldnern des Fiskus ein Schrecken zu sein.

hätten seine weltumfassenden Entwürfe überhaupt nicht in Gang gesetzt werden können; und die Bauten, die man dem Kaiser verargte, dienten doch auch dazu, einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung in stetiger Thätigkeit zu erhalten, sie kamen einem socialen Bedürfniß entgegen. Aber man war nun einmal gewohnt, die höchste Staatsgewalt als eine persönliche Macht anzusehen. Von dem Erforderniß, das in der Sache lag, bildete sich Niemand einen Begriff. Für uns ist die Geldwirthschaft jener Zeit in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt[1]). Zu dem schlechten Rufe Justinians in dieser Hinsicht aber trug es bei, daß selbst die höchsten Beamten der Geldgier und Bestechlichkeit geziehen wurden. In polizeilichen Anordnungen, die sehr entschuldbar waren, sah man sogar die Absicht, das Volk zu bedrängen und zu berauben. Selbst seine gerichtliche Verwaltung wurde beschuldigt, diesem Unwesen Vorschub zu leisten. Die Käuflichkeit der Aemter, die zwar abgeschafft wurde, aber in einer anderen Form doch wieder eintrat, führte zu immer neuen Beschwerden. Mißbräuche, die der Kaiser in seinen Edikten verfolgt, werden eben seiner Regierung selbst Schuld gegeben. Der kleinen Schrift, die wir unter dem Namen Anekdota kennen, giebt es einen gewissen Werth, daß sie hiergegen polemisirt.

Es ist das Problem der Regierungen, die eine große

---

1) Ueber die Beiträge der Steuern sind wir nicht im Stande, eine nähere Auskunft zu geben. Aus dem Vertrage, den Justinian im Jahre 562 mit den Persern schloß (bei Menander Frgta. Hist. Graec. IV S. 212 a.), ersieht man, daß als Einfuhrzoll ein Zehntel des Waarenwerthes erhoben wurde. Isambert (a. a. O. S. XLIV) hat einige weitere Berechnungen angestellt, die jedoch nur auf unsicheren Vermuthungen beruhen.

Politik verfolgen, die Anforderungen, welche die auswärtigen Verhältnisse in Krieg und Frieden herbeiführen, zu erfüllen und dabei doch auch den Bedingungen gerecht zu werden, auf denen das Wohl der Unterthanen beruht. Indem Justinian den Occident wieder mit dem Orient zu vereinigen trachtete, scheint es doch unleugbar, daß er die Kräfte des Orients über Gebühr angestrengt und nahezu erschöpft hat. Wenigstens ist es dies, was ihm zum Vorwurf gemacht wurde und die Gemüther der Menschen in den Provinzen wie in der Hauptstadt ihm entfremdete [1]).

Noch in seinen letzten Jahren wurde er wieder durch Gefahren beunruhigt, wie sie am Anfang seiner Regierung vorgekommen waren; wir hören von einer Verschwörung gegen sein Leben, welche entdeckt und bestraft wurde. Sie würde kaum erwähnt zu werden verdienen, wenn nicht dabei die große Gestalt Belisars noch einmal hervorträte [2]). Er lebte in der Fülle des Ansehens, welches alte Verdienste und eine hohe bürgerliche Stellung hervorbringen; der Patricius Belisar konnte neben dem Kaiser genannt werden. Im

---

1) Ich beziehe mich hiebei auf die Bemerkungen über die Anekdota.

2) Die Erzählungen über dies Ereigniß bei Malalas und Theophanes (S. 493 ff. ed. Bonn.) sind dürftig. In dem Text des Malalas tritt S. 367, 6 zum Schluß eine sehr unwillkommene Lücke ein. Gibbon hat beide Berichte gekannt und benutzt; aber er ist mehr der Uebersetzung gefolgt, als dem Original, von dem diese doch merklich abweicht; nur in der ersten, nicht im Original ist von einer intendirten Flucht Belisars die Rede. (Bei Theophanes lautet der griechische Text S. 368, 18: *πολλοὶ δὲ φυγῇ ἐχρήσαντο*, was lateinisch wiedergegeben wird: multi fugam arripere [sc. Belisario] conciliati sunt; daß die Bedeutung der Worte eine andere ist, darüber läßt die Parallele aus Malalas S. 494, 11: *πολλοὶ δί τινες τῶν ἐξονομασθέντων φυγῇ ἐχρήσαντο*, nach der lateinischen Uebersetzung: alii nonnulli ab his indicati fuga se subduxerunt keinen Zweifel.

Jahre 562 wurde er eines Tages in den geheimen Rath des Kaisers berufen; auch der Patriarch von Constantinopel war dabei zugegen. Akten wurden verlesen, welche die Verhöre der wegen einer Theilnahme an den letzten Verschwörungen Angeklagten enthielten. Darin aber kam der Name Belisars selber vor. Ein mit innerer Empörung gemischtes Erstaunen ergriff den treuergebenen alten Helden; aber Justinian erschien von der Nennung des Namens doch betroffen und wies den Verdacht nicht eben zurück. Belisar wurde in sein Haus eingeschlossen und eines Theiles seiner dienstbeflissenen Umgebung beraubt. Bei aller seiner Größe fügte er sich in die Pflichten eines Unterthanen. Nach einigen Monaten, die doch einer weiteren Untersuchung gewidmet worden sein werden, wurde er von dem Kaiser wieder zu Gnaden angenommen und in seine Würden wieder eingesetzt [1]). Nicht zwei Jahre vergingen, so starb Belisar; seine Reichthümer fielen an den Kaiser [2]); auch Justinian aber starb bald darauf, am 11. November 565 [3]).

Keine Zeit kann sein Gedächtniß verlöschen. Die Gewalt, die er inne hatte, entwickelte er mit einer Application und

1) Die Verschworenen beabsichtigten den Kaiser am 25. November (den Tag giebt Theophanes an; der Monat ist, da der Text des Theophanes hier eine Lücke hat, aus Malalas zu entnehmen) zu ermorden; am 5. Dezember fand das Consistorium (*σιλέντιον*) Statt; am 11. Juli des folgenden Jahres wurde Belisar vom Kaiser wieder in Gnaden aufgenommen und in allen seinen Würden wiederhergestellt (Theophanes S. 370, 17). Ueber die Bestimmung des Jahres ist Clinton Fasti Romani I. S. 814 zu vergleichen.

2) Belisar starb im März 565 (Theophanes S. 371, 19). Antonina, die ihn überlebte, blieb im Besitz eines Vermögens, das sie in den Stand setzte, eine durch Feuersbrunst zerstörte Kirche wiederherzustellen (Alemannus zu Anecd. S. 349 ed. Bonn.).

3) Nach Theophanes S. 372, 9; das Chron. Pasch. S. 688, 1 giebt den 14. November an.

Geschicklichkeit ohne Gleichen. Er behauptete die volle Souveränetät den inneren und äußeren Gegensätzen zum Trotz. Alle Kräfte des Reiches und alle Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, mußten seinen Absichten dienstbar werden. Immer verfolgte er großartige Ziele. Wir haben nicht unerwähnt gelassen, was sich gegen sein Verfahren, gegen seine Zwecke selbst einwenden ließ, aber soweit war es doch gekommen, daß er die geistliche mit der weltlichen Macht vereinigt und dem Vordringen der Germanen Einhalt gethan hatte. Er konnte glauben, sie noch völlig zu überwinden. Das ist nun anders gekommen; die Gegenwirkungen, die er hervorrief, haben den Platz behauptet. Aber zwei Denkmale hat er sich auf immer gestiftet, das eine in seiner Legislation, welche die weltlichen, das andere in seinen Bauten, namentlich den kirchlichen, deren Charakter die geistlichen Bestrebungen, die ihn belebten, repräsentirte. In dem Codex und der Hagia Sophia lebt er fort.

Mit dem Tode Justinians trat der Fall ein, von dessen Wahrscheinlichkeit man schon vor mehr als zwanzig Jahren geredet und dabei die Art und Weise, wie dem Kaiser ein Nachfolger gegeben werden solle, erwogen hatte. Belisar, der damals für die Ansprüche der bewaffneten Macht gewesen war, hatte dadurch die Stellung, die er einnahm, sehr zweifelhaft gemacht. Jetzt konnte der neue Kaiser nicht anders, als durch das Uebergewicht des Palastes bestimmt werden. Justinian hinterließ keinen Leibeserben; aber er hatte — so werden wir versichert — seinen Schwestersohn Justinus zu seinem Nachfolger bestimmt [1]) und den Ergebensten unter seinen nächsten Haus-

1) Vigilantia, die Schwester Justinians und Mutter des zweiten Justin, war mit Dulcissimus vermählt.

genossen, Callinicus, beauftragt, diesem, wenn er abgeschieden sei, das zu hinterbringen mit der Verwarnung, die Annahme der höchsten Würde nicht etwa zu verweigern; denn er würde dann dem Willen Gottes widerstreben.

Justinus war mit der Nichte der Kaiserin Theodora, Sophia, vermählt. In diesem Paar vereinigten sich also die Verwandtschaften Justinians und Theodoras, die früher einander nicht selten feindlich gegenübergetreten waren. Der Autor Corippus, dem wir hier folgen, erzählt ausführlich, wie Justin und Sophia, die in einem andern Palast wohnten, dort von Callinicus, der eine Anzahl Senatoren um sich hatte, aufgesucht und veranlaßt wurden[1]), in die Hofburg zu kommen, wo sie zuerst bei dem Anblick der Leiche Justinians ihn gleichsam anklagen, daß er das Reich in einem Moment verlassen habe, in welchem es von allen Seiten mit Krieg bedroht sei, dann aber vor Allem ein rechtgläubiges Bekenntniß auf Dreieinigkeit und Menschwerdung ablegen und sodann mit den Reichsinsignien bekleidet werden. Die Leibwachen heben Justin nach germanischer Weise auf den Schild; dann erscheint der vornehmste Priester, wie der Autor sagt, schön durch sein Alter, segnet Justin, läßt sein Haupt als ein unverletzliches weihen und setzt ihm die Krone auf; der Akt wird mit jubelnden Glückzurufen der Anwesenden begrüßt. Darauf besteigt Justin den Thron, indem er das Zeichen des Kreuzes macht. Worte werden ihm in den Mund gelegt, die ihn gleichsam als Stellvertreter Gottes auf Erden bezeichnen: der Schöpfer habe die Sorge für

1) Flavius Cresconius Corippus, de laudibus Justini Augusti minoris libri IV.

das, was er geschaffen, dem Kaiser übertragen. Der Kaiser sei der Kopf, der das Gemeinwesen regieren müsse, wie dieser den Leib. Andere Gewalten werden als Brust und Arme bezeichnet; aber auch sie haben die Pflicht, den Befehlen des Hauptes zu gehorchen.

Dieser unbedingten Anerkennung des Systems, das gleichsam als ein göttliches erscheint, tritt nun aber schon hier ein abweichendes zur Seite. Der Fiskus wird als der Magen des Reiches bezeichnet, nicht ohne Seitenblicke auf Justinian, der das Reich erschöpft und mit Schulden belastet hinterlassen habe. Ein Tadel, der in voller Stärke erscheint sowie der neue Kaiser in den Circus tritt, wo sich die Menge in Folge der indeß verbreiteten Nachricht von dem Tode Justinians versammelt hatte. Hier machte sich nun eine der bisherigen Verwaltung entgegengesetzte Stimmung Bahn. Von einem Antheil des Volkes an der Erhebung selbst ist nicht die Rede [1]. Der Kaiser wird mit tausendstimmigem Jubel empfangen; dann ergreift er selbst das Wort, er verspricht Sicherheit, Ruhe und Ordnung; das Volk möge sich der Ruhe erfreuen; ihm gebühre Wachsamkeit. Er gelobt ihnen Gerechtigkeit und selbst Freigebigkeit, wie sie mit dem Antritt des Consulats, das Justinian abgeschafft hatte, er aber wiederherzustellen gedachte, verbunden sei.

Darauf aber erfolgt eine allgemeine Bewegung; mit Einem Schlage regt sich die circensische Demokratie aufs Neue: die Sitze leeren sich, die Arena erfüllt sich mit Menschen. Sie rufen: Erbarme dich; wir gehen zu Grunde. Die Sache war, daß Justinian gezwungene Anleihen gemacht hatte. Sie

1) Auch Evagrius erwähnt einen solchen nicht.

legen dem Kaiser ihre Scheine dabei zu Füßen und fordern die Rückgabe ihrer Einzahlungen. Der erste Akt der Regierung Justins ist es, daß er hierin nachgiebt. Gold und Silber wird in den Cirkus gebracht, und all die Scheine werden eingelöst. Recht eigen bemerkt man hiebei, daß die Verpflichtung gegen das Gemeinwesen als Pflicht gegen dessen Oberhaupt, und dessen Stellung als eine persönliche betrachtet wird.

Eine große Anzahl Frauen in kläglichem Aufzug strömte herbei; sie baten um die Freilassung ihrer gefangenen Männer und Söhne. Der Kaiser, sagt unser Autor, erhört das Gesuch nach der Weise Gottes, er läßt sie alle frei; denn mit der Macht verbindet sich die Gnade.

Man wird nicht Alles für buchstäblich wahr halten dürfen, was Corippus erzählt: aber für den Begriff von der höchsten Gewalt, wie er sich damals gebildet hatte, ist es doch sehr charakteristisch. Man erkennt die Idee des Kaiserthums in seiner Unumschränktheit als einer göttlichen Institution, nicht minder die Schwierigkeit, die es gleich in der Hauptstadt hatte, dieselbe gegenüber der Menge, die von dem finanziellen System erdrückt wurde, zu behaupten. Darin lag der größte Widerspruch, daß die höchste Autorität, die man zu besitzen meinte, doch nur mit einer Anstrengung zu realisiren war, welche den Einwohnern, die den römischen Namen führten, unerträglich vorkam.

Wie so ganz das Gegentheil von der Plebs Altroms, welche aus dieser Herrschaft Vortheile gezogen hatte. Was sollte aber nun daraus werden, wenn die Feindseligkeiten wieder ausbrachen, die Justinian zu beseitigen verstand und wenn man auch in dieser Hinsicht das Vorbild verließ, das er gegeben hatte? Dessen Staatskunst beruhte vor Allem

darauf, daß er die Völkerschaften, von denen er gewaltsame Angriffe fürchtete, durch Geschenke und Jahrgelder auf seiner Seite zu fesseln wußte und daß er den alten Gegensatz gegen Persien nicht in einen principiellen, religiösen umschlagen ließ. Gegen das Eine und das Andere sträubte sich das Selbstgefühl des neuen Imperators; er fand es unerträglich, daß in dem persischen Reiche Christenverfolgungen vorkamen. Denn das religiöse Bekenntniß stand ihm höher als das Interesse des Staates. Niemals könne, sagte er, ein Christ es dulden, wenn seine Glaubensgenossen Unbill erlitten. Er wurde darin von der Geistlichkeit und selbst dem Gemeingefühl des Volkes unterstützt. Nicht lange, so brach der persische Krieg wieder aus. — Zugleich aber nahm Justin den größten Anstoß an den Jahrgeldern und Subsidien, welche Justinian den benachbarten Völkerstämmen gezahlt hatte. Er wies die ersten Forderungen, welche in dieser Hinsicht an ihn gemacht wurden, mit Stolz und einer Art von Indignation zurück: denn ein römischer Kaiser gebe zwar Geschenke, aber nur zur Belohnung geleisteter Dienste. — Wie durch den ersten dieser Grundsätze im Orient, so brachte er durch den zweiten im Occident feindselige Regungen hervor, welche zusammentreffend durch die Rückwirkung, die sie auf Constantinopel ausübten, dem römischen Imperium die schwersten Schläge beibringen sollten, die es noch erfahren hatte.

Neunzehntes Capitel.

Avaro-langobardische Invasion in Italien. Die drei nächsten Nachfolger Justinians.

Nicht allein auf der allgemeinen Combination beruhte das Ansehen des römischen Reiches im Occident, sondern besonders darauf, daß die Feindseligkeit der in die Balkanländer eingedrungenen germanischen und slavischen Stämme immer wieder durch andere Völkerschaften, welche sich dem Kaiserthum anschlossen, im Zaum gehalten wurde. Damals boten hierzu vornehmlich die Avaren die Hand. Die Avaren gehören denselben finnisch-ugrischen Stämmen an, aus welchen die Hunnen hervorgegangen waren [1]), und wenn wir in der Auslegung der byzantinischen Nachrichten nicht irren, kamen sie in den Fehden dieser Stämme untereinander so mächtig empor, daß sie sich für das größte und stärkste aller Völker hielten [2]). Erst vor wenigen Jahren waren sie an den Grenzen des römischen Reiches erschienen und hatten unter Vermittelung

---

1) Die Identität mit den Hunnen ergiebt sich aus dem häufigen Vorkommen hunnischer Namen, wie Attila, Uldin, Ellak unter den späteren Avaren, s. Adelung Mithridates IV, S. 148. Theophylakt VII c. 8 S. 284, 10: *Σαρσὴλτ καὶ Οὐννουγοῦνοι καὶ Σαβίροι, Οὐννικά τε πρὸς τούτοις ἔθνη.*

2) Menander Frgt. bei Müller IV S. 203: *μέγιστόν τε καὶ ἀλκιμώτατον τῶν ἐθνῶν.*

der Alanen demselben ihre Bundesgenossenschaft angeboten: denn für die barbarischen Stämme galt es immer noch als ein Gegenstand des Ehrgeizes, mit dem römischen Reiche in Verbindung zu stehen. Von Justinian verlangten sie mit stolzen Worten Jahrgelder oder Landabtretungen. Der Kaiser scheint nicht abgeneigt gewesen zu sein, sie in Niederpannonien aufzunehmen; aber sie zogen vor, Geschenke und Jahrgelder zu empfangen, wofür sie dann den Römern an der unteren Donau gute Dienste geleistet haben. Das entsprach nun ganz dem System Justinians, welcher unter den Völkern, die ihn bedrängten und gefährdeten, immer einen tapferen Stamm auf seiner Seite zu haben suchte. Aber dafür hatte die neue Regierung wenig Verständniß. Ihre erste Absicht war, den Geldaufwendungen, welche die Hauptstadt und die Einwohner gegen die Regierung aufgeregt hatten, ein Ende zu machen. Durch die Drohungen, welche die avarischen Gesandten aussprachen, nicht erschreckt, sondern, wie berührt, in seinem imperatorischen Stolz beleidigt, versagte Justin die Zahlung der bisherigen Jahrgelder, worauf die Avaren das Bündniß mit den Römern voll Unwillen aufgaben: denn wolle Justin der Nachfolger seines Oheims sein, dann müsse er auch dessen Versprechungen erfüllen[1]). Man kann nicht mit Sicherheit angeben, wo sich die Avaren eben aufhielten, aber wahrscheinlich sind sie schon damals durch die Karpathenpässe nach Pannonien eingedrungen und haben begonnen, die Ringe aufzuwerfen, von welchen her sie ein paar Jahrhunderte hindurch zu anderweiten Unternehmungen ausgezogen sind[2]).

---

1) Menander, Frgt. 14, bei Müller Hist. Graec. Frgta. IV S. 219.
2) Schafarik: Slavische Alterthümer II, S. 59.

Zurückgewiesen von Justin wandten sie sich an die Franken, die zu dieser Zeit Rhätien beherrschten und ein vorwaltendes Ansehen selbst im Gebiet von Aquileja behaupteten, wie sich unter Anderem daraus ergiebt, daß sie dort Bischöfe eingesetzt haben. In Oberitalien stellten die Franken sich noch immer den Fortschritten der römisch-griechischen Waffen entgegen. Mit den Einen und den Anderen verbündet, treten nun die Langobarden auf[1]).

Die Langobarden erscheinen bereits unter den ältesten Germanen. Nach Tacitus, Vellejus, Ptolemäus hatten sie ihre Sitze zwischen Weser und Elbe. Eine Zeit lang haben sie zum Reiche Marbods gehört; und es läßt sich erklären, wenn sie wie so viele andere Stämme und die Gothen selbst nach dem Sturze Marbods und dem Zerfall seiner Herrschaft an der mittleren Donau auftreten. Sie nahmen Theil an dem großen Bunde der germanischen Völker im marcomannischen Krieg. Sie sind damals über die Donau gekommen, aber zurückgewiesen worden[2]). Erkennbar und in charakteristischen Zügen erscheinen sie erst in dem Völkerkampfe, der sich nach der Zerstörung des Reiches Attilas erhob, zwischen Herulern und Gepiden. Wir wissen, wie enge besonders die Heruler mit dem römischen Reiche verbunden waren, welchen Antheil sie nicht allein an den äußeren Kriegen, sondern auch an den inneren Irrungen des Kaiserthums genommen haben. Gerade im Gegensatz zu den Herulern kamen nun die Langobarden empor. Wir sind dem Geschichtschreiber der Epoche, Procop,

1) Menander, Frgt. 23, bei Müller IV S. 230: *Ἀβάρων καὶ Φράγκων σπεισαμένων πρὸς ἀλλήλους καὶ τῆς εἰρήνης ἐμπεδώτατα ἐχούσης.*

2) Petrus Patricius Frgt. 6 bei Müller Hist. Graec. Fr. IV S. 186.

Dank dafür schuldig, daß er uns eine mehr als in Einer Beziehung merkwürdige Nachricht von der Entzweiung der Langobarden mit den Herulern aufbewahrt hat[1]). Die Heruler erklären an die Langobarden den Krieg im Gefühl ihrer Uebermacht, ohne daß sie Anlaß zu einer Beschwerde gehabt hätten, die Langobarden lassen ihnen durch Gesandtschaften Vorstellungen machen. Durch die letzte sprechen sie aus: sie würden Widerstand leisten und dabei Gott anrufen, der den Ausgang der Schlachten nach der Ursache des Kampfes zu bestimmen pflege. Die Heruler rücken dennoch vor, ohne auf ungünstige Vorzeichen Rücksicht zu nehmen, werden aber in dem Kampfe vollständig geschlagen, sodaß sie selbst ihre bisherigen Sitze nicht mehr behaupten können. Man mag wohl dieses ersten Momentes in dem Auftreten der Langobarden gedenken, da er in seinem geistigen Inhalt einigermaßen an die Sage erinnert, welche sie selbst erzählen, und von welcher sie den Namen der Langobarden hergeleitet haben sollen. Deren Sinn ist: daß ihnen der heidnische Wodan selbst den Namen gegeben und mit dem Namen den Sieg.

Von den bei dem Geschichtschreiber der Langobarden mitgetheilten Sagen darf man nicht allein, sondern muß man zunächst abstrahiren, da der Bericht des zeitgenössischen Autors Procop vorliegt, der gerade in diesen Verwickelungen Glauben verdient. Dem zufolge fand sich Justinian bewogen, den Langobarden, die noch jenseit der Donau saßen, in Pannonien neue Sitze anzuweisen. Er gab ihnen das alte Noricum, die Hauptstadt und das Land, eine Anzahl fester Plätze an der Donau und ansehnliche Geldgeschenke[2]), womit es zusam-

1) Procop, bell. Goth. II c. 14 S. 200, 13 ed. Bonn.
2) Procop, bell. Goth. III c. 33 S. 418, 9.

menhängt, daß er auch den Herulern neue Wohnsitze in der Nähe von Singidunum anwies. Die Langobarden begingen, als sie über die Donau gekommen waren, mancherlei Gewaltsamkeiten, verwirkten jedoch dadurch die Gnade des Kaisers mit Nichten. Dieser stand ihnen vielmehr im Kampf mit den Gepiden bei, die einst vor Theoderich über die Donau gewichen, aber nach dem Falle der Ostgothen zurückgekommen waren und sich Sirmiums bemächtigt hatten, was dem Kaiser besonders deshalb mißfiel, weil sie slavische Völkerhaufen mit sich herbeiführten. Er meinte, sich an den Langobarden sicherere Verbündete zu verschaffen. Nicht zu übersehen ist, daß ein Theil der den Langobarden nach langen Berathungen zugesandten Hülfsmacht Amalafred, einen Nachkommen des thüringischen Königshauses, zu seinem Anführer hatte. Amalafred war mit seiner Mutter Amalaberga zu den Ostgothen geflüchtet und dann mit Vitiges nach Constantinopel gekommen. Eine Schwester desselben wurde durch Justinian mit dem Langobardenkönig Audoin vermählt, so daß hier eine genealogische Combination eingeleitet wurde, durch welche die Völker der Balkanhalbinsel an Justinian geknüpft und zugleich den Franken, die für Totila waren, entgegengesetzt wurden [1]). In der That war es nun dieser Amalafred, welcher den Langobarden die Oberhand über die Gepiden verschaffte [2]).

Obwohl nicht zufrieden mit der ihnen geleisteten

1) Auch die Romana des Jordanes hat darüber eine Notiz c. 386: Langobardorum gens, socia Romani regni principibus, et Theodahadi sororis filiam dante sibi imperatore in matrimonium jungens regi suo, contra emulos Romanorum Gepidas una die pugna commissa eorum pene castra pervasit.

2) Procop, Gothica IV, c. 25 S. 863.

Hülfe, beharrten die Langobarden doch im engsten Verhältniß zu den Römern, die von den Gothen unterstützten und durch die Franken verjagten Ueberreste der königlichen Familie von Thüringen, die Heruler selbst und die Langobarden bildeten eine Art von Alliance zu Gunsten der Oströmer. Man begreift es, daß Langobarden und Heruler den Eunuchen Narses nach Italien begleiteten. Ihnen sind dann Totila und die Franken, die nach Italien vorgedrungen waren, erlegen. Narses hielt es nicht für möglich, Italien zu pacifiziren, so lange die Langobarden, welche sich nicht abhalten ließen die Heiligkeit der Asyle zu verletzen und andere Gewaltsamkeiten auszuüben, bei ihm waren. Er wußte sie mit Geschenken zu begütigen und nach ihrer Heimath zu entfernen.

So lange Justinian lebte, scheint es bei dem freundschaftlichen Verhältniß geblieben zu sein. Nach dessen Tode aber, als das ganze System verändert wurde und die Avaren in der Nähe erschienen, änderte sich die Lage der Dinge.

Die Langobarden bestanden darauf, die Gepiden nicht neben sich zu dulden. Sie konnten aber unter der neuen Regierung die Oströmer nicht dahin bringen, sie gegen die Gepiden zu unterstützen, wahrscheinlich doch, weil dem Hofe Alles an dem Gleichgewicht der großen kriegerischen Genossenschaften gelegen war. Hierüber nun löste sich das bisherige Bundesverhältniß zwischen Römern und Langobarden vollständig auf. Diese wendeten sich an die Avaren, die eben als die ausgesprochenen Gegner der Römer auftraten[1]). So viel man weiß, haben die Langobarden selbst den Avaren bemerklich gemacht, daß der Krieg nicht allein gegen die Gepiden, sondern gegen die Verbündeten derselben, die Oströmer geführt

1) Menander, Frgt. 12 S. 305 ed. Bonn.

werde und sie nach Thracien, vielleicht nach Byzanz bringen könne [1]). Der Gepidenkönig Cunimund rief die Hülfe der Römer an, aber dem neuen System gemäß entzog sich Justin auch der Verbindung mit den Gepiden; es schien ihm ganz Recht zu sein, wenn die germanischen Völker ihren Streit untereinander ausfochten. Noch einmal sind avarische Gesandte bei ihm erschienen und haben ihm ihre alten Forderungen wiederholt; der Kaiser aber wies sie nochmals zurück; er wäre nicht abgeneigt gewesen, sich des friedlichen Verhaltens der Avaren durch Geiseln zu versichern; aber er forderte dafür die Kinder des Chagan; mit Kindern anderer avarischer Häuptlinge wollte er sich nicht begnügen, wiewohl das der Feldhauptmann Tiberius für hinreichend gehalten haben würde [2]). Hierauf brach der Krieg aus. Avaren und Langobarden fielen in die Landschaft der Gepiden ein. Den Avaren stand der römische Befehlshaber gegenüber, die Gepiden übernahmen den Kampf mit den Langobarden. Hätten die Römer den Gepiden Hülfe geleistet oder nur mit den Avaren rechtzeitig eine Abkunft getroffen, so würden die Dinge wahrscheinlich anders gegangen sein. Während aber die Römer sich mit den Avaren, jedoch sehr unglücklich schlugen, wurden die Gepiden von den Langobarden in offener Schlacht niedergeworfen und nahezu vertilgt. Ihr Name verschwindet seitdem gleichsam aus der Geschichte [3]).

Man erkennt den Unterschied der Zeiten und Verhält-

---

1) Menander, Frgt. 24 bei Müller IV S. 230: *ἐδίδασκον, ὡς οὐ κατὰ τοσοῦτον πρὸς Γήπαιδας τὸν πόλεμον ἀναῤῥίπωσι, καθόσον Ἰουστίνῳ μαχήσονται.*

2) Menander Frgt. 33.

3) Die Niederlage der Gepiden erfolgte im Jahre 567.

nisse. Justinian hatte die Langobarden als Gegner der Franken aufzustellen und in den engsten Bund zu ziehen gesucht. Zur Behauptung dieses Einverständnisses hätte vor allem die Fortsetzung der mit den Avaren eingeleiteten freundschaftlichen Beziehungen gehört. Wenn nun aber Justin denselben die Zahlung der gewohnten Jahrgelder versagte, was im Angesicht der Aufregung in Constantinopel unvermeidlich sein mochte, so wurde doch dadurch das politische System Justinians zerstört. Da nun die Avaren in Pannonien vordrangen und Freundschaft mit den Franken schlossen, so konnten die Langobarden an ihrem Bunde mit Constantinopel nicht festhalten. Die Oströmer wurden von den Avaren besiegt, die Gepiden erlagen den Langobarden. Zwischen Avaren und Langobarden trat dann das engste Verhältniß ein. Erklärte Feinde der Römer, faßten die beiden Völker den Entschluß, Italien von Constantinopel loszureißen.

In den ältesten urkundlichen Aufzeichnungen über die langobardische Geschichte findet sich eine sehr auffallende Nachricht hierüber. Zwischen Avaren und Langobarden soll ein Bündniß geschlossen worden sein, nach welchem letztere die von Justinian ihnen eingeräumten Landschaften den Avaren überließen, während sie selbst es unternahmen, die Oströmer in Italien zu bekämpfen. Sie hätten sich, so lautet die Erzählung, die Rückkehr vorbehalten. Nicht aber auf den Moment sei dieser Vorbehalt beschränkt geblieben, er habe vielmehr auf zweihundert Jahre gelten sollen, binnen welcher Zeit dann die Avaren den Langobarden in Italien Hülfe zu leisten verpflichtet sein sollten. Das höchst Außerordentliche einer solchen Abkunft wird doch nicht berechtigen, sie geradehin zu verwerfen; ihre Substanz entspräche der Stimmung der Völker,

die sich niemals ganz von ihrer Heimath lossagten, wie das Beispiel der Heruler, Vandalen und nachmals der Sachsen beweist. Wie man auch darüber denken möge, die Thatsache eines Einverständnisses zwischen beiden Nationen wird man kaum leugnen dürfen. Den Avaren kam es darauf an, die Gebiete, die den Langobarden vom Kaiser überlassen waren, an sich zu bringen; den Langobarden, sich bei ihrem Unternehmen, welches einen Angriff auf die römische Herrschaft in Italien einschloß, einen fortwährenden Rückhalt zu sichern. Sie waren bereit aus Noricum zu weichen und den Zug nach Italien zu unternehmen.

Das ist aber nur die eine Seite des großen Ereignisses, die wir als die barbarische bezeichnen können. Langobarden und Avaren treten mit den Franken in Verbindung, womit es zusammenhängen wird, daß eine Tocher des Königs Chlotar I., Chlotswinde, mit Alboin, dem Nachfolger Audoins, vermählt wurde. Bisher mit den Römern verbündet, schlossen sich Langobarden und Avaren den Franken an.

Nun aber traten auch auf der anderen Seite, der italisch-byzantinischen, Verwicklungen ein, welche diesem Unternehmen sehr zu Statten kamen. Ich behalte mir über die vielbestrittenen Nachrichten, die wir darüber finden, für die Folge noch eine eingehendere Erörterung vor. Hier sei nur bemerkt, daß die Veränderung der kaiserlichen Politik nothwendig auch auf Italien zurückwirkte und zwar in zwiefacher Hinsicht. Wenn das Finanzsystem Justinians im Orient verlassen wurde, so konnte es sich auch in Italien nicht behaupten; die bisherige Finanzverwaltung war in dem alten Rom ebenso verhaßt, wie in dem neuen, und es ist sehr verständlich, wenn die römischen Großen dem neuen Kaiser die Bitte vorlegen

ließen, sie und die Stadt von dem unerträglichen Drucke zu befreien, welchen die Regierungsweise des Narses über sie verhänge; von den Griechen würden sie schlechter behandelt, als von den Gothen; wenn das so fortgehe, so würden sie zu den fremden Nationen abzufallen gezwungen sein.

Der alte Gedanke der romanischen Bevölkerung, sich lieber den germanischen Willkürlichkeiten zu unterwerfen als sich durch das römische System zu Grunde richten zu lassen, machte sich Bahn. Dem aber kam die Tendenz des Hofes gewissermaßen entgegen. Narses war der Repräsentant des alten, soeben gestürzten Systems; wenn der Hof allenthalben von demselben abwich, so konnte er den Oberbefehlshaber auch in Italien nicht dulden. Das Exarchat, zu dem Narses doch wohl selbst den Grund gelegt hatte, mußte organisirt werden. Es ist sehr begreiflich, daß sich Narses hierdurch gefährdet fühlte, und wenn auch die Sage, wonach ihn Kaiserin Sophie als Eunuchen in das Gynäceum verwiesen haben soll, verworfen werden muß, so ist doch aus anderen Zeugnissen gewiß, daß ihm Aeußerungen derselben zu Ohren kamen, durch die er sich verletzt fühlte. So trat in Italien eine Auflösung des bisherigen Zustandes ein, welche den Langobarden eine große Aussicht für ihr Unternehmen darbot. Die Ueberlieferung ist nun, daß Narses, der sich von den italienischen Großen bedroht und von seinem Hofe verleugnet, wenn nicht verfolgt sah, die Langobarden, die er einst ihrer unbezähmten Wildheit wegen nicht in Italien hatte behalten wollen, sondern in ihre Heimath geschickt hatte, jetzt selbst aufgefordert habe, nach Italien zurückzukommen. Für gradezu unmöglich möchte ich das nicht erklären: denn

die menschliche Leidenschaft spielt nun einmal eine Rolle in den Verwicklungen der Welt, und von denen Unrecht zu leiden, um die man sich die größten Verdienste erworben hat, wird vielleicht im hohen Alter noch unerträglicher als früher; auch das höchste Alter aber fühlt sich doch nicht dem letzten Athemzug so nahe, daß es nicht noch Gedanken der Selbsthülfe und Selbsterhaltung Raum geben sollte. Man könnte dem Narses den Gedanken zutrauen, an der Spitze von Mannschaften, wie er sie einst selbst nach Italien geführt hatte, sich den Neuerungen, die man von Seiten des Hofes in Constantinopel und der Großen in Rom vorhatte, entgegenzustellen. Die Nachricht ist wenigstens gleichzeitig überliefert und in die Erinnerungen der Langobarden selbst aufgenommen. Ich wage nicht sie zu verwerfen, wenn sie von den unzweifelhaft fabelhaften Zusätzen, die sie begleiten, gereinigt wird. Es würde eine psychologische Erscheinung außerordentlichster Art sein, wenn der weltkluge Eunuch sich entschlossen hätte, das Werk, das er unternommen, durch Herbeirufung eines fremden Stammes, den er früher selbst ausgeschlossen, zwar nicht zu zerstören, aber doch umzugestalten. Mit Bestimmtheit behaupten läßt sich das freilich nicht, aber unleugbar ist doch die Thatsache, daß der Wechsel der Regierung für das Unternehmen der Langobarden nicht anders als günstig wirken konnte. Die militärische und administrative, vor allem die finanzielle Thätigkeit der Reichsregierung fing an zu schwanken, nach dem Tode Justinians konnte diese nicht mehr entscheidend durchgreifen. Die Gefühle der Selbständigkeit erwachten nach verschiedenen Seiten hin.

Darf ich hier nochmals auf Justinian zurückkommen, so ist er überhaupt der letzte römische Imperator gewesen, der

die Idee des Kaiserthums und seiner Weltherrschaft nicht allein festhielt, sondern bis auf einen gewissen Grad wieder zur Geltung zu bringen wußte. Die Strenge der finanziellen Mittel, die er anwandte, war für diesen Zweck unentbehrlich. Auch die gezwungene Anleihe, zu der er zuletzt gegriffen hatte, war ohne Zweifel für den Moment nothwendig gewesen. Was man ihm zum Vorwurf machte, daß er die Reichthümer der Gräco-Römer den Barbaren zuwende, war eben der Mittelpunkt seiner politischen Stellung überhaupt. Die Verwerfung seiner Geldwirthschaft, welche mit der Thronbesteigung Justins Hand in Hand ging, schloß zugleich die Verwerfung seiner politischen Absichten in sich ein. Das wichtigste Ereigniß, das damit zusammenhängt, ist der Zug der Langobarden nach Italien. Die Freunde der Oströmer traten zu ihren Gegnern über, die eingeborenen Triebe der Populationen nahmen eine Richtung gegen das oströmische Reich, das nicht nur in seinem Centrum, sondern auch in den Provinzen in Unruhe und Gährung gerieth. Auch die Kirchenverhältnisse hingen damit zusammmen.

Wie in Illyrien überhaupt, so war in der Diöcese von Aquileja die Verstimmung gegen die fünfte constantinopolitanische Synode eine allgemeine. Deren Beschlüsse: die Verwerfung der Tria Capitula wurden aber noch von dem römischen Stuhl aufrechterhalten, der dabei die weltliche Gewalt anrief. Genug: einverstanden mit den abgesagten Feinden des Hofes von Constantinopel, Franken und Avaren, eingeladen durch den Hader der nächsten Kirchenprovinz und die Entzweiung, die in Italien selbst zwischen dem Hofe und seinem Stellvertreter, zwischen den Eingeborenen und den einge-

lagerten Truppen bestand, wurden die Langobarden veranlaßt, den verhängnißvollen Zug zu unternehmen.

Wir stehen an einem Wendepunkt der Weltgeschichte; ein Ereigniß tritt ein, durch welches die Balkanländer den Germanen entfremdet, deren Macht dagegen in Italien, wo sie soeben unterdrückt worden war, erneuert worden ist. In dem großen Gegensatze zwischen Germanen und Oströmern ist es entscheidend geworden. Constantinopel konnte seine aggressive Tendenz nicht weiter verfolgen. Der Einfall der Langobarden verschaffte den Germanen nochmals die Oberhand.

Aber wie sich die Vorfälle, denen jene Combination zu Grunde lag, nur schwer erkennen lassen, so ist das auch bei dem Ereigniß, das nun vor sich ging, der Fall. Wir kennen es nur in seinen allgemeinen Umrissen. Anfang April 568 setzte sich Alboin von Noricum aus mit seinen Langobarden in Bewegung[1]). Ein nicht sehr zahlreiches Heer umgab ihn; daß er es aber auf eine dauernde Besitznahme abgesehen hatte, ergiebt sich daraus, daß auch Frauen und Kinder den Zug der Männer begleiteten. Aber das Unternehmen ließ sich so wenig in dieser Zeit, wie früher, auf die Langobarden beschränken. Eine große Anzahl anderer Germanen, namentlich Sachsen, haben sich Alboin angeschlossen, doch wohl in Folge der umgewandelten Politik überhaupt. Da Chlotswinde damals noch lebte, so läßt sich an einem Einverständniß der Franken nicht zweifeln. Zuerst nahm Alboin die Colonie in Besitz, welche einst die Römer bei ihrem Vordringen nach der Donau hin am Abhange des Gebirges angelegt hatten; in dem Mittelpunkt desselben, Forum Julii,

1) Am 2. April 568. Paulus Hist. Lang. II c. 7.

legte er eine langobardische Colonie zu Schutz und Trutz an. Man darf nicht bezweifeln, daß ihm hierbei die kirchlichen Bewegungen in dem Bisthum Aquileja zu Statten gekommen sind. Diese aber umfaßten zugleich Venetien und Ligurien. Die Bischöfe der drei Provinzen hatten sich zu einer synodalen Opposition vereinigt. Als Alboin an die Grenzen der Provinz Venetia kam, erschien der angesehene Bischof von Treviso und stellte sich sammt seiner Kirche in den Schutz des Königs. Verona, das schon so oft der Kampfpreis zwischen romanischen und germanischen Streitkräften gewesen war, nahmen die Langobarden ohne Widerstand ein. Man könnte zur Erklärung dieses ersten großen Erfolges doch vielleicht jene vergessene langobardische Aufzeichnung herbeiziehen, nach welcher Narses die Besitznahme italischer Städte, welche von Besatzung frei seien, den Langobarden in Aussicht gestellt haben soll.

Ohne sich nach der Seeküste zu wenden, die von Ravenna aus gedeckt wurde, rückte Alboin nach Ligurien und nahm die Hauptstadt Mailand ohne Mühe in Besitz[1]). Eine geistliche Bewegung ist auch hier eingetreten, wahrscheinlich jedoch von entgegengesetzter Art. Der Bischof hat die Stadt verlassen und sich mit seinen Anhängern nach Genua geflüchtet, wo ihm diese, als er dort starb, einen Nachfolger gesetzt haben. Kaum begreifen ließe sich, wie diese großen Städte und mehrere andere mit ihnen ohne Widerstreit in die Hände der Langobarden gerathen sind, wenn nicht die inneren Entzweiungen in Italien ihre Vertheidigung unmöglich gemacht hätten. Noch ein anderes Moment ist hierbei nicht zu übersehen. Die Regionen, in welche Alboin

---

1) Am 3. September 569. Paulus Hist. Lang. II c. 25.

vordrang, waren ebendieselben, in denen sich die transpadanischen Gothen zur Rettung ihrer Selbständigkeit erhoben und dann den Krieg gegen Rom mannhaft und erfolgreich geführt haben. Es war erst fünfzehn Jahre her, daß Totila niedergeworfen wurde. Oberitalien war von Ostrom nie vollkommen bezwungen worden. Es kann kein Zufall sein, daß sich die Langobardenherrschaft eben in dieser Landschaft erhob. Obwohl die einsilbigen und sagenhaften Notizen nichts davon melden, so darf man doch vermuthen, daß die Ueberreste der Gothen, — denn vollkommen vertilgt konnten sie nicht sein — sich den Langobarden angeschlossen haben. Aber zu gesicherter Besitznahme gehörte noch die Eroberung von Ticinum (Pavia), welches sowohl durch seine geographische Lage an der Heerstraße nach Gallien bedeutend, als durch die topographische Beschaffenheit des Bodens zu einer haltbaren Vertheidigung geeignet war. Uralte keltische Hauptstadt, altes römisches Municipium, war Ticinum in den Völkerbewegungen namentlich zur Zeit des Honorius wichtig geworden. Theoderich hatte es mit stattlichen Gebäuden ausgeschmückt und befestigt, dort hatte sich dann der erste der späteren gothischen Könige erhoben. Hier erst fanden die Langobarden eigentlichen Widerstand. Ticinum hat sich drei Jahre gegen sie vertheidigt. Die Langobarden haben sich genöthigt gesehen, ein festes Lager vor der Stadt aufzuschlagen. Aber es ist erklärlich, daß der langandauernde Kampf und die Nothwendigkeit, sich mit den erforderlichen Lebensbedürfnissen zu versehen, dann zu Gewaltsamkeiten und Verwüstungen Anlaß gab. Die Eroberung Ticinums ist die letzte Handlung Alboins. Er hat in der That ein kleines Reich gegründet, aber demselben eine regelmäßige Fortsetzung zu verschaffen, war ihm nicht

beschieden. Seine erste Gemahlin war gestorben; durch die zweite, Rosamunde, deren Namen weltbekannt ist, wurde er umgebracht [1]).

Ich trage Bedenken die Sage aufzunehmen, nach welcher Rosamunde, durch die Anmuthung ihres Gemahls, aus dem Schädel ihres Vaters, der als Trinkschale umgeformt war, zu trinken, dazu aufgeregt worden sei, Blutrache an ihm zu suchen. Die Sage ist echt germanisch, gräßlich und wundervoll, sie spielt in den prächtigsten Farben, aber als historisch kann sie nicht gelten. In der einfachsten Erzählung findet sich zwar, daß Alboin den Vater der Königin umgebracht habe, nicht aber, daß derselbe König der Gepiden gewesen sei, ein Moment, der die Grundlage der poetischen Ueberlieferung in sich trägt. Der Vater wird vielmehr als ein Langobarde gedacht. Das verbrecherische Verhältniß, in welches sich Rosamunde mit einem anderen Langobarden, Helmichis, einläßt, soll zugleich den Zweck gehabt haben, diesem die Krone zu verschaffen. Die Absicht der Thronveränderung aber scheitert an dem Widerwillen der Langobarden, die beiden Schuldigen werden ergriffen und getödtet. An diese Nachricht knüpft eine andere an, die noch eine weitere Aussicht gewährt. Helmichis und Rosamunde, welche nach Ravenna flüchteten, nicht jedoch ohne ein lombardisches Gefolge und die Schätze des Ermordeten, hätten den Gedanken gefaßt, sich selbst der Republik d. h. nach damaligem Sprachgebrauch dem römischen Reich zu ergeben [2]). Das Vorhaben würde dahin gegangen

1) Nach Agnellus c. 96 am 28. Juni 572, nach den Excerpta Sangerm. VI. am 24. Mai.

2) Marius Aventic. bei Arndt S. 37, ad an. 572: Albuenus rex Langobardorum a suis id est Hilmegis cum reliquis, consentienti uxore sua Verona interfectus est; et suprascriptus Hilmegis cum

sein, einen Theil der Städte den Oströmern wieder zu überliefern, um die Langobarden in ein Verhältniß zu ihnen zu bringen, welches dem des gothischen Reiches unter Amalasuntha analog gewesen wäre. Aber die Langobarden waren noch weniger dazu geeignet oder gar geneigt, als einst die transpadanischen Gothen. Auch nachdem der Tod ihres Königs eingetreten, führten sie den Krieg im Sinne desselben weiter. Sie erhoben einen Mann aus einem der vornehmsten Geschlechter, den Herzog Cleph zu ihrem König. Aber dieser meinte sich nur durch Gewalt gegen Vornehme und Geringe behaupten zu können [1]). Kaum anderthalb Jahre hatte er den Thron eingenommen, da ist er von einem Menschen seines Gefolges erschlagen worden. Die Führer der verschiedenen Haufen meinten dann eines Königs entbehren zu können; sie dünkten sich nun wie selbständige Herren und wandten ihre Waffen nach allen Seiten. Sie machten selbst Angriffe auf Gallien, wo sich der Patricius Mummolus von Burgund das Verdienst erwarb, sie zurückzutreiben [2]).

Auf der anderen Seite brachten sie die römischen Besatzungen in die größte Gefahr. Sehr verständlich, daß der unerwartete Einbruch das Land verödete und auch wohlummauerte Ortschaften und Castelle durch Hungersnoth genöthigt wurden, ihre Thore den Langobarden zu öffnen. In diesen Fall schien auch Rom zu kommen; und es würde, wie die alte

---

antedicta uxore ipsius, et omnem thesaurum, — cum parte exercitus, Ravennae reipublicae se tradidit. respublica erscheint selbst in dem Schreiben des Kaisers Mauricius gleichbedeutend mit imperium.

1) Marius Aventic. ad an. 573: et plures seniores et mediocres interfecti sunt. So ist Marius zu verstehen, Paulus hat dies auf die Römer bezogen.

2) Gregor Hist. Franc. IV, c. 42.

Papstgeschichte meldet, unfehlbar geschehen sein, wenn nicht Kaiser Justin durch Papst Benedict bewogen worden wäre, der alten Reichshauptstadt noch einmal mit einer Getreidespende zu Hülfe zu kommen. Sie kam diesmal nicht aus dem eigentlichen Afrika, obwohl dies wiedererobert war, — denn dessen Verhältnisse zu Rom waren nun einmal aufgelöst, — sondern aus Aegypten, dem Lande, dessen Getreideerträge seit Constantin besonders nach Constantinopel gegangen waren[1]). Durch diese Zufuhr wurde Rom der Nothwendigkeit überhoben sich zu ergeben, um nur leben zu können. Aber dabei gerieth es doch in die Bedrängnisse einer Umlagerung. Inmitten der Unruhen starb Benedict im Jahre 578 und bei der Wahl des Nachfolgers desselben, Pelagius II., konnte man die Gewohnheit, den Kaiser um Bestätigung der Wahl zu ersuchen, nicht beobachten.

Wenden wir unsere Augen zurück auf das oströmische Reich überhaupt, so war es damals in eine Lage gerathen, die himmelweit von der abstach, in welcher Justin das Reich übernommen hatte. Bei seiner Thronbesteigung hatte er sich geschmeichelt, die Unzuständigkeiten, welche die letzten Jahre seines Vorgängers bezeichneten, abstellen und dabei doch das Imperium, das durch eine göttliche Institution in die Welt getreten sei, nicht allein in seiner Integrität, sondern in seinem vollen Glanze behaupten zu können. In dieser Idee hatte er die Subsidien, die Justinian im Orient und Occident bezahlt hatte, den Fürsten und Völkern, welche darauf Anspruch machten, versagt. Er meinte die Population erleichtern und dabei doch seine ganze Macht aufrechterhalten zu können. Wir

1) Paulus Hist. Langobard. III, c. 11.

wissen schon, wie wenig ihm das im Occident gelang. Glücklicher schienen die Kriegszüge im Orient zu gehen. Das oströmische Heer, welches unter Marcian gegen Persien vorrückte, war nicht eben gut zusammengesetzt [1]), aber es gelang ihm doch in die persischen Grenzprovinzen vorzudringen und selbst Nisibis belagern zu können [2]). Kaiser Justin vermeinte alle Tage, daß ihm die Schlüssel von Nisibis überbracht werden würden, was ihm dann die Oberhand im Orient gesichert hätte.

Aber noch lebte Chosru Nuschirwan, der dem Kaiser Justin an Umsicht, Politik und Strategie weit überlegen war. Er brach in Syrien ein, was Justin auch nur für wahr halten zu können sich sträubte. Doch mußte er erleben, oder trug vielleicht durch unzeitige Veranstaltungen selbst dazu bei, daß das Heer vor Nisibis sich auflöste [3]). Nuschirwan wandte seine Kräfte gegen die Feste Dara, welche von Anastasius errichtet worden war, um dem römischen Reich zur Vormauer zu dienen. Die Besatzung wehrte sich sechs Monate lang mit aller Tapferkeit, aber Justin war weder im Stand sie zu unterstützen, noch vollends sie zu entsetzen. Die Perser eroberten Dara mit stürmender Hand, wodurch sie dann die Uebermacht in allen Grenzprovinzen erlangten [4]). Es war derselbe Zeitpunkt, in welchem die Balkanländer von den Avaren besetzt und die festen Plätze in Italien von den Langobarden einer nach dem anderen eingenommen wurden. Welcher Wechsel der Momente der Macht! Unter Justinian äußerste

1) Evagrius V c. 8.

2) Marcian wurde im 7. Jahre Justins d. h. im Jahre 572 nach dem Orient geschickt (Theophanes Byzantinus Frgt. 4 bei Müller IV S. 271).

3) Er berief Marcian, der in den Verdacht kam, sich des Imperiums bemächtigen zu wollen, vom Heere ab. Theophanes Byzantinus a. a. O.

4) Evagrius V c. 10 S. 437, 17 ed. Reading.

Anstrengung, aber voller Besitz einer ausgedehnten Gewalt, unter Justin allenthalben Niederlagen und Verluste. Der innere Zustand war keineswegs gebessert; die hohen Beamten erlaubten sich Eigenmächtigkeiten, die der Kaiser nicht mehr zu reprimiren in der Lage war.

Dem Verfalle der Macht ging ein allgemeines Mißvergnügen zur Seite. Erinnert man sich nun, mit welchen Erwartungen Justin das Reich und die Regierung übernommen hatte, Erwartungen, die sich auf die Idee von der göttlichen Berufung zur Weltherrschaft gründeten, so läßt sich begreifen, wie der ohnehin nicht starke Fürst in sich selbst zusammenbrach. Im Gefühle seiner Ohnmacht und Unfähigkeit adoptirte er den Obersten seiner Leibwache, Tiberius, und ernannte ihn zum Cäsar und zu seinem Reichsgenossen[1]).

Wahrscheinlich kam demselben zu Statten, daß er einen Rath gegeben hatte, aus dessen Nichtbefolgung die späteren Unglücksfälle hergeleitet wurden. In der Vorhalle seines Palastes, in Gegenwart des Patriarchen, der vornehmsten Reichsbeamten und der Haustruppen sprach Justin seinen Willen aus. Er soll den Akt mit einer Rede eingeleitet haben, welche eine Art von Programm einer gemäßigten und friedlichen Regierung gebildet haben würde. Der geistvollste unserer Gewährsmänner, Euagrius, sieht sie jedoch nicht in diesem Lichte an. Nach ihm hat Justin besonders die Ermahnung an Tiberius gerichtet, sich von den glänzenden Aeußerlichkeiten der Macht nicht blenden zu lassen und den Rathschlägen, die ihm die hohen Beamten geben würden,

1) Die Ernennung des Tiberius zum Cäsar erfolgte nach dem Chron. Paschale S. 689, 15 den 7. Sept. 574; nach Theophylakt Simokatta S. 137 im Dezember.

keineswegs zu folgen [1]). Die Ernennung des Cäsar wäre vor allem daraus entsprungen, daß Justin verzweifelte, das Reich würdig verwalten zu können.

Zunächst wurde die Regierung durch Sophia, die eine Art selbständiger Autorität ausübte, und den neu ernannten Cäsar geführt. So viel wir wissen, waren sie beide bemüht, den Frieden mit Persien zu befestigen [2]). Tiberius erbot sich gegen die Herausgabe von Dara andere bedeutende Zugeständnisse zu machen.

Die wichtigste Frage war es nun, wie die Regierung geordnet werden würde, nachdem Justin im Jahre 578 mit Tode abgegangen war [3]). Meines Erachtens muß man auch hier von der anekdotenhaften Erzählung, wie es gekommen sei, daß Sophia nicht selbst Augusta und Gemahlin des Tiberius wurde, worauf sie einen heftigen Haß gegen denselben gefaßt und ihn zu stürzen gesucht habe, abstrahiren. Nach den besten Gewährsmännern [4]) wollte sie sich nicht mit ihm vermählen: denn wie wäre daran zu denken gewesen, da er verpflichtet worden war, sie wie seine Mutter zu ehren, aber sie meinte nach dem Tode ihres Gemahls die Stellung neben Tiberius behaupten zu können, die sie zu Justins Lebzeiten inne gehabt hatte. Es war ein Verhältniß wie zwischen Amalasuntha und Theodahat, als diese ihn zum Reichsgenossen annahm. Aber es aufrecht zu erhalten war in Constantinopel

1) Euagrius V c. 13, S. 439, 21 Reading: *τοὺς ἄρχοντας δεικνὺς ἔλεγεν ἥκιστα χρῆναι τούτοις πείθεσθαι.* Die andre Fassung der Rede findet sich bei Theophylakt Simokatta III c. 12.

2) Menander Frgt. 37, bei Müller IV, S. 240: *ἐν ἀπόρῳ ἦσαν αὐτός τε Τιβέριος καὶ ἡ βασιλὶς Σοφία, ὅπως διάθοιντο τὸν πόλεμον.*

3) Am 5. Oktober 578. Chron. Pasch. S. 689, 17.

4) So lesen wir ausdrücklich bei Theophanes, die Nachrichten des Cedremus sind nur eine Erweiterung.

eben so unmöglich, wie bei den Gothen. Von Versuchen Sophias, den Tiberius zu stürzen, liegt keine begründete Nachricht vor. Mit Sicherheit erfährt man nur, daß Tiberius ihr einen prächtigen Palast baute und ihr alle äußeren Ehren erwies; aber Einfluß auf die Regierung gestattete er ihr nicht. Immer war es ein nicht zu übersehendes Ereigniß, daß die Succession, welche bei dem Tode des Kaisers Justinian festgehalten wurde, an der auch Sophia, eine Nichte der Theodora, betheiligt war, hiermit ein Ende nahm: denn verwandtschaftliche Beziehungen hatte Tiberius zum Hause Justinians nicht. Was in der lateinischen Geschichtschreibung von den aufgefundenen Schätzen des Narses vorkommt, ist ebenfalls schlecht begründet. Narses und Sophia bilden gleichsam eine eigene Sage bei den Lateinern.

In seiner Regierung bewährte Tiberius, der sich in der hohen Stellung, die er hatte, bewogen fühlte, sich zugleich Constantinus zu nennen, die guten Eigenschaften Milde und Friedfertigkeit, welche man bei ihm vorausgesetzt hatte. Man rühmt von ihm, er habe lieber Vater als Herr genannt sein, er habe von dem Gelde nichts wissen wollen, was mit den Thränen der Unterthanen erpreßt sei; unter Anderem habe er die Geschenke der höheren Beamten zurückgewiesen, für welche die Kaiser ihre Unterthanen diesen gleichsam verkauft hätten; er habe milde Anstalten zum Besten der Armen eingerichtet [1]). In diesen Rücksichten persönlicher Fürsorge lag noch eine weitere Abweichung vom System Justinians. Italien verlor Tiberius mit Nichten aus den Augen, allein daran konnte er doch nicht denken es wiederzuerobern. Auf die dringenden Hülferufe, die von daher erschollen, ging er

1) Euagrius V c. 13, S. 440.

nicht ein. Eine Gesandtschaft hatte ihm eine ansehnliche Summe Geldes mitgebracht, um ihn zu einem Zuge gegen die Langobarden in Stand zu setzen. Er lehnte das aber ab und gab sogar den Gesandten das dargebotene Geld wieder zurück, mit der Anweisung, es zur Befriedigung der Langobarden oder, wenn diese nicht zu gewinnen seien, zur Herbeiziehung der Franken zu verwenden [1]). Wir vernehmen, daß dieser Versuch bei den Langobarden nicht ganz ohne Erfolg geblieben sei; mehrere der vornehmsten Großen seien gewonnen worden. Und fast sollte es scheinen, als habe diese Einwirkung dazu beigetragen, daß ein Sohn Clephs, Authari, von den Langobarden zum König erwählt wurde; der Beiname Flavius, den er annahm, deutet darauf hin, daß er als ein Fortsetzer und regelmäßiger Inhaber der römischen Gewalt angesehen werden wollte. Aber ein nachhaltiges Verhältniß wurde damit nicht begründet, und so mächtig war Authari nicht, um seinen Herzögen Gesetze vorschreiben zu können.

Auch dem wohlmeinenden Tiberius war nur eine kurze Regierung beschieden. Als er das Ende kommen sah, berief er die geistlichen Würdenträger, auch einige Männer aus der Bürgerschaft in den Vorhof des Palastes. Er war schon zu schwach zum Sprechen, in seinem Namen ergriff sein Quästor das Wort und eine gewisse Bedeutung hat die Rede, die er hielt, dadurch, daß er die höchste Gewalt nicht als Genuß bezeichnete, sondern von der nicht abzuweisenden, schweren Sorge sprach, die das Szepter mit sich führe [2]). Er bezeichnete als den Mann, dem er das Reich und seine Familie hinterlassen könne, Mauricius, der werde ihm dereinst durch eine gute Regierung

1) Menander Frgt. 40. 62, S. 252. 263.

2) Theophylakt I, 1: ἡ περὶ τῶν σκήπτρων ἀπαραίτητος φροντίς.

das schönste Epitaph schreiben. Er setzte ihm die Krone selbst auf das Haupt. Wenige Tage darauf ist er verschieden, am 14. August 582 [1]).

Mauricius, Abkömmling einer altrömischen Familie, die in Cappadocien Wohnung genommen und immer eine gewisse Bedeutung behauptet hatte, war in der intimsten Verbindung mit Tiberius emporgekommen. Noch unter Justin war er in Bezug auf die persische Politik mit ihm einverstanden. Und als Tiberius dem orientalischen Kriege dadurch eine andere Färbung gab, daß er aus den Kriegsgefangenen aller Nationen eine Truppe bildete, die seinen Namen trug und eigenthümlich uniformirt und bewaffnet war, so hatte sich Mauricius das Verdienst erworben, an die Spitze dieser Truppen zu treten. Wenn Tiberius den bisherigen Führer Justinian, einen Neffen der Sophia, obwohl er sich glücklich geschlagen hatte, doch in Entfernung hielt und Mauricius an dessen Stelle setzte, so liegt auch eben darin wieder eine weitere Beseitigung des Geschlechtes der Justine. Mauricius rechtfertigte die Wahl des Tiberius. Bei der Wiedereröffnung der Negociationen mit Persien drang er auf die Herausgabe von Dara. Da sie versagt wurde, kam es zu einer Schlacht (bei Constantine), in welcher die Römer so vollkommen die Oberhand behielten, daß noch einmal in Constantinopel ein Triumph über die Perser gehalten werden konnte. Daher kam es dann, daß Tiberius kein Bedenken trug seine Tochter an Mauricius zu vermählen und diesem selbst das Diadem aufzusetzen.

Mauricius verdiente das wohl. Er war in dem kräftigsten Mannesalter, ein Mann, nüchtern und einfach und

1) Chron. Pasch. S. 690, 9. Bei den Griechen ist sein Name Μαυρίκιος, auf den lateinischen Inschriften Mauricius.

durch und durch verständig. Evagrius sagt von ihm: Niemand habe etwas bei ihm ausgerichtet, er hätte ihn denn durch Gründe der Vernunft überzeugt. Er hatte Sinn nicht minder für die Wissenschaft, als für die Praxis des Krieges. Er war noch einmal ein Kaiser, der die Waffen selbst zu führen verstand. Die Lage des Reiches war im Osten und Westen in hohem Grade gefährdet, als er die Herrschaft übernahm.

Welche Zustände in Italien eintraten, ersieht man aus einem Schreiben des Papstes Pelagius an Mauricius. Der Papst hatte sich um Hülfe an den Exarchen gewendet; aber dieser war selbst in Ravenna hart bedrängt, die Langobarden haben um dieselbe Zeit den Hafen Classis eingenommen. Der Exarch vermochte keine Hülfe zu leisten. Der Papst richtete nun an Mauricius die Bitte, die bisherige Einheit der Regierung in Italien aufzulösen und einen Herzog zu ernennen, der Rom beschützen könne.

Der erste eigentliche Exarch, Longinus, hatte das römische Gebiet, soweit es noch dem Kaiser gehorchte, in eine einheitliche Regierung zusammengefaßt. Aber dies genügte in Rom nicht mehr, wo ein von Constantinopel unmittelbar abhängiger Heerführer erwünschter gewesen wäre. Der Kaiser seinerseits ging nicht darauf ein. Aber wahrscheinlich hängt es damit zusammen, daß er Longinus eben im Jahre 584 abberief und einen Mann von größerer Energie, den Smaragdus, der sein ganzes Vertrauen besaß, dahin schickte.

Wenn Mauricius nicht mehr that, so rührte das nicht daher, daß er keinen Sinn für die Wiedererwerbung Italiens gehabt hätte; man weiß vielmehr, daß er an eine Erneuerung des abendländischen Reiches gedacht und von den Söhnen, die ihm die Tochter des Tiberius brachte, den einen als den

künftigen Kaiser des Westens bezeichnet hat, der einst Italien erwerben sollte. Aber fürs Erste war er doch mit dem persischen Kriege, in welchem er selbst sich hervorgethan hatte, vollauf beschäftigt. Die Langobarden meinte er durch eine Verbindung mit den Franken zu bewältigen, an welche er, wie seine Vorfahren, ansehnliche Geldzahlungen zu leisten nicht vermied. Anfangs führte das zu Kriegshandlungen, die keine weitere Erwähnung verdienen; im Jahre 588 aber erfolgte eine Unternehmung von größerer Bedeutung.

Wir besitzen darüber das Schreiben des Exarchen von Ravenna, aus dem die ganze Situation erhellt. Wenn man die Worte desselben eingehend erwägt, so hatte der Exarch die Absicht und die Hoffnung gefaßt, dem Langobardenreiche vollkommen ein Ende zu machen. Dazu sollten ein fränkisches Heer, ein von Ravenna anrückendes römisches und ein drittes, wahrscheinlich ein avarisches, nebst einer kleinen Flotte zusammenwirken. Die abendländischen Autoren berichten nun, daß die Franken, die in Oberitalien weit vorgerückt waren, und von den Griechen, die ihnen ein Zeichen ihrer Annäherung zu geben versprochen hatten, ein solches niemals erhielten, hierauf vorgezogen hätten sich zurückzuziehen, sodaß alle Schuld des Mißlingens auf den Exarchen fallen würde. Dieser aber erklärte den Vorgang dadurch, daß Authari mit dem fränkischen Heerhaufen eine Abkunft getroffen habe; er rechnet es den Franken als ein schweres Vergehen an, daß sie Authari, der indessen in Pavia belagert wurde, nicht energisch angegriffen, sondern zufrieden mit ihrer Beute unter mancherlei Gewaltthaten nach Gallien den Rückzug angetreten hätten. Von allen Unternehmungen, die gegen die Langobarden in Gang gesetzt worden sind, darf diese wohl als die für sie gefahrvollste betrachtet

werden. Franken und Avaren waren mit dem Exarchen übereingekommen, dem König Authari, der sich in Pavia behauptete, unmittelbar zu Leibe zu gehen, und in der That würde er schwerlich einem solchen Angriff widerstanden haben, wofern derselbe zur Ausführung gekommen wäre. Allein der unternehmende Exarch hatte sich doch getäuscht, wenn er von Franken und Avaren ernstliche Mitwirkung zur Unterdrückung der Langobarden erwartete; sie mochten nicht für die Ausbreitung der Langobarden sein, aber noch weniger waren sie für die Festsetzung der römischen Autorität in Oberitalien. Genug, dies Unternehmen scheiterte. Aber von Seiten des Kaisers gab man diese Absicht nicht auf; noch ein anderes Schreiben des Exarchen liegt vor, in welchem er den König der Franken benachrichtigt, daß er sich Friauls bemächtigt und von den langobardischen Heerführern in Parma, Piacenza, Reggio Zusagen der Unterwerfung, die durch Geiseln bekräftigt wurden, erhalten habe [1]). Er wünscht nur, daß der König ein neues Heer nach Italien schicke, aber freilich nicht mehr unter den alten Anführern, die gewiß in seine Ungnade gefallen seien. Auch dies Schreiben blieb ohne Folgen. Bei den inneren Entzweiungen der fränkischen Könige unter einander und der wachsenden Eigenmacht der Großen, von der wir an einer anderen Stelle berichten werden, läßt sich das leicht erklären.

Authari war indeß gestorben [2]) und Agilulf erhoben worden [3]). Der aber wußte die Herzöge besser im Zaum zu

1) Bouquet IV S. 88.

2) Authari war im Jahre 584 zum König erhoben; er starb am 5. September 590.

3) Agilulf empfing die königliche Würde durch Vermählung mit Theudelinde Anfang November 590, als König anerkannt wurde er im Mai des folgenden Jahres zu Mailand. Paulus Hist. Lang. III z. E.

halten, als sein Vorgänger. Er muß überhaupt als der bedeutendste der bisherigen Oberhäupter der Langobarden betrachtet werden, wenigstens nach Alboin, mit dem er aber genealogisch in keinem Zusammenhange stand.

Nun aber ging in dieser Zeit auch eine große Veränderung im Orient vor. Evagrius erfüllt ein ganzes Buch seiner Geschichte mit den Begebenheiten des persischen Krieges, der nach und nach für die Römer versprechende Aussichten darbot, besonders als in dem persischen Reich wieder innere Bewegungen ausbrachen, welche die Thatkraft desselben nach Außen lähmten. Der große Nebenbuhler Justinians in Krieg und Frieden, Chosru Nuschirwan, dessen Stellung im Orient eine der großartigsten war, die jemals vorgekommen sind, war doch von den letzten Vortheilen, welche die Gräco-Römer in Armenien über ihn davon trugen, um so tiefer verwundet worden. Es war ihm unerträglich, in seinem Lande Ortschaften durch die Hand der Römer in Feuer aufgehen zu sehen. Nach dem Tod Nuschirwans [1]) vermochte sein Nachfolger Hormisdas ihn aber nicht zu ersetzen. Die benachbarten Völkerstämme, die von Nuschirwan abhängig gewesen waren, erhoben sich gegen ihn. Bei den Persern selbst fand er keinen Gehorsam, weil er nicht von reiner persischer Abkunft war und doch die höchste Gewalt mit großer Strenge gegen sie geltend machte. In dem Sturme, der sich hierüber erhob, kam es im Jahre 590 dahin, daß Hormisdas geblendet und abgesetzt wurde, aber auch sein Sohn Chosroes gerieth in eine so schwierige, gefahrvolle Lage, daß er sich entschloß die Hülfe der Römer nachzusuchen.

1) Februar 579.

Mauricius war glücklich, einen so günstigen Moment ergreifen zu können. Durch die Römer wurde Chosroes wieder hergestellt; man versäumte nicht demselben zu sagen, er verdanke seinen Thron den Römern und bleibe ihnen dafür verpflichtet. Dem entsprach auch die Gesinnung des Chosroes. Er umgab sich mit einer römischen Leibwache.

Man darf die fabelhaften Erzählungen der persischen Autoren hierüber zunächst zur Seite lassen. Darin, daß von Mauricius Chosroes hergestellt sei, stimmen sie mit den abendländischen Nachrichten überein. Es leuchtet ein, wie sehr durch diesen Umschwung in Persien die ganze Situation verändert wurde. Der Krieg hörte auf, der bisher die gräco-römischen Streitkräfte beschäftigt hatte. Mauricius wurde in Stand gesetzt, sich wieder gegen Westen zu wenden, zunächst gegen die Avaren, welche damals die Balkanhalbinsel beherrschten, bis an die langen Mauern streiften und die Hauptstadt aufs äußerste bedrängten. Die Absicht des Kaisers war nun, den Krieg persönlich zu führen. Dem widersetzte sich jedoch Senat, Volk und Geistlichkeit von Constantinopel, sowie die kaiserliche Familie. Es schien nicht gut, daß der Kaiser sich persönlich an diesem Kampfe betheiligte; er verwendete dazu einen seiner besten Führer und sein sieggewohntes Heer. Man darf die Bedeutung dieses Krieges nicht unterschätzen; es galt die Zugehörigkeit der Balkanländer zu Constantinopel oder die Entfremdung derselben [1]). Aber zugleich wurde das Verhältniß

1) Eine erneuerte Darstellung dieses Gegensatzes oder vielmehr dieser Kriege auf topographischer Kunde gegründet und mit Unterscheidung der beiden Völkerelemente, die dabei im Kampfe erscheinen, würde, wie mir scheint, eine recht dankenswerthe Arbeit sein. Sie würde auch auf die heutigen Zustände Licht werfen.

zu dem Occident überhaupt davon betroffen. Indem sich Mauricius zu diesem Kampfe anschickte, empfing er eine Gesandtschaft der Franken, die ihm ihr Bündniß antrugen, aber gegen jährliche Subsidien und eine bestimmte Summe für die nächsten Unternehmungen. An sich hätte dies Erbieten dem Kaiser sehr erwünscht sein können; aber in frischem Gedächtniß war ihm der schlechte Erfolg der letzten, mit den Franken verabredeten Angriffe auf die Langobarden. Er hat darüber selbst an König Childebert geschrieben. Das Schreiben, das wir noch übrig haben, athmet den Geist der kaiserlichen Superiorität eben so stark, wie Justinian denselben auszusprechen pflegte. Auch Mauricius war noch von der Idee erfüllt, daß die Oberherrschaft in der Welt dem Kaiser in Constantinopel gebühre; er spricht von dem römischen Reich als von dem hochheiligen Gemeinwesen, das aber mit seiner Person auf das Engste verknüpft ist. Ueberhaupt hielt auch er es für unwürdig, daß die Römer den Barbaren Geld zahlen sollten. Die in Anspruch genommenen Jahrgelder und Zahlungen lehnte er mit Entschiedenheit ab; nur das Bündniß an sich wies er nicht zurück, unter der Voraussetzung jedoch, daß Childebert seine Versprechungen halte, wie es einem König zieme.

Sein Exarch in Ravenna wurde in Stand gesetzt, den Kampf mit den Langobarden auch ohne die Franken fortzuführen. Es war damals Romanus, der sich überhaupt kräftig regte. Er hat zuweilen wichtige Städte, wie einmal Perusia, an sich gebracht und es niemals zugeben wollen, daß der Papst in Rom mit denselben einen Vertrag einging. Gregorius I. genannt der Große hat sich in mehr als einem Schreiben an Mauricius gewendet und ihm ehr-

erbietige Gegenvorstellungen gemacht, ohne doch von der Rücksicht auf den Kaiser abzulassen. In einem dieser Schreiben erklärt er sich vielmehr gradezu für den Säckelmeister des Kaisers, so gut wie es der Exarch sei[1]. Die Härte des Druckes, unter dem er sich befand, erhellt aus einigen seiner Schreiben, die den späten Leser mit Sympathie für ihn erfüllen. Die Entscheidung des Kampfes in Italien hing von dem Succeß ab, welchen der Krieg an der Donau nehmen würde, wo neben Avaren auch slavische Heerhaufen erschienen, von denen das neue Rom nicht viel weniger bedrängt wurde, als das alte von den Langobarden.

Die ersten Feindseligkeiten gegen die Avaren führten zu einigen günstigen Erfolgen an den Grenzen, die aber den Chan erst recht in Bewegung setzten. Er drang auf der Heerstraße von Adrianopel nach Constantinopel vor; die beiden wichtigsten Plätze an derselben, Tzurulum und Drusipara, geriethen in Gefahr, von ihm eingenommen zu werden; und soviel man aus der Erzählung der griechischen Historiker abnimmt, war es nur blinder Schrecken und die Wirkung eines fingirten Briefes, wodurch er dann bewogen wurde, sich zurückzuziehen und einen Frieden einzugehen. Aber er fuhr seinerseits fort sich als den Gebieter aller Nationen zu betrachten; die beiden Gewalthaber, der Kaiser und der Chan, standen einander, der eine mit dem alten und anerkannten, der andere

1) Gregor an die Augusta Constantia. Januar 595. Jaffé, Regesta pontificum S. 112: sicut in Ravennae partibus dominorum pietas apud primum exercitum Italiae sacellarium habet, ita in hac urbe in causis talibus eorum sacellarius ego sum.

mit einem neuen, aber um so kecker verfochtenen Anspruch gegenüber. Constantinopel fühlte sich von der dringendsten Gefahr bedroht, als nun bald hernach auch die Slaven in starken Heereszügen über die Donau kamen. Daß sie zum Rückzug genöthigt wurden, veranlaßte die Stadt zu feierlichen religiösen Danksagungen. Sie wurden über die Donau zurückgetrieben und der Kaiser ordnete an, daß seine Truppen in deren Gebiete selbst den Winter über bleiben sollten. Damit aber berührte er eine andere Seite des damaligen Militärwesens, die ihm schon einmal in den persischen Feldzügen entgegengetreten war. Die dortigen Truppen waren durch seine Anordnungen mit ihren Quartieren und ihrer Verpflegung in das äußerste Mißvergnügen gerathen. Sie hatten einen Befehlshaber, den ihnen der Kaiser zuschickte, aus diesem Grunde zurückgewiesen.

Was in Asien geschehen war, wiederholte sich nun in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt. Vor allem wurden die Truppen dadurch aufgeregt, daß der Kaiser, der auf strenge Ordnung hielt, ihre Löhnung reguliren und einen Theil des ihnen versprochenen Soldes auf die Waffen und Bekleidung in Abzug bringen wollte. Auch die herrische Natur des Petrus, eines Bruders des Kaisers, dem er den Oberbefehl anvertraute, trug nicht wenig dazu bei, den Widerwillen der Truppen aufzureizen, welcher soweit ging, daß man einem folgenden Befehlshaber die Absicht zugetraut hat, in den Conflikten mit den Slaven und den Avaren, die von Neuem ausbrachen, eine Niederlage des kaiserlichen Heeres zu veranlassen, um sich der widerstrebenden Kriegsvölker auf diese Weise zu entledigen. Wenn dann der Kaiser eine Anzahl von Gefangenen, die in die Hände der Avaren gerathen waren, dem Chan,

obwohl dessen Forderungen nach und nach ermäßigt wurden, abzukaufen verweigerte, worauf dieser sie sämmtlich hinmorden ließ — es waren ihrer 12000 — so schrieb man das einer ähnlichen, bei einem Kaiser gleichsam verrätherischen Absicht zu. In diesem Widerwillen hatten die empörerischen Truppen den Beifall, nicht zwar der Vornehmen, der Senatoren, die eine aus dem Heere eintreffende Deputation mit Verachtung behandelten, aber des Volkes der Stadt, welches, durch die in der Nähe andauernden Kriege erschreckt, nichts mehr wünschte, als die Truppen gut behandelt und den Frieden durch feste Verträge mit den Nachbarn gesichert zu sehen. Den ohne Zweifel absurden Behauptungen über eine durch den Kaiser selbst veranlaßte Niederlage seiner Kriegsvölker gab es dennoch Gehör. Will man die Stellung des Kaisers Mauricius überhaupt würdigen, so lag bei ihm eine Abweichung von dem Justinianischen System zu Grunde. Justinian hatte niemals selbst einen Krieg geführt, sondern Alles seinem indirekten Einfluß auf die benachbarten Völkerschaften und der geschickten Kriegführung unbedingt ergebener Männer anvertraut. Die Hauptstadt war mit Lasten beschwert, aber sie fühlte sich sicher. Mauricius, ohne Zweifel in moralischer Haltung dem Justinian bei Weitem vorzuziehen, hatte den Krieg in Asien selbst geführt und war dadurch in ein unmittelbares Verhältniß zu dem Heere gelangt, das doch kein zufriedenstellendes genannt werden konnte. Jetzt stellte er andere Führer an die Spitze der Truppen, die sich aber wenig fähig erwiesen und in denselben eher Widerstreben als Vertrauen erweckten. Ebenso hatte er es verschmäht, jenem Beispiel zufolge sich gegen die benachbarten Völker durch Bündnisse zu sichern. Die nächsten Feinde konnten, ohne von der

anderen Seite etwas fürchten zu müssen, sich gradezu auf die Hauptstadt stürzen. Diese fühlte sich nicht mehr sicher und richtete nun ihren Mißmuth, wie schon in früheren Zeiten so auch jetzt gegen den Imperator selbst. Was sich gleich bei dem Regierungsantritt Justins II. bemerken ließ, kam unter Mauricius zu voller Erscheinung. Die Hauptstadt war nicht mehr gesonnen mit Hintansetzung ihrer eigenen Ruhe und Sicherheit die Weltherrschaft, die der Imperator anstrebte, zu behaupten. Man empfand es, daß die Mächte, die Mauricius auf der Balkanhalbinsel und im Occident zu bekämpfen unternahm, ihm selbst überlegen waren. Weder die Truppen, die er ins Feld führte, noch die Hauptstadt waren gemeint, sich für ihn zu opfern. Ihr Abfall kann als der Moment angesehen werden, in welchem Byzanz begann, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Und wenn Mauricius daran dachte, seiner Familie eine gesicherte Erbfolge zu verschaffen, so war auch das eine Abweichung von dem bisherigen Herkommen; denn seit mehr als einem Jahrhundert hatte nie eine regelmäßige Succession stattgefunden, nicht einmal bei Justinian, der doch schon selbst bei der Thronbesteigung seines Oheims den größten Antheil genommen hatte. Das schlimmste Uebel lag darin, daß der kriegskundige und kriegsgeübte Mauricius doch seines Heeres nicht mehr sicher war. Die Truppen, welche den Frieden an den Grenzen und die Ruhe im Inneren aufrechterhalten sollten, geriethen selbst in Opposition mit ihrem Kaiser. Diese fand nicht gerade bei den obersten Anführern aber unter denen zweiten Ranges ihren Ausdruck. Ein empörerischer Centurio, des Namens Phokas, von Herkunft ein Cappadocier, war in dem Feldlager allmächtig. Er hatte

bei der erwähnten Deputation das Wort geführt und damit bei dem Volke Eingang gefunden. So konnte es geschehen, daß sich die unruhige Bewegung auch der Hauptstadt mittheilte. Es kam zu einer Scene im Circus, der wir wie der beiden vorangegangenen wohl gedenken dürfen. Unter Justinian waren die beiden Factionen überwältigt und zum Gehorsam gezwungen worden. Bei der Thronbesteigung des Justinus erscheinen sie doch wieder sehr mächtig; der Kaiser opferte ihnen die strengen Finanzmaßregeln seines Vorgängers auf. Unter Mauricius greifen sie nun wieder in die wichtigsten Angelegenheiten ein. Der demokratische Gedanke erscheint nochmals in dem stürmischen Gebahren der hauptstädtischen Menge. Als der Kaiser, der die Bewegung der Gemüther wohl kannte, aber es doch für gut hielt, keine Rücksicht auf sie zu nehmen, im Herbst 602 bei einem Wettrennen, das er selbst angeordnet hatte, im Circus erschien, warfen sich die Führer der Faction der Prasiner, der Grünen, vor ihm nieder und sprachen es als den Wunsch des Volkes aus, daß die Regierung des Landes in andere Hände gelegt werde. Sie bezeichneten sogar den Mann, der im Stande sein werde, alle äußeren und inneren Feinde zu besiegen. Sie hatten dabei ohne Zweifel Phokas selbst im Sinn [1]).

Der Kaiser antwortete ihnen: von der Bewegung im Heere dürfe sich Niemand erschrecken lassen. Und noch einmal machte sich der Streit der Factionen zu Gunsten des Kaisers

1) Im Theophanes wird derselbe als *Δρούγγης* bezeichnet, was doch eben nur den Anführer der Truppen bezeichnen kann; vor der lateinischen Uebersetzung muß man sich übrigens hüten.

geltend. Die Veneter, die Blauen, erklären: Gott, der Mauricius die Herrschaft verliehen, werde ihn auch unterstützen und alle seine Gegner vernichten. Es ist noch immer der alte Gegensatz aus den Zeiten des Nikakampfes. Die Grünen sind die damals unterdrückten, in diesem Augenblick aber bilden sie die tonangebende Opposition. Man wußte, daß das Heer in feindseliger Aufregung bereits gegen die Stadt heranrücke. Der Kaiser hielt es für rathsam, die Bewachung der Thore und Mauern den Venetern anzuvertrauen, die zu seiner Partei hielten, und machte hierauf bauend sogleich Anstalt, sich des vornehmsten Mannes zu versichern, von dem er wenigstens selbst den Verdacht hegte, daß er die Unordnungen begünstige und veranlasse. Das war Germanus, der Schwiegervater seines eigenen, bereits zum Cäsar ernannten Sohnes, der, wenn Mauricius gestürzt wurde, in den Besitz der höchsten Gewalt getreten sein würde. Aber in der Gefahr, von dem Kaiser seiner Freiheit beraubt zu werden, flüchtete Germanus in eine Kirche, und als er in derselben bedroht wurde, in die Hagia Sophia. Hier aber nahm das Volk Partei für ihn; man ließ nicht zu, daß Germanus sich selbst in die Hände des Kaisers liefere, wie er vorhatte; das große Bauwerk Justinians, das ihn für alle Jahrhunderte unsterblich gemacht hat, diente doch dazu, um eine gewaltsame Thronveränderung vorzubereiten. Die Unruhen der Stadt bewirkten, daß auch die venetische Faction jetzt gegen den Kaiser Partei nahm, der sich, plötzlich von allen Seiten verlassen und bedroht, dem bevorstehenden Unglück nur durch die Flucht entziehen zu können meinte. Eine Theodora, einen Belisar und eine unbedingt ergebene bewaffnete Macht, wie sie den Sieg Justinians entschieden hatten, gab es zur Zeit

nicht; vielmehr stellte sich eine Verbindung der Factionen und des Kriegsheeres gegen den Kaiser heraus. Der schneidendste Gegensatz gegen Belisar erschien in einem Manne wie Phokas. In der Stadt entwickelte sich Alles zu einem gewaltsamen Umschlag. Nicht etwa jener gefangene Verwandte des Kaisers, sondern eben der Führer der empörten Truppen, Phokas, wurde von dem Volke als Imperator begrüßt und, nachdem er seine katholische Gesinnung betheuert hatte, von dem Patriarchen gekrönt. Aber er fühlte sich, wie man denken kann, nicht sicher, solange Mauricius, der durch widrige Winde wieder an die Hauptstadt zurückgetrieben worden war, noch lebte. Phokas sah in ihm ein Oberhaupt aller derer, die sich ihm widersetzten, und ließ eine gräßliche Exekution an ihm vollziehen. Zuerst wurden seine fünf Söhne, denn sein ganzes Geschlecht wollte man vertilgen, vor seinen Augen getödtet, dann er selbst. Nie hat ein anderer Imperator, soviele ihrer auch umgekommen waren, ein so gräßliches Ende genommen, wie Mauricius. Das Ereigniß, das am 27. November 602 vorfiel, bildet einen Moment der allgemeinen Geschichte. Noch einmal hatte das römische Reich in Mauricius einen würdigen und machtvollen Imperator besessen, der alle Ansprüche desselben unerschütterlich aufrechterhielt. Jetzt aber war dieser Kaiser einer Empörung der Truppen und einem Aufstand der Hauptstadt erlegen. Man darf wohl behaupten, er hat nie wieder einen rechten Nachfolger gehabt. Sogleich veranlaßte das Ereigniß eine durchgreifende Veränderung in allen auswärtigen Beziehungen. Durch Mauricius war soeben ein Verständniß mit den Persern zu Stande gekommen. Der Tod desselben veranlaßte eine Erhebung der Perser gegen den Mörder ihres vor-

nehmsten Verbündeten. Ein Krieg brach aus, welcher vier und zwanzig Jahre beide Reiche verwüstete. Daran hat sich dann eine Umkehr aller Dinge im Orient geknüpft; eine neue Epoche der Weltgeschichte beginnt. Davon zu reden mag noch verschoben bleiben. An sich nicht minder bedeutend sind die Rückwirkungen, welche im Occident erfolgten. Eine der wichtigsten ist der Friede mit den Avaren im Jahre 604, durch welchen die Entfremdung der Balkanhalbinsel erst eigentlich begründet wurde. Eine zweite ist die Abkunft, die Phokas mit den Langobarden traf, und durch welche die Unabhängigkeit des größten Theiles von Italien ausgesprochen wurde. Erst mit der Thronrevolution in Constantinopel beginnt die Selbständigkeit der Langobarden. Eine dritte ist die Emancipation des römischen Stuhles von dem Machtgebot des Hofes von Constantinopel.

Papst Gregor I., dem seine Verdienste um die Kirche den Beinamen des Großen verschafft haben, hatte vergebens in Mauricius gedrungen, den Anmaßungen des Bischofs von Constantinopel als der allgemeine Bischof zu gelten, ein Ende zu machen. Den Sturz des Mauricius, an dem er keinen Theil nahm, hat er keineswegs als ein Unglück betrachtet. Er beklagt sich einmal bitter über die Schärfe, mit der er von Mauricius behandelt worden sei, ohne Hülfe von ihm zu empfangen. Er begrüßte Phokas und sogar dessen Gemahlin mit einer Art von Huldigung. Diese Annäherung wurde mit der größten Concession erwiedert, die dem römischen Stuhl gewährt werden konnte. Man nimmt an, daß Phokas der Anmaßung des Bischofs von Constantinopel definitiv ein Ende gemacht habe. Er ließ geschehen, daß das Pantheon,

welches noch in den Händen der Kaiser war, in eine christliche Kirche verwandelt wurde.

Auch abgesehen hievon bildet es einen großen historischen Moment für das Papstthum, daß es von dem Kaiserthum in Constantinopel, welches seine ganze Aufmerksamkeit auf den Orient richten mußte, nicht mehr beeinträchtigt wurde. Die Aera der Selbständigkeit des Papstthums, das von dem ganzen Abendlande verehrt wurde, bahnte sich an. Auch hievon wird an einer anderen Stelle eingehender die Rede sein. Hier betrachten wir noch die andere Seite des Ereignisses, von dem die moderne Welt ausgegangen ist.

Zwanzigstes Capitel.

Emancipation der Westgothen in Spanien und der Langobarden in Italien von dem römisch-griechischen Reich in Constantinopel.

In demselben Maße, in welchem die Einwirkungen von Constantinopel auf die westlichen Provinzen zurücktraten, befestigte sich die Selbständigkeit der in dieselben eingedrungenen germanischen Stämme. Ich weiß nicht, ob sich das Wort Colonien auch hier anwenden ließe. Die Griechen hatten ihre commerciellen Pflanzungen, durch welche sie ihrer Cultur in einer fremden Welt Raum verschafften. Die Militärcolonien der Römer haben unendlich viel dazu beigetragen, ihre Macht zu befestigen und ihre Cultur nach allen Seiten hin auszubreiten. Die germanischen Ansiedelungen sind nicht aus bewußtem Vorbedacht hervorgegangen, aber sie lassen sich doch, wenn ich nicht irre, als gleichartig betrachten, insofern sie dem von den Römern gefährdeten germanischen Leben, nachdem es in langen Kämpfen gerettet worden war, das Uebergewicht im Occident verschafften.

Ganze Provinzen wurden occupirt und eine Vermischung mit dem volksthümlichen Bestandtheil der alten Welt hervorgebracht.

In Bezug auf die allgemeine Cultur verhielten die Germanen sich receptiv, aber zugleich durchdrangen sie die Völkerelemente, mit denen sie verschmolzen, mit frischem Leben.

In dem Conflikt der weltgeschichtlichen Kräfte bilden sich neue Nationen.

Ich will versuchen, den Ursprung dieser Umgestaltung in kurzen Zügen zu schildern.

Vor Allem ziehen dann die kirchlichen und politischen Verhältnisse der Westgothen unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Sie wurden von denselben Gefahren bedroht, denen die Ostgothen unterlegen waren.

Justinian hatte den Plan gefaßt, das römische Reich auch in Spanien wiederherzustellen. Theudis, der nach dem Tode Theoderichs die höchste Gewalt in Händen behielt, machte sich darüber keine Illusionen; er nahm Partei für die Ostgothen in Italien; er unterstützte Ildebald, der sein Neffe war [1]), bei der Erhebung gegen Belisar; einer Empörung in Afrika gegen das römische Imperium lieh er seinen Beistand und griff Ceuta, wo die Römer Fuß gefaßt hatten, mit seinen Streitkräften an. Er hat es einmal genommen, aber nicht behaupten können [2]). Die Machtstellung des Theudis steht den Bewegungen des Totila ergänzend zur Seite. Solange sich der Eine hält, hatte der Andere Nichts zu fürchten; nachdem aber Totila besiegt war, so wendet sich der Unternehmungsgeist Justinians direct gegen die pyrenäische Halbinsel, wo ihm dann der Zustand der königlichen Gewalt, die nirgends unsichrer war als bei den Westgothen, zu Statten kam [3]).

1) Procop, bell. Goth. II. c. 30 S. 274, 12.

2) Isidor Historia Gothorum c. 42.

3) Theudis wurde Frühjahr 548, sein Nachfolger Theudisclus im Herbst 549 ermordet.

Justinian wurde selbst von einer Faction, die sich einem gewaltsamen König, des Namens Agila widersetzte, zu Hülfe gerufen. An ihrer Spitze stand Athanagild, der überhaupt eine Stellung einnahm, wie die Fürsten der Ostgothen und Vandalen vor ihrer Katastrophe. Der Patricius Liberius unterwarf im Jahre 554 die Küste Spaniens [1]); es war der Moment der größten Macht Justinians. Darüber aber trat ein Umschlag in Spanien ein. Aus den kurzen und einsilbigen Nachrichten, die uns über diese Vorfälle erhalten sind, entnehmen wir doch, daß die Westgothen Agila erschlugen und zu Athanagild übergingen, nicht etwa weil er mit Justinian verbündet war, sondern um an ihm einen Rückhalt gegen den Kaiser zu finden [2]). Athanagild wurde König der Westgothen; er gelangte zu allgemeiner Anerkennung und setzte sich dann den Oströmern entgegen. Aber ihr weiteres Vordringen konnte er nicht mehr verhindern; sie nahmen wichtige Städte, wie Corduba und besonders die Hafenplätze an der atlantischen Küste in Besitz.

In dieser Gefahr kamen den Westgothen die Veränderungen, welche in Constantinopel mit der Thronbesteigung Justins II. eintraten, aus der dann die Erneuerung des persischen Krieges folgte, zu Statten, noch mehr aber die Invasion der Langobarden in Italien. Der langobardische und der persische Krieg verhinderte die Oströmer gegen die Westgothen energisch vorzugehen. Unter diesen trat im Jahre 569 der

---

1) Jordanes Getica c. 58: contra Agil Athanagildus insurgens Romani regni concitat vires, ubi et Liberius patricius cum exercitu destinatur.

2) metuentes ne Hispaniam milites Romani auxilii occasione invaderent, Isidor c. 46.

tapfere und einsichtige Leovigild auf, welcher ihrer Macht eine neue Begründung auf der alten Basis gegeben hat.

Die Zeitgenossen bezeichnen es als wunderbar, wie er sich unter den empörerischen Großen dennoch die oberste Macht verschafft habe. Mit der Kraft des Reiches wandte er sich dann nach Süden gegen die Oströmer. Zuerst verjagte er sie aus dem Gebiete von Malaga und kehrte als Sieger heim. Des festen Assidonia [1]) bemächtigte er sich in Folge eines Verrathes und ließ die Besatzung, die hier, wie so oft in Italien unter dem Namen der römischen Miliz erscheint, niederhauen [2]). So drang er auch in Corduba zur Nachtzeit ein, vernichtete die Besatzung; die Stadt wurde wieder eine gothische. Viele Kastelle sammt ihren ländlichen Umwohnern kehrten unter seine Botmäßigkeit zurück [3]).

Noch andere Unternehmungen werden erwähnt, deren Objekte sich nicht wohl entziffern lassen; die Meinung der älteren Spanier war, daß es ebenfalls Orte, die von den Griechen occupirt waren, gewesen seien. Und wenn sie dann den Zug des Königs nach Cantabrien von einem Stillstand, den er mit den Griechen geschlossen, herleiten, so möchte man an die Notiz erinnern, nach welcher die Flotte der Griechen bis nach Bordeaux gedrungen ist und sich Cantabriens bemächtigt hatte.

Noch aber bestand neben den Westgothen auf der pyrenäischen Halbinsel das kleine Reich der Sueven unter mächtigen Königen, Carrarich, Theodemir, Miro, die sich von den Westgothen besonders dadurch unterschieden, daß sie

1) Im Jahre 570.

2) miles romanus.

3) Johannes von Biclaro bei Roncalli II S. 383 und 384.

bereits zum Katholicismus übergegangen waren [1]). Aus den Berichten über die Concilien, welche die suevischen Könige um sich versammelten, entnehmen wir, daß sie noch ein sehr ausgedehntes Gebiet innehatten, zu dem Porto, Lamego, Coimbra, Braga, Astorga, überhaupt Galicien und Portugal gehörten. Man pflog dort über die Abgrenzung der Metropolitanbezirke Berathung. Daraus, daß den Versammelten Abschriften orientalischer Concilienbeschlüsse zugefertigt worden sind, darf man schließen, daß sie sich an die Kirchengemeinschaft des Orients anschlossen. Für Leovigild, der noch ein Arianer war, lag eine Gefahr darin, wenn die katholische Kirche in seiner unmittelbaren Nähe zu einer starken Repräsentation gelangte. Er mag dadurch veranlaßt worden sein, zu Toledo, wo er selbst seinen vornehmsten Sitz aufgeschlagen hatte, ein Concil zu versammeln, auf welchem er noch einmal den verzweifelten Versuch machte, die Arianer, die er selbst als Katholiken bezeichnete, und die Anhänger des römischen Glaubens mit einander auszusöhnen [2]). Bisher waren die Arianer die strengeren gewesen; sie nöthigten die Römischgläubigen, wenn sie in Gemeinschaft zu ihnen treten sollten, zu einer erneuerten Taufe. Das veranlaßte nun aber Mißverständnisse aller Art, von denen die königliche Familie selbst heimgesucht wurde. Die Tochter eines Frankenkönigs Ingundis, welche mit dem Sohne Leovigilds Hermenegild vermählt war, wurde gemißhandelt, weil sie sich einer neuen Taufe nicht unterwerfen wollte [3]). Darüber trat jene Synode in Berathung;

1) Carrarich 550—59, Theodemir —569.

2) Im Jahre 581.

3) Ingundis war die Tochter Sigiberts von Metz und der Brunhilde, der Tochter des Westgothenkönigs Athanagild und der Goïswintha; Goïswintha war in zweiter Ehe mit Leovigild vermählt.

die Arianer waren auf derselben sehr stark vertreten und einige der römisch gesinnten Bischöfe schlossen sich ihnen an, sodaß eine Formel zu Stande kam, nach welcher man sich zu einer Erleichterung der Ceremonie beim Uebertritt verstand und selbst ein Glaubensbekenntniß entwarf, das beide befriedigen zu können schien [1]). Viele jedoch widerstrebten schon in der Versammlung selbst, noch mehr, als sie nach Hause gekommen waren; der König hielt sich, auf die Beschlüsse seines Concils gestützt, für berechtigt, die unfügsamen Bischöfe von ihren Sitzen zu verjagen; er verhing über sie und über ihre Anhänger die widerwärtigsten Verfolgungen. Man sieht einen mächtigen Fürsten, der den Bestand des Reiches wiederhergestellt hatte, auf das eifrigste bemüht, die Lehre, die sich seit Ulfila bei den Westgothen fortgepflanzt hatte, aber seitdem fast überall niedergedrückt war, in Spanien zur überwiegenden Geltung zu bringen. Aber die innere Entzweiung, die er dadurch veranlaßte, machte dann auch wieder die äußeren Verhältnisse zweifelhaft. Sein eigner Sohn Hermenegild wurde von Ingundis bewogen, mit den Oströmern, die in den südlichen Provinzen noch immer mächtig waren, in Verbindung zu treten und von dem Vater abzufallen [2]). Leovigild wußte die Anfälle des constantinopolitanischen Heeres anfangs durch Geldgeschenke zu hintertreiben, später gelang es

1) Im Jahre 581. Johannes von Biclaro: ad nostram catholicam fidem venientes non debere baptizari, sed tantummodo per manus impositionem et communionis perceptione pollui (II S. 390).

2) Wieviel Theilnahme Hermenegild fand, ergiebt sich aus einer Inschrift, die sich früher in der Karthause bei Sevilla befand: anno secundo regni domini nostri Erminigildis regis, quem persequitur gene(i)tu(o)r su(u)s dom(inus) Liuvigildus rex in cib(v)itate Ispa(lensi) [der Sinn der folgenden Worte ducti Ajone ist dunkel; Ajo ist ein häufig vorkommender germanischer Personalname]. Hübner, Insc. Hisp. christ. 73.

ihm, sie in einer Feldschlacht zu besiegen [1]). Sein Sohn mußte sich ihm ergeben [2]) und wurde nie wieder eigentlich frei, sodaß er als Gefangener umkam, während Ingundis in den Händen der Griechen blieb [3]). Aber ihre hohe Geburt und der religiöse Hader, der sich jetzt entspann, brachten es zu einer Schilderhebung der Franken zu ihren Gunsten. Es kostete jedoch dem Leovigild nicht viel Mühe, sie, unterstützt von seinem Sohne Reccared, aus dem narbonnensischen Gebiet wieder zurückzutreiben. In diesem Conflikt haben sich die unabhängigen Stämme der nördlichen Provinzen nochmals erhoben; allein gegen das krieggeübte Heer, das aus Gallien herangezogen wurde, vermochten sie nicht Stand zu halten; wir wissen, daß die Stadt Vittoria ein Denkmal dieses Sieges ist. Dann wandte sich Leovigild gegen die Sueven. Es läßt sich nicht mit Deutlichkeit nachweisen, welche Rolle ihr Fürst Miro in den Zwistigkeiten Leovigilds mit seinem Hause und in seinem Lande spielte. Von den beiden wichtigsten Zeugen über diese Begebenheit versichert der eine, der einheimische Johann von Biclaro, Miro habe dem westgothischen König zur Unterwerfung seines Sohnes, der damals in Sevilla belagert wurde, Beistand leisten [4]), der andere, der Franke Gregor, er habe vielmehr den Sohn entsetzen und befreien wollen [5]). Daran

1) Gregor von Tours, Hist. Franc. V c. 39.

2) Im Jahre 584; er wurde nach Valentia verbannt und am 13. April (dem Ostertage) 585 auf Befehl seines Vaters zu Tarragona getödtet. Johannes von Biclaro S. 393.

3) Nach Gregor Hist. Franc. VIII c. 28 starb Ingundis auf der Reise nach Constantinopel.

4) Die Worte des Johannes (II S. 391) über den Zug Miros ad expugnandam Hispalim lassen keinen Zweifel übrig. Vergl. Isidorus Hispalensis Chron. Suevorum (in dem Chron. Goth. c. 91, bei Arevallo VII S. 136).

5) Gregor Hist. Franc. VI c. 43: Hermenegildus solatio fretus

aber kann kein Zweifel sein, daß Miro dem gewaltigen und in mannigfaltige Händel verwickelten westgothischen König versprochen hat, niemals die Waffen gegen ihn zu tragen. Bei Miros Tode trat auch dessen Nachfolger Eborich oder Eurich in diese Verpflichtung ein. Gegen Eurich aber, der noch ein Knabe war, erhob sich ein suevischer Häuptling, des Namens Andeca. Er nahm die Wittwe Miros zur Gemahlin und bemächtigte sich des Thrones. Ich lasse dahingestellt, inwiefern der religiöse Gegensatz dazu beitrug oder nicht. Es ist genug, die einfachen Worte zu wiederholen, mit denen der gothische Chronist dieses Ereignisses gedenkt: König Leovigild, sagt er zum Jahre 584, verwüstet Gallicien, nimmt Andeca gefangen und beraubt ihn seines Reiches; das Volk der Sueven, ihren Schatz und ihr Land bringt er in seine Gewalt und macht es zu einer Provinz von Gothien. Der arianische Herrscher bezwang dergestalt allenthalben die Hinneigungen zum Katholicismus, die zugleich Verbindungen mit den beiden vornehmsten Feinden des Reiches, den Griechen und den Franken in sich schlossen. Es hatte das Ansehen, als sei der Arianismus noch nicht ohne alle Aussicht für den Occident, da er Spanien beherrschte, die Langobarden ihn, namentlich unter Authari, streng festhielten. Was ihm aber im Wege stand, war die Gewaltsamkeit, mit der er behauptet werden mußte. Die Bevölkerungen konnten unmöglich beistimmen, da er mit einem nicht nationalen Elemente verbunden war [1]). Allgemeine Freude erregte es, als der Sohn und Nachfolger Leovigilds, Reccared, gleich im Anfang seiner

imperatoris atque Mironis Galliciensis regis Leuivichildus patrata victoria cognovit Mironem regem contra se cum exercitu residere.

1) Leovigild starb am 1. April 586.

Regierung sich auf die andere Seite neigte. Reccared war durch seinen Aufenthalt im südlichen Gallien auf den Confinien beider Reiche, wo das katholische Bekenntniß am Eifrigsten verfochten wurde, von einer Sympathie für dasselbe ergriffen worden. Ueberhaupt giebt es in dem Kampfe der Confessionen Momente, in welchen die eine in der öffentlichen Meinung emporkommt, die andere zurücktritt. Ein solcher trat jetzt zu Gunsten des Katholicismus ein. Reccared begann damit, die von Leovigild geraubten und dem Fiskus zuerkannten Güter zurückzugeben. Gegen die arianischen Bischöfe übte er noch keine Gewalt aus; er suchte sie durch freundschaftliches Gespräch zu bekehren. Er selbst erklärte sich für katholisch im Sinne der römischen Kirche und erwies sich als ein eifriger Förderer der Klöster und Kirchen. Es konnte nicht anders sein, als daß sogleich eine arianische Gegenwirkung eintrat. Bischöfe und Große verbündeten sich gegen den König. Aber schon war das Königthum zu stark geworden; es warf die Empörer nieder; den Vornehmsten unter ihnen wurden die Hände abgehauen. Im vierten Jahre seiner Regierung berief Reccared das in der spanischen Geschichte epochemachende Concil von Toledo, wo sich alle Bischöfe von Spanien, eingeschlossen die suevischen von Gallicien, und die jenseit der Pyrenäen wohnenden, die noch gallische genannt werden, versammelten. Dieser Versammlung übergab Reccared ein durchaus katholisches Bekenntniß und machte für Jedermann ein ähnliches zur Bedingung der Reichsangehörigkeit. Indem er die Bischöfe für sich gewann, vermehrte er zugleich ihre Rechte der höchsten Autorität gegenüber. Reccared war von Natur friedlich und gewissenhaft. Weder mit den Franken noch mit den Griechen, die ja dem-

selben Bekenntniß angehörten, liebte er es, Krieg zu führen. Wenn er einmal in Septimanien mit den burgundischen Franken feindlich zusammentraf, so beruht das darauf, daß ein paar fränkische Grafen den Arianern, die sich empörten, zu Hülfe kamen. Sie wurden miteinander geschlagen[1]). Man muß diese Regierung als einen Moment in der allgemeinen Geschichte des Occidents betrachten. Das Uebergewicht der Katholicität, das soeben durch Leovigild bedroht worden war, wurde dadurch befestigt. Sehr bemerkenswerth ist, daß ein Freund und Genosse Gregors des Großen Leander, damals Bischof von Sevilla, wesentlich dazu beigetragen hat. Auch mit Gregor selbst stand Reccared in bestem Vernehmen. In Constantinopel war man sehr einverstanden damit, zumal da das westgothische Reich noch an seinen Küsten von oströmischen Besatzungen umfaßt war. Das Verhältniß gehört zu der Machtfülle und dem Ansehen, welches Kaiser Mauricius besaß. Nicht so enge aber waren die politischen und religiösen Verhältnisse verbunden, daß sie nicht durch Ereignisse so schrecklicher Art wie die Katastrophe des Mauricius war, von einander hätten getrennt werden sollen. Das religiöse Verhältniß blieb intakt, das politische änderte sich von Grund aus. Wie die Empörung des Phokas gegen die Bedingungen der äußeren Macht des oströmischen Reiches gerichtet war, so hatte sie auch ihre Wirkungen eben in den äußeren Verhältnissen. Diese stellten sich nicht wieder her, als Phokas bereits im Jahre 610 gestürzt wurde: denn der persische Krieg

1) Johannes von Biclaro: in hoc certamine gratia divina et fides catholica, quam Reccaredus Rex in Gothis fideliter adeptus est, esse noscitur operata.

hörte damit nicht auf. Heraklius, der an die Stelle des Phokas trat, hatte sein Lebelang mit den Persern zu kämpfen, was dann den Occidentalen, namentlich auch den Westgothen, freie Hand gegen ihn gab. Schon Witterich [1]), der zwei Jahre nach Reccareds Tod [2]) den Thron bestieg, erneuerte den Krieg gegen die römisch-griechischen Besatzungen; er verjagte sie aus Segontia. Noch energischer aber griff Sisibut, der vom Jahre 612 bis 621 regierte, die Griechen an. Der Besitz der Oströmer dehnte sich sowohl an der östlichen als der westlichen Küste von Spanien noch immer recht bedeutend aus. König Sisibut hat den römischen Patricius Cäsarius aus den Plätzen am Mittelmeer vertrieben [3]). Kaiser Heraklius mußte sich darin fügen [4]). Dann hat der Nachfolger Sisibuts, Swinthila, die Griechen auch aus der Südspitze von Algarbien verjagt [5]).

Wir vernehmen, ein Patricius sei angelangt, um diese Besitzung zu vertheidigen, jedoch mit so schwachen Kräften, daß er selbst gesehen habe, er werde sich den Gothen gegenüber nicht behaupten können; er sei zufrieden gewesen, als ihm Swinthila freien Abzug gestattete; so sei diese Küste im Jahre 624 in den Besitz der Westgothen gekommen und die ganze pyrenäische Halbinsel unter Einem Scepter vereinigt worden. Religiös und politisch bildete Spanien seitdem eine Einheit.

---

1) Isidor widmet dem Witterich nur ein sehr beschränktes Lob: vir quidam strenuus in armorum arte, sed tamen expers victoriae. (Hist. Goth. c. 58.)

2) Im Jahre 601.

3) Isidor c. 61: de Romanis praesens feliciter triumphavit.

4) Im Jahrr 615.

5) Isidor c. 62: Svintila postquam apicem fastigii regalis conscendit, urbes residuas, quas in Hispaniis romana manus agebat proelio conserto obtinuit. Totius Hispaniae infra oceani fretum monarchia regni primus idem potitus s. Dahn, Könige der Germanen, V, S. 185.

Wenden wir unsern Blick nach Italien, wo sehr ähnliche, obwohl wieder sehr abweichende Verhältnisse sich begründeten.

Die Invasion der Langobarden in Italien war in dem Kampfe der romanischen und der germanischen Elemente insofern von entscheidender Wichtigkeit gewesen, als sie dem Vordringen der in dem römischen Kaiserthum von Byzanz vereinigten Streitkräfte ein unüberwindliches Bollwerk entgegensetzte. Ihre Einrichtungen konnten besonders in den transpadanischen Gegenden nicht anders als eine Wiederbelebung der von den Gothen begründeten Zustände sein; sie verfuhren hierbei mit der größten Härte und Gewaltsamkeit.

Von den vornehmsten Römern wurden viele geradezu umgebracht; so daß ihre Besitzungen ohne weiteres an die Sieger fielen; die übrigen wurden angehalten, an die einzelnen langobardischen Herren, denen man sie zuwies, den dritten Theil des Ertrages von Grund und Boden abzuliefern[1]). Von eigentlichen Landvertheilungen wird Nichts gemeldet und konnte kaum die Rede sein Ueberhaupt kommt bei den Langobarden auf Einrichtungen dieser Art wenig an; ihr ganzes Dasein war an den fortdauernden Krieg gebunden.

Das lombardische Königthum war, wie es bestand, aus

1) Paulus Diaconus II, 32: multi nobilium Romanorum ob cupiditatem interfecti sunt. Reliqui vero per hospites divisi, ut terciam partem frugum suarum Langobardis persolverent, tributarii efficiuntur. Die exegetische Frage ist immer, ob sich das reliqui auf multi oder nobilium bezieht. Auch die folgende Stelle (III, 16) giebt darüber keine Auskunft. Das Einfachste scheint mir, reliqui auf multi zu beziehen. Bekannt ist die vortreffliche Behandlung dieser Streitfrage bei Savigny, der Alles an die gothischen Terciae anknüpft. Hegel, Geschichte der Städteverfassung von Italien I S. 382 ff., sieht darin eine Wirkung der königlichen Gewalt und Schonung des Volkes.

dem Ducat hervorgegangen; die Obersten der langobardischen Kriegsmannschaften, welche sich der verschiedenen Hauptfestungen bemächtigt hatten, an und für sich selbständig und so gut wie souverän, fühlten doch, daß sie einzeln überwältigt werden würden und wählten sich ein Oberhaupt, dessen wesentlicher Beruf dann zunächst darin bestand, die Impulse der Kriegführung nach der einen oder anderen Seite hin zu lenken.

Wir wissen, wie gefährdet die Existenz des noch in seinen Anfängen begriffenen lombardischen Königreichs einem Kaiser wie Mauricius gegenüber war. Hätte Mauricius die Avaren besiegt und ein freundschaftliches Verhältniß mit den Franken hergestellt, so würde er unfehlbar die Langobarden niedergeworfen haben. Den Langobarden vor Allen kam die Katastrophe des Mauricius zu Statten. Unmittelbar nach dem Tode desselben begrüßte Agilulf den neuen Imperator Phokas durch eine Gesandtschaft, die dann, von dessen Gesandten begleitet, ihm kaiserliche Geschenke zurückbrachte. Zuvörderst wurde Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen, der bald darauf zu einem Frieden mit dem Exarchen von Ravenna führte.

Vielleicht nicht minder wichtig war es, daß die Franken, die sich nun vollends aller Verpflichtungen, die sie einst gegen den Hof von Constantinopel eingegangen waren, enthoben fühlten, einen Frieden auf immer mit den Langobarden schlossen. Im Circus von Mailand wurde die Thronfolge für den Sohn Agilulfs feierlich ausgesprochen im Beisein des Gesandten des Königs Theodebert, der seine Tochter mit dem Sohne Agilulfs, Adaloald, verloben ließ[1]).

---

1) Im Juli 604. Paulus H. Lang. IV c. 31.

Hierauf erst von beiden Seiten gesichert konnte die langobardische Macht sich fest begründen und über Italien ausbreiten.

Agilulf war mit der bairischen Fürstentochter Theudelinde vermählt, die nach dem Tode ihres ersten Gemahls Authari durch ihr Wort die Erhebung Agilulfs zu ihrem Gemahl und diesem den Vorzug vor allen anderen Herzögen verschafft hatte [1]). Er lehnte sich auf den Beistand der Germanen nicht allein in dem eigentlichen Reiche der Franken, sondern auch der germanischen Vasallen derselben. Er ist meines Erachtens als der eigentliche Begründer des langobardischen Reiches anzusehen.

Unter Agilulf wurden die Langobarden Meister von Oberitalien; sie nahmen Cremona, Mantua, Padua und Verona ein, eroberten also den östlichen Theil der Lombardei [2]). Noch unter Arioald, dem Gemahl der Tochter Agilulfs und Theudelindens — denn Adaloald war nach kurzer Regierung von den langobardischen Herzögen wieder abgesetzt worden — [3]) wurde ein Gesetz gegeben, um jede Vermischung mit den Römern zu verhindern. Nach Arioalds Tode durfte sich Theudelindens Tochter wieder einen Gemahl wählen; es ist Rothari [4]).

Rothari erscheint als der wahre Nachfolger Agilulfs, dessen Unternehmungen er nach verschiedenen Seiten fort-

1) Authari starb am 5. September 590. Agilulf empfing durch Vermählung mit Theudelinde im November desselben Jahres die Königswürde und wurde dann im Mai des folgenden Jahres zu Mailand als König anerkannt (Paulus Hist. Langobard. III c. 35).

2) Agilulfs Tod fällt in das Jahr 616.

3) Im Jahre 626, — postquam cum matre decem regnaverat annos. Paulus IV c. 41.

4) Rothari wurde König der Langobarden im Jahre 636.

setzte. Er ist es, durch welchen die ligurische Küste dem Kaiser von Constantinopel entrissen wurde. Als seine vornehmste Handlung aber darf man ansehen, daß er mit dem an sich sehr unternehmenden und thätigen Exarchen von Ravenna einen entscheidenden Kampf im offenen Felde bestand, den ersten wieder seit der Niederlage des Tejas. Die Gothen waren geschlagen worden; die Langobarden erfochten einen vollständigen Sieg, bei dem 8000 gefallene Römer gezählt worden sein sollen, am Fluß Skultenna [1]), dem heutigen Tanaro, einen Sieg, durch welchen das Exarchat auf bestimmte Grenzen eingeschränkt wurde [2]). Ein Akt der Selbständigkeit ist es, wenn Rothari im Jahr 643 unter dem Beirath der Primaten und Judices und unter Zustimmung des gesammten Heeres ein Gesetzbuch promulgirte, welches an Stelle der ungeschriebenen Rechtsgewohnheiten treten sollte.

Ganz im Gegensatz gegen Theoderich den Ostgothen vermeidet Rothari alle auf das römische Recht gegründeten Bestimmungen. Sein Gesetzbuch bezieht sich auf die Langobarden und die mit ihnen eingewanderten Germanen allein. Dabei treten dann zwei Momente hervor: die kriegerischen Rechtsgewohnheiten der Langobarden, unter Anderem auch die gerichtliche Bedeutung des Zweikampfes, das Recht der persönlichen Rache werden bestritten oder wenigstens ermäßigt. Man kann das vielleicht als den ersten moralischen Einfluß der veränderten Weltstellung auf die Sieger selbst betrachten. Vornehmlich wird auch der königlichen Gewalt größere Sicherheit gewährleistet. Vergehungen gegen den König werden mit den härtesten Strafen belegt.

1) Origo gentis Langobardorum c. 6.
2) Um das Jahr 642.

Es ist ein Akt des kriegerischen Königs und seines Heeres noch inmitten des Kampfes.

Noch war damals an eine Vereinigung der Langobarden mit den Unterworfenen nicht zu denken, da sie durch die Religion geschieden wurden. Neben den katholischen Bischöfen, welchen die einheimische Population anhing, bestanden allenthalben auch arianische, zu denen die eingedrungenen Germanen sich hielten; ein Zustand, der mit der Zeit immer unhaltbarer wurde, da der Katholicismus nicht allein in Gallien herrschte, sondern auch in Spanien. Westgothische Könige haben die Langobarden ermahnt, ihrem Beispiele zu folgen[1]). Das war aber unmöglich, solange der römische Bischof nur den Kaiser von Constantinopel in Rom vertrat. Allmählig aber veränderte sich dies Verhältniß von Grund aus

In der Epoche des Heraklius hat einer der Exarchen die Schätze des lateranensischen Palastes sich mit Gewalt angeeignet, weil ohne dieselben die den Langobarden gegenüberstehenden Truppen nicht besoldet werden könnten. Von Constantinopel war damals so wenig Beihülfe zu erwarten, daß vielmehr der Exarch einen Theil der Schätze dem Kaiser gesandt hatte, ihn zu unterstützen[2]). Bei Vorgängen dieser Art konnte die enge Verbindung zwischen Rom und Constantinopel nicht mehr bestehen.

Im Jahre 649 trat bereits ein Papst ein, der nichts

1) Epistola Sisebuthi regis Gothorum ad Adoaldum regem Langobardorum et Theodelindam eorum reginam, bei Migne Patrol. lat. LXXX S. 572 ff.

2) Liber Pontif. v. Severini: direxit exinde ex parte ex substantia ipsa in civitatem regiam ad Heraclium Imperatorem. Muratori, SS. III, p. 137.

davon hören wollte, daß er vom Kaiser in Constantinopel bestätigt werden müsse. Die Pflicht wurde zwar wiederhergestellt, aber die Identität der Interessen des Kaiserthums und des Papstthums hörte allmählig auf. Dann gab es keine politische Schwierigkeit mehr, die den Uebertritt der Langobarden überhaupt zur Religion der Landeseingebornen verhindern konnte. Schon Rothari trug kein Bedenken, den Papst Theodorus um Bestätigung der Privilegien des Klosters Bobbio zu bitten. Wir finden bald darauf langobardische Könige, die als gute Katholiken gelten.

Dagegen blieb das feindselige Verhältniß zu Constantinopel auch fortan bestehen. Dennoch ist es einem Kaiser in den Kopf gekommen, den Sitz des Reiches wieder nach Italien zu verlegen. Es war Constans, der in den Wirren nach dem Tode des Heraklius zum Thron gelangte. Dazu hätte aber wenigstens die unbestrittene Herrschaft in Unteritalien gehört, wo indeß die Langobarden in Benevent ein kräftiges Herzogthum gegründet hatten, das damals mit der königlichen Würde verbunden war. Grimoald hatte dieselbe in Besitz genommen[1]). Es kam so weit, daß die Oströmer Benevent belagerten.

Ich wiederhole die sagenhafte Tradition nicht, die sich über die Rückkunft Grimoalds und die Kämpfe, die dann erfolgten, gebildet hat. Wichtiger ist es, sich eine Vorstellung von dem eigentlichen Vorhaben des Constans zu bilden. Er ging von Neapel, das noch immer griechisch geblieben war, nach Rom. Die offizielle Geschichte der Päpste berichtet die Ceremonien, mit denen er empfangen worden sei, und die

---

1) Rothari ist im Jahre 652 gestorben. In der zweiten Hälfte des Jahres 662 wurde Grimoald König.

Handlungen der Devotion in St. Peter und den anderen Stätten religiöser Verehrung, die er in Rom vollzog; das von Phokas der Kirche geschenkte Pantheon forderte er nicht zurück, aber er nahm die Kuppelbekleidung von vergoldeter Bronze von diesem nunmehr christlichen Heiligthum. Daß er in Rom selbst zu bleiben beabsichtigt, läßt sich doch kaum denken; er hielt sich nur zwölf Tage daselbst auf.

Unleugbar scheint es, daß er Sicilien zum Mittelpunkt einer selbständigen Griechenherrschaft, die zugleich eine Seeherrschaft war, zu machen gedachte; sie sollte sich über Sardinien, Afrika und das südliche Italien erstrecken; wahrscheinlich, daß er sich Benevents durch die ihm als Geisel überantwortete Tochter Grimoalds versichern wollte, was ihm jedoch nicht gelang. Die Langobarden nahmen auch Brundisium in Besitz.

Die Gesetze des Rothari sind von Grimoald erneuert und verbessert, die Inhumanitäten der alten langobardischen Gewohnheiten noch weiter beseitigt, dem römischen Recht wieder ein größerer Wirkungskreis eingeräumt worden[1]). Nicht mehr gehindert von Rom und ohne Eingriffe der Griechen konnten sich nun die Langobarden in dem Gebiet, das sie inne hatten, befestigen. Wie die Religion, so schloß sich auch die Rechtsverwaltung, wenigstens die privatrechtliche, allenthalben an die Vorbilder der alten Zeit an. Die Grundlagen der altrömischen Kultur bestanden fort; wie hätten sie zerstört werden können, da die Religion angenommen und die Rechtsverfassung, wenngleich nur in den eigentlich romanischen Kreisen aufrechterhalten wurde. Daß die römische Städte-

1) Stobbe: Geschichte der deutschen Rechtsquellen I, S. 129 fg.

verfassung, welche den religiösen, sowie den gemeinrechtlichen Instituten entsprach, fortbestanden habe, halte ich für gewiß. Die Beweise, die dafür von einem der Meister der historischen Rechtsgelehrsamkeit im Einzelnen aufgestellt worden sind, mögen mancherlei gelehrter Einrede unterworfen sein; aber die allgemeine Anschauung ist eine richtige. Sie bewährt sich auch in Beziehung auf die grammatischen Studien und den Unterricht überhaupt. Es konnte geschehen, daß sich die Einheimischen mit den Eingewanderten zu einer Nationalität vereinigten; der Hof von Pavia wurde ein Sitz künstlerischer Bestrebungen und literarischer Kultur. Doch war die Herrschaft der Langobarden mit der der Ostgothen nicht zu vergleichen. Sie entwickelte sich nicht allein im Kampfe gegen die griechischen Kaiser; sie war auch keineswegs einheitlich und von einem überwiegenden Oberhaupt geleitet. Einen eigenthümlichen Charakter empfing das Langobardenwesen durch das Verhältniß der Herzogthümer, welche selbst einen mehr stabilen Charakter hatten, als das Königthum, das zwar aus ihnen hervorgegangen war, aber von ihnen unaufhörlich bekämpft wurde. Bemerkenswerth ist die Stellung der Herzogthümer in Bezug auf die Nachbarländer. In den Alpen bestanden den Franken gegenüber die Herzogthümer Turin und Ivrea; in den letzteren hat man immer eine langobardische Descendenz vorausgesetzt.

Fast mehr zur Verbindung mit den transalpinischen Nachbarn als zur Abwehr diente das Herzogthum Trient; Garda scheint eine langobardische Benennung zu sein. Um Rom her erhoben sich die Herzogthümer Spoleto und Benevent. Das erste, das sich zu beiden Seiten des Apennin erstreckte, umfaßte die aus der ältesten Geschichte wohl bekannten Ge-

biete der Umbrer, Marser, Peligner, Vestiner, das zweite Samnium und Campanien. Wir berührten soeben, wie wacker es sich gegen das Eindringen der Griechen vertheidigte, welche von der Seeküste vordrangen und Neapel innehatten. Das Herzogthum Friaul war mit seinen zahlreichen Castellen dazu bestimmt, die von der Balkanhalbinsel vordringenden Avaren und Slawen zurückzuweisen. Denn darin liegt das Unterscheidende dieser Epoche, daß die Balkanländer größtentheils in die Hände der Avaren, Bulgaren und Slawen übergingen. Das langobardische Reich hielt die Idee von Italien dadurch aufrecht, daß es die Alpen gegen die Franken, Friaul gegen die Avaren, Mittelitalien gegen die Exarchen, die südlichen Provinzen gegen das Reich von Constantinopel vertheidigte.

Die Gründung mächtiger und nahezu unabhängiger Herzogthümer bewirkte, daß sich die Einwohner um verschiedene Mittelpunkte her gruppirten. Dazu kam dann die Fortdauer der Autorität der Griechen im Exarchat sowohl wie in den südlichen Regionen. Aus dem Provinzialismus haben sich dann die städtischen Gemeinwesen erhoben; schon damals kam Venedig in Aufnahme.

Nochmals kehren wir zu dem westgothischen Reiche zurück, das nun auf dem eingeschlagenen Wege zu einer immer festeren Gestaltung gelangte.

Aus den stürmischen Bewegungen geistlicher und weltlicher Großen, welche die Lage eines Königs bei den Westgothen noch immer so gefahrvoll machten, wie jemals, erhob sich endlich im Jahre 642 König Kindaswinth.

König Kindaswinth ist eine anthropologisch merkwürdige Erscheinung; zwischen dem 80. und 90. Lebensjahre — er

zählte bereits 79 Jahre, als er den Thron bestieg, gab er dem gothischen Staatswesen eine haltbarere Gestalt. Eben aus der Mitte der empörerischen Großen war er emporgekommen, lange Zeit ihr Genosse und Verbündeter, kannte er sie alle. In der fränkischen Chronik des Fredegar ist aufgezeichnet worden, mit welcher Schonungslosigkeit er ihnen seine Macht auflegte [1]). Hunderte hat er umgebracht und seine Getreuen mit ihrem Vermögen ausgestattet, bis er endlich glaubte, es sei nun Niemand mehr innerhalb der Landesgrenze, der auf Empörung sinnen könnte. Viele waren ausgewandert, namentlich nach Afrika, das damals den abgefallenen Großen einen sicheren Rückhalt darbot. Indem Kindaswinth sie auch dort bekämpfte, vertheidigte er zugleich die Integrität seines Reiches. Sein Sohn Reciswinth stand ihm hiebei Zeit seines Lebens zur Seite und setzte ihn nach seinem Tode, jedoch mit minderer Härte fort [2]).

Diese beiden Könige nun haben sich dadurch ein unvergängliches Andenken gestiftet, daß sie ein zusammenhängendes Gesetzbuch, die Lex Wisigothorum, zu Stande brachten. Es ist der erste Versuch einer zusammenhängenden und alle Lebensverhältnisse umfassenden Gesetzgebung unter den Germanen, von jenem Breviarium Alarichs doch sehr verschieden, wie die Umstände, unter denen es zu Stande kam. Eigentliche germanische Rechtsbegriffe hat auch das neue Gesetzbuch nicht. Es beruht allenthalben auf dem römischen Rechte, wie denn überhaupt die Gelehrsamkeit durch die Erstarkung des Katholicismus in Spanien mächtig gefördert wurde. Jenem Leander,

1) Fredegar, Chronicon c. LXXXII.

2) Kindaswinth starb am 1. Oktober 652; am 2. Januar 649 hatte er seinen Sohn Reciswinth zum Mitregenten ernannt.

der auf die Beschlüsse von Toledo namhaften Einfluß ausübte, folgte auf den erzbischöflichen Stuhl von Sevilla Isidor, dessen Origines eines der bedeutendsten unter den Büchern sind, in denen eine umfassende Kunde über die mannigfaltigsten Gegenstände der Welt aus den Schriften des Alterthums in die neue Epoche übertragen wurde — ein Compilator, wie ihn die Zeit forderte. Einer Weltchronik hat er auch eine Geschichte der Westgothen hinzugefügt, aus der wir sehen, daß zwischen ihnen und den Einwohnern das beste Verständniß obwaltete. Geistlos darf Niemand diesen Mann schelten; er stand auf der Höhe seiner Zeit. Wie mit aller Annäherung in der Idee doch auch ein starker Gegensatz gegen die Einwirkungen von Constantinopel stattfinden konnte, wie ja die Könige mit den Kaisern in stetem Kriege waren, erkennt man aus der Aeußerung Isidors, daß die Herrschaft der Gothen von den in Spanien wohnenden Römern geliebt werde; den beschränkten Zustand unter deren Herrschaft ziehen sie der Vereinigung mit der Macht von Rom unter dem Drucke ihrer Auflagen vor. Man könnte den Gegensatz, der von jeher obgewaltet, nicht besser als durch diese Worte bezeichnen. Italien war durch die strenge Justinianische Verwaltung zur Verzweiflung gebracht worden, was dann der Invasion der Langobarden in einem großen Theile des Landes zu Statten kam. So war es nun auch in Spanien eben die Besorgniß vor dem Drucke jener Zustände, wodurch das Volk veranlaßt wurde, sich den gothischen Königen gegen die Macht von Constantinopel anzuschließen. Darauf beruht die Geschichte des westgothischen Spaniens in der zweiten Hälfte des sechsten, in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts. Die Gewaltsamkeiten der Erhebung und Ab-

setzung der Könige waren vorübergehend. Man wollte nicht wieder römisch werden. Jene Anwesenheit des Kaisers Constans in Sicilien, von wo er die Inseln und Afrika beherrschte, die auf demselben Finanzsystem beruhte, konnte nicht anders als den Widerwillen der Bevölkerung von Spanien gegen sie hervorrufen und auf diesem beruhte das Gesetzbuch des alten Kindaswinth. Es ist wohl nicht zufällig, daß die römische Gesetzgebung herübergenommen, ihres vornehmsten Begründers aber, Justinians Erwähnung zu thun vermieden wird. Eben dazu war das Gesetzbuch bestimmt, den direkten Einfluß der römischen Jurisprudenz zu beseitigen. Wir wollen — heißt es darin — von den römischen Gesetzen nicht behelligt werden. Eine Bezugnahme auf das eigentlich römische Gesetzbuch wurde bei schwerer Strafe verboten, wie man oftmals gesagt hat, einmal sogar bei Todesstrafe. Man verbarg sich nicht, daß doch Fälle vorkommen konnten, für welche in dem wisigothischen Gesetzbuch keine Vorsehung getroffen war. In solchen Fällen sollte an den König recurrirt werden. Es war eben ein neues Moment, auf welchem dessen Macht beruhte. Aber noch eine andere Bestimmung von großer Wichtigkeit enthält das Gesetzbuch. Wenn in dem Breviarium die Verheirathungen zwischen romanischen und gothischen Geschlechtern verboten waren, so wurde dies Verbot durch Kindaswinth und Reciswinth aufgehoben.

Vermählungen dieser Art sollten rechtskräftig sein, wenn sie mit Bewilligung des Comes eingegangen wurden. Eben darauf beruhte die Macht des Reiches, daß die beiden Populationen sich untereinander aussöhnten. Kein Zweifel, daß die hohe Geistlichkeit hiebei zu großem Ansehen gelangte.

Spanien ist eigentlich das erste Land, in welchem die Concilien zugleich mit den geistlichen auch über weltliche Angelegenheiten in Berathung traten, wogegen dann festgesetzt wurde, daß auch der Klerus dem weltlichen Gesetze unterworfen sei. Kaum ein halbes Jahrhundert nach diesen Festsetzungen traten Ereignisse ein, durch welche eine fremde und fremdartige Nation die pyrenäische Halbinsel sich unterwarf. Aber die geistliche und weltliche Ordnung der Dinge, die unter den letzten gothischen Königen begründet worden, wurde damit nicht zerstört; diese bestand vielmehr immer fort und hat zur Reconstruktion des Landes in späterer Zeit wesentlich beigetragen.

Das wichtigste Moment lag in der religiösen Vereinigung mit den Eingeborenen. Die christliche Kirche umfaßte alles geistige Leben der Epoche. Dies war nicht so sehr in dem Triebe der Produktion, welcher alle Annäherung ausgeschlossen haben würde, als in einer expansiven Bewegung, die eine solche zuließ, begriffen. Es ist ein Ereigniß ohne Gleichen, daß die Ueberwinder nicht allein die Religion, was schon geschehen war, sondern die Confession von ihren Unterthanen annahmen.

Die Nationen coalescirten, die politischen Institute der Germanen verschmolzen, indem sie die administrativen und rechtlichen Einrichtungen der Römer möglichst schonten, nicht jedoch ohne sich dem Reiche von Constantinopel entgegenzusetzen, zugleich mit den kirchlichen des katholischen Christenthums zu einer Einheit, welche Leben und Kultur beherrschte und fortpflanzte.

Hüten wir uns aber die Epoche zu überschreiten, in der

sich diese Umwandlung in Italien und Hispanien vollzog. Die Triebe, welche die Geister fermentirten, wirkten auch noch bei der Neugestaltung der beiden wichtigsten occidentalen Länder des altrömischen Reiches, Gallien und Britannien mit, die nun unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Einundzwanzigstes Capitel.

Die merowingischen Könige in Gallien. Die Sachsen in Britannien.

Wir haben der ersten, sehr eigenartigen Festsetzung der Franken in Gallien bereits gedacht. Die Vereinigung der römischen Bevölkerung mit den Franken in religiöser Hinsicht war nicht aus einer Rückwirkung der Provinzialen auf die Eroberer hervorgegangen, wie das der Fall gewesen wäre, wenn sich etwa die burgundischen Könige zur Confession der unterworfenen Bevölkerung bekehrt hätten, sondern die Bekehrung war aus dem Entschluß des Frankenkönigs entsprungen, der sich an die Spitze des gallo-römischen Klerus stellte, und dessen Bekenntniß zum allgemeinen des Landes machte. Das Königthum Chlodwigs trat unmittelbar an die Stelle des Kaiserthums und wurde von der katholischen Bevölkerung selbst in seinem Emporkommen unterstützt.

Eine Zeit lang durch den Einfluß der Ostgothen zurückgehalten, hatten die Franken bei und nach dem Sturze derselben bereits die Stellung einer großen Macht erworben. Sie griffen in die Völkerkämpfe in Italien selbständig ein. Hier wurden sie noch einmal von den Oströmern zurückgedrängt, aber unaufhörlich behaupteten sie sich doch in großem Ansehen. Ein austrasischer König Theodebert hatte

sogar einmal den Gedanken gefaßt, dem oströmischen Kaiser die Weltherrschaft streitig zu machen. Wohin würde die fränkische Macht gelangt sein, wenn sie sich nach Innen und Außen einheitlich entwickelt hätte? Das wurde aber durch die Natur derselben unmöglich.

Unter allen Einwirkungen der germanischen Ideen war keine eingreifender, als die Anwendung des germanischen Erbrechts auf die höchste Gewalt, die sogleich an einzelne Territorien angeknüpft wurde und das gesammte Gebiet in kleine Königreiche zersetzte. Die Könige geriethen in mannigfaltige Zerwürfnisse untereinander. Anfangs ist dadurch das Ansehen der Frankenherrschaft nicht gemindert worden. Sehr merkwürdig ist es doch, wie Agathias diese schildert [1]). Er hebt den Unterschied zwischen den anderen gewaltsam eingedrungenen germanischen Völkern, die er als wandernde bezeichnet, und den seßhaften Franken mit guter Zucht und Sitte, die der römischen gleichkomme, hervor, und vor Allem die Eintracht, in der sie bei getheilten Herrschaften doch mit einander leben; niemals sei es zwischen ihnen zu innerem Blutvergießen gekommen; zwar fehle es nicht an Streitigkeiten zwischen den Fürsten; zuweilen rüsten sich ihre verschiedenen Schaaren und rücken zu offenem Kampfe vor; sowie aber ein Heerhaufe des andern ansichtig wird, lassen sie ihre Feindseligkeiten fallen; sie fordern ihre Fürsten auf, ihre Streitigkeiten rechtlich zu schlichten und, wäre dies nicht zu erreichen, sie durch einen persönlichen Zweikampf unter einander abzumachen, ohne ihr Volk dadurch zu Grunde zu richten: denn es würde sich nicht geziemen, ihrer besonderen Zwistigkeiten wegen das Gemeinwesen

---

1) Agathias Hist. I, 2 S. 17 ed. Bonn.

zu zerstören. Diesen Eindruck machten die fränkischen Fürstenthümer von Außen angesehen. Man kannte die Zwistigkeiten, die zwischen ihnen ausbrachen; aber sie traten dem Ansehen der fränkischen Kriegsgenossenschaft gegenüber zurück, die trotz der Theilung der Provinzen sich als eine Einheit fühlte und behauptete. Noch einmal vereinigte Chlotar I. die sämmtlichen fränkischen Besitzungen in seiner Hand; nach seinem Tode trat eine Theilung ein, die in Folge der seitdem gemachten Erwerbungen größere Dimensionen annahm, als die frühere, und verschiedenartigere Elemente vereinigte[1]).

Es wurden vier Königreiche gebildet: Paris, Orleans, Soissons und Metz. Paris wurde dem ältesten der Brüder, Charibert zu Theil. Sein Königreich umfaßte Tours, Poitiers, Bordeaux, Bayonne. Der zweite Sohn, Guntram, erhielt Orleans, welches zugleich Burgund in sich begriff und unter diesem Namen erscheint. Seine Herrschaft umfaßte Troyes, Langres, Auxerre, Lyon. Dem dritten, Sigibert, fiel Metz und Rheims mit den überrheinischen Gebieten zu. Der vierte, Chilperich, empfing Soissons und Tournay, die ältesten Sitze der salischen Macht und ihrer Eroberungen in Gallien. Es ist vielleicht bemerkenswerth, daß die Metropolen der kleinen Reiche sich an einige der vornehmsten alten Civitates anschlossen, an die Hauptorte der Mediomatrici und Suessionen, die beiden anderen an die der Carnuten und Parisii der früheren Zeit.

Daß sie nun ohne innere Kämpfe nicht nebeneinander hätten bestehen können, läßt sich doch nicht geradehin voraus-

1) Chlotar starb im Jahre 560 (Marius Aventicensis) im 51. Jahre seiner Regierung (Gregor Hist. Franc. IV, 21).

setzen; es war schwer, aber nicht unmöglich: denn wenn sich einer von ihnen, wie es wohl geschah, selbständig regen wollte, so wurde er durch die drei anderen in seine Schranken zurückgewiesen. Der Streit, der dann wirklich unter ihnen ausbrach, hatte einen anderen Ursprung. Er kam daher, daß der friedfertigste dieser Fürsten Charibert von Paris im Jahre 567 mit Tode abging, ohne Erben zu hinterlassen.

Sein Gebiet mußte nach germanischen Begriffen unter die drei Brüder getheilt werden, was denn auch friedlich geschah. Den größten Gewinn hatte Orleans in den Städten Melun, Saintes, Perigueux. Die beiden jüngeren Brüder wurden auf die südfranzösischen Landschaften angewiesen. Chilperich erhielt unter anderen Bordeaux, Limoges, Cahors; Sigibert Tours und Poitiers. Ueber einzelne große Städte, namentlich Marseille und Paris konnte man sich nicht einigen, sie verblieben den drei Königen gemeinschaftlich. Paris, das schon als Capitale erscheint, wurde in drei Bezirke getheilt, von denen ein jeder einem der drei Könige angehören sollte. Die Besorgniß, daß diese Theilungen zu Entzweiungen führen würden, zeigt sich auch darin, daß man sie den vornehmsten Heiligen St. Martin, St. Hilarius, St. Polyeuct zur Aufrechterhaltung anempfahl, deren Strafe denjenigen treffen sollte, der sie breche.

Man meinte, daß die Herrschbegier der Fürsten vor dieser Sanktion zurückweichen würde, aber das war doch bei der veränderten Lage der Dinge kaum zu erwarten. Wie hätten die beiden jüngeren Brüder sich über die zwischen ihnen getheilten Provinzen des südlichen Galliens, wo die geistlichen Interessen selbst auf das Wirksamste eingriffen, verständigen sollen?

Dazu kam noch der Widerstreit der häuslichen Verhältnisse derselben. Sigibert von Metz[1]) und Chilperich von Soissons vermählten sich beide mit Töchtern des westgothischen Königs Athanagild, Sigibert mit Brunhilde, Chilperich mit deren älterer Schwester Galswintha. Brunhilde war sehr glücklich in ihrer Ehe, da sich Sigibert keinerlei Ausschweifungen erlaubte[2]), anders Galswintha. Der zeitgenössische Poet Venantius Fortunatus, von dem wir erfahren, daß sie nur sehr ungern auf diese Verbindung eingegangen war, hat sie in ihrem prächtigen Schmuck in Poitiers vorüberziehen sehen[3]). Er schildert ihre Vermählung, die zu Rouen stattfand, bei welcher Galswintha die Verehrung des Volkes gewann, und die bewaffnete Macht ihr Treue schwur[4]). Aber König Chilperich, der früher in unregelmäßigen anderen Verbindungen gelebt hatte, mochte sich derselben nicht entäußern. Plötzlich starb die Königin. Man sieht aus dem erwähnten Gedichte, welchen schmerzlichen Eindruck der Todesfall machte. Die Amme, welche mit der Fürstin gekommen war, weiß ihre Klage kaum zu mäßigen. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß der König selbst seine Gemahlin habe umbringen lassen. Er erneuerte seine Verbindung mit anderen Frauen und erhob eine derselben, Fredegunde zu seiner Gemahlin. Diese, die auch ihrerseits als klug, thätig

1) So heißt er bei Fredegar Hist. epit. c. 55. (Sigibertus sedem habens Mettis), Gregor nennt Rheims als vornehmsten Sitz (IV c. 22 sedem habere Remensem). Die Bestandtheile der verschiedenen kleinen Reiche hat Roth: Geschichte des Beneficialwesens S. 56 fg. näher zu ermitteln gesucht.

2) Venantius Fortunatus sagt von Sigibert: rector tot gentibus unus sibi frena dedit contentus in uno amplexu (carm. VI, 1, 34).

3) carm. VI, 5, 223.

4) v. 241 utque fidelis ei sit gens armata per arma jurat jure suo; se quoque lege ligat.

und ihrem Gemahl ergeben gerühmt wird, wurde die heftigste Feindin des austrasischen Hofes [1]).

Nicht allein daraus aber entsprang die Feindseligkeit zwischen Sigibert und Chilperich. Sie hatte zugleich einen territorialen Gegenstand. Bei der Vermählung mit Galswintha nämlich hatte ihr Chilperich mehrere ansehnliche Städte als Morgengabe zum Geschenk gemacht, namentlich Bordeaux, Limoges, Cahors [2]). Ob nun diese Städte bei dem Tode der Galswintha an Chilperich zurückfallen sollten, war doch sehr zweifelhaft: auch Brunhilde machte Anspruch auf die ihrer Schwester zugeeigneten Städte und Landschaften. Hierüber ist es dann zu einer Art von Rechtsgang vor dem König von Orleans-Burgund und einer Versammlung fränkischer Großen gekommen [3]). Die Entscheidung war für Brunhilde sehr günstig.

Ihr wurde die Stadt Cahors zugesprochen, die übrigen Städte sollten König Guntram gehorchen und alsdann an Brunhilde fallen. Eine Entscheidung, deren Motive man nicht genau erkennt, deren Folgen aber verhängnißvoll wurden. Der jüngere Sohn Chilperichs hielt sich für berechtigt, Bordeaux dennoch in Besitz zu nehmen. Sigibert aber war nicht gewillt das zu dulden, und ließ ihn

---

1) provida consiliis, sollers cauta, utilis aulae . . . . te (Chilpericum) utilitate juvans cuius auxilio floret honore domus (lib. VI carm. IX, v. 23).

2) Das wird im Vertrag von Andelot erwähnt bei Gregor IX c. 20 (S. 442 Ruinart): De civitatibus Burdegala, Lemovica, Cadurco, Benarno et Bigorra, quas Gailesuindam tam in dote quam in morganegiba, hoc est, in matutinali dono in Franciam venientem certum est acquisisse.

3) Gregor l. IX c. 20: per judicium gloriosissimi domni Gunthramni regis vel Francorum.

in Bordeaux angreifen. Der junge Mann mußte entfliehen „wie ein gescheuchtes Wild". Dagegen aber wandte sich nun der ältere Sohn Chilperichs gegen Tours und Poitiers, und hier wird das Heer Sigiberts geschlagen. Eben in diesem Kampfe fallen die größten Gewaltthaten gegen die Kirche und ihre Besitzthümer vor. Gregor von Tours bricht darüber in die bittersten Exklamationen aus; er sehnt sich nach der Alleinherrschaft König Chlodwigs zurück und meint, die Zwietracht der Brüder könne den Untergang des Frankenreiches überhaupt herbeiführen. Ein ähnliches Gefühl scheint sich auch in den Franken geregt zu haben. Indem die beiden Heere der Könige von Metz und Soissons gegen einander vorrückten und zugleich Guntram bedrohten, so daß ein allgemeines Blutvergießen bevorzustehen schien, vermittelte dieser ein Abkommen. Aber damit waren die von Sigibert herbeibeschiedenen überrheinischen Franken nicht zufrieden, sie wollen nicht ohne Waffenthaten ausgeführt und Beute gemacht zu haben zurückkehren. Sie haben nichts gegen Guntram, aber dem Urheber der Entzweiung Chilperich wollen sie zu Leibe gehen. Die einzelnen Vorgänge, die dann folgen, sind schwer zu ermitteln; und hier ist nicht der Ort, die Widersprüche der Erzählung zu entwirren. Sigibert bleibt Herr und Meister des Kampfplatzes. Chilperich muß nach Tournay flüchten; die Franken, die ihm bisher gehorchten, fallen von ihm ab und erkennen Sigibert als ihren König an. Aber in dem Augenblick, in welchem er als der König aller Franken anerkannt werden sollte, wurde er durch zwei Dienstleute Fredegundens angefallen und ermordet[1]).

---

1) Im Jahre 575. Fredegar Hist. epitom. c. 71: Fredegundis duobus pueris dolo transmissis Sigibertum interficiunt.

Chilperich blieb also zuletzt in diesem Kampfe Sieger. Wenn man nun erwarten konnte, in dem Frankenlande, nachdem der eine der Protagonisten vernichtet war, Frieden zu haben, so ging das doch in der That nicht in Erfüllung, da es durch eine Veranstaltung, die einem Raube gleichkam, den Freunden Sigiberts gelang, dessen Sohn Childebert den Händen Chilperichs zu entreißen und nach Austrasien in Sicherheit zu bringen, wo sich seitdem unter den vornehmen Großen, die unter dem Namen Leudes erscheinen, eine Regierung ausbildete, die eine aristokratische Farbe trägt. Um Chilperich dagegen consolidirten sich die Gaue, welche unter dem Namen Neustrien zusammengefaßt werden. Eigentlich im Kriege zwischen Metz und Soissons hat sich der Gegensatz von Austrasien und Neustrien ausgebildet. Chilperich trat in diesem Augenblick als die größte Gestalt unter den Franken hervor. Venantius sagt von ihm, das Glück, das ihn den schwersten Gefahren preisgab, sei ihm fortan günstiger gewesen; der Tag, an welchem er untergehen zu sollen schien, sei der seines Emporkommens geworden: denn er habe es an außerordentlichen Anstrengungen nicht fehlen lassen. Der in seinen Hinneigungen sehr veränderliche Dichter spricht von ihm das schöne Wort aus: nur unter schwerer Arbeit gehe das Große hervor. Chilperich war nicht allein ein gewaltiger Kämpe; Venantius rühmt: er verstehe die Kunst des Krieges; er wird als Vertreter des fränkischen Namens gegen die Nachbarn gepriesen, unter denen neben den Gothen Basken, neben den Dänen auch Sachsen und Britannen genannt werden. Er wird wegen seiner Verwaltung der Gerechtigkeit gelobt, durch welche die öffentliche Ordnung hergestellt werde, wegen seiner Sprachkunde, sodaß

er keines Dolmetschers bedürfe, auch wegen seiner literarischen Bestrebungen. Ein glückliches Regiment aber führte er nicht. Von den Armoricanern erlitt er eine Niederlage, die Aquitaner empörten sich gegen die Strenge seiner Gesetze. Sein Steuersystem brachte das Volk in Aufruhr. Mit der Geistlichkeit gerieth er bereits in offenen Conflikt. Er gab den Bischöfen Schuld, daß sie die königliche Gewalt größtentheils an sich gerissen hätten [1]) und suchte nun diese wieder ihren Händen zu entwinden. Er warf ihnen die persönlichen Mängel vor, an denen sie litten; ihm dagegen machten sie die Härten seiner Verwaltung zum Verbrechen. Gregor nennt ihn einen Nero, einen Herodes. Im Jahre 584 ist er auf der Jagd meuchlerisch angefallen und ermordet worden [2]). Die Großen des Landes, die hierauf das Uebergewicht bekamen, waren doch weit entfernt den Austrasiern beizutreten, sie huldigten dem jüngsten Sohne des Ermordeten, Chlotar, der erst vier Monate alt war.

Man könnte wohl versucht sein, aus den zerstreuten Notizen sich ein Bild dieser eigentlich merowingischen Fürsten herzustellen. Man müßte dabei von dem ersten Chlotar ausgehen. Er war eine auf herrschsüchtige Gewaltsamkeit angelegte Persönlichkeit. Schon vor seiner Thronbesteigung machte er sich blutiger Gewaltthaten gegen seine Neffen schuldig und gerieth dann mit seinem eigenen Sohn in das bitterste Zerwürfniß und offene Fehde, in welcher derselbe umkam. Unaufhörlich war er mit Kriegshandlungen beschäftigt. Er hat die unabhängigen Fürsten der Bretagne bezwungen, er war

1) Die Streitpunkte wenigstens erhellen aus den Worten, welche ihm Gregor (VI c. 46) in den Mund legt: ecce pauper remansit fiscus noster, ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae. Nulli penitus, nisi soli Episcopi regnant: periit honor noster, et translatus est ad episcopos civitatum.

2) Zu Chelles bei Paris.

dabei, als Burgund zuerst unterworfen wurde; an den Eroberungen gegen die Thüringer hat er Theil genommen. Mit Radegundis wollte er sich wahrscheinlich auch deshalb vermählen, um ein näheres Recht auf diesen Thron zu haben. Die Rebellion der Thüringer hat er dann bezwungen, nicht so ganz die der Sachsen, wobei ein Streit zwischen ihm und seinen Mannen ausbrach, die ihn zum Kriege nöthigten. Chlotar I. war Christ; er verschonte und bereicherte die Klöster, welche in jener Zeit die allgemeinen Asyle bildeten. Was waren aber seine religiösen Anschauungen? Die Annahme des Glaubens verbindet sich mit einem trotzigen Selbstgefühl, wenn Chlotar bei seinem Tode ausruft: Wie groß müsse der König des Himmels sein, da er so mächtige Könige wie ihn selbst tödten könne. Dessen Söhne nun waren sehr verschieden von einander. Charibert, der älteste, gab sich dem städtischen Leben der Gallo-Römer, seinen Genüssen und seiner friedlichen Cultur hin; er starb sehr früh, ist aber nicht ganz zu vergessen, da er eine seiner Töchter an einen sächsischen König in Britannien verheirathete, was für die Insel die wichtigsten Folgen nach sich zog[1]). Sigibert, enthaltsam in seinem Leben, hatte doch eine europäische Stellung. Mit den Avaren und den Langobarden verbündet, war er ein gefährlicher Gegner des Kaisers von Constantinopel; in Gallien gab ihm seine enge Verbindung mit den Germanen ein entschiedenes Uebergewicht. Er war nahe daran die oberste Gewalt unter den Franken zu erringen, was die Einheit derselben hergestellt hätte, da Burgund keine Erben hatte, als er von den Dienern Frede-

1) Die Tochter Chariberts, Aldeberga, die auch Bertha genannt wird, vermählte sich mit dem König von Kent, Ethelbert.

gundens ermordet wurde. Chilperich war schon berührt von der romanischen Kultur, aber thatkräftig und ehrgeizig. Er wollte die Vollgewalt des Königs im Innern ausüben; die Franken, die altrömischen Unterthanen, die Geistlichen, alle sollten ihm Gehorsam leisten – darüber wurde er ermordet. Der zweite der Brüder, Guntram von Burgund, hatte insofern vielleicht die schwierigste Stellung, als sein Land die stärksten gallo-römischen Elemente in sich schloß. Aber er wußte zu regieren; er behandelte die Geistlichen als Seinesgleichen, war leutselig gegen seine Mannen, freigebig gegen die Armen. Das unglückliche Ende seiner beiden Brüder erweckte jedoch auch in ihm nicht selten die schwersten Besorgnisse. Eines Tages hat er in der Kirche, als man die Messe las, Ruhe gebieten lassen und zu den Versammelten gesagt: „Ich beschwöre euch, die ihr gegenwärtig seid, mich nicht auch zu tödten, wie meine Brüder getödtet worden sind, damit ich wenigstens meinen Neffen, den ich zum Sohn angenommen habe, auferziehen kann."

Diese Adoption ist eines der wichtigsten Ereignisse dieser Jahre; auch der Ursprung, den sie hatte, ist der Erwähnung werth, da er die allgemeinen Weltverhältnisse berührt.

In den tumultuarischen Irrungen der Könige hat sich einmal eine Partei gebildet, welche sich an einen Sprößling des merowingischen Hauses, Namens Gundobald, der sich nach Constantinopel geflüchtet hatte und von da zurückkam, anschloß. Man beschuldigte ihn, er wolle das burgundische Reich wieder unter die römische Herrschaft zurückbringen. Und so ganz emancipirt von dem östlichen Reiche waren die Franken noch nicht, daß nicht ein Kaiser wie Mauricius den Anlaß ergriffen haben könnte, um wieder

in Gallien festen Fuß zu fassen. Gundobald wurde auf den Schild erhoben und als König anerkannt [1]). Er hielt in allen benachbarten Städten seinen Umritt. Darauf mögen sich die Münzen des Kaisers Mauricius beziehen, die in Arles und Marseille geprägt worden sind. Selbst der Patricius Mummolus gehörte zu dieser Partei. Es scheint, als seien die Austrasier damit ursprünglich einverstanden gewesen. Allein in der austrasischen Politik wechselten immer momentane Annäherungen an das oströmische Reich mit Widerstreben gegen dessen Ausbreitung. In diesem Moment vereinigten sich Austrasier und Burgunder. Der König Guntram ernannte den austrasischen König Childebert, seinen Neffen, indem er ihm die Lanze in die Hand gab, zu seinem Erben. In Folge dessen sah sich die widerstrebende Partei genöthigt, zurückzuweichen. Gundobald wurde von den Anhängern, auf die er vertraute, verlassen und getödtet; sie selbst aber alsdann größtentheils mit dem Tode bestraft, unter ihnen auch Mummolus. Andere empörerische Große, die sich in den beiden Reichen erhoben, Rauching in dem einen, Guntram-Boso in dem anderen, wurden von den Königen ohne viel Mühe übermannt. Das austrasische Königthum wurde nun wieder sehr mächtig. In dem Vertrage, welchen die beiden Könige am 28. November 587 zu Andelot trafen, der schon ein aristokratisches Gepräge trägt, wurde die gemeinsame Aufrechterhaltung des Friedens beschlossen, der zugleich darauf berechnet war, die Ansprüche der höchsten Gewalt und der aufstrebenden Großen zu ordnen [2]). Durch diese Verbindung von Austrasien und Bur-

1) Im Dezember 584 bei dem Vicus Briva Curretia (Brives-la-Gaillarde). Gregor VII c. 10. 11.

2) Löbell, Gregor von Tours S. 183. 189. 191.

gund wurde aber der Haß Fredegundens gegen die austrasische Königin nur verstärkt. Zu wiederholten Malen ging sie mit Mordgedanken um. Sie umgab sich mit Weissagerinnen und heidnischem Aberglauben. Die Mörder, die sie ausschickte, wußte sie erst durch sinnverwirrende Getränke zu betäuben und irre zu machen; so hielt sie sich in der Gewalt. Es ist ein Beispiel ihrer Justiz, daß sie drei Franken von Tournay, die sich ihrem Friedensgebot nicht unterwerfen wollten, zu sich laden ließ; während des Gelages traten drei Schergen hinter sie; auf ein gegebenes Zeichen ließen sie ihre Mordwerkzeuge auf die Köpfe der Schuldigen fallen. Unaufhörlich behielt sie ihre austrasische Feindin Brunhilde im Auge. Sie schickte einen Geistlichen, der sich ihre Gunst erschleichen und sie dann zu Grunde richten sollte, dann ein paar andere, die mit vergifteten Dolchen versehen waren, um den König, auf dem doch die Macht der Gegnerin beruhte, oder sie selbst umzubringen. Endlich wurde sie stark genug, mit einem stattlichen Heer ins Feld zu rücken. Als Guntram und Childebert gestorben waren [1]), griff sie im Jahre 596 die unter Brunhildens Enkeln Theodebert und Theoderich vereinigten Reiche Austrasien und Burgund an und brachte ihren Feinden eine schwere Niederlage bei [2]). Gleich darauf starb sie [3]). Auch Brunhilde aber regierte in Austrasien mit Härte und Schärfe; sie ließ Wintrio, den Herzog von Champagne, tödten. Damit entfremdete sie sich die Gemüther der austrasischen Leudes so sehr, daß diese sie aus dem Lande verjagten. Sie soll an der Grenze allein, ohne Diener und Lebensmittel ausgesetzt worden sein.

1) Guntram im Jahre 593, Childebert im Jahre 596.

2) Fredegar Chron. c. 17.

3) Im Jahre 597.

Mit Hülfe eines armen Menschen, der sich ihrer erbarmte, gelangte sie nach Burgund zu ihrem Enkel Theoderich, der sie mit Freuden aufnahm und an der Ausübung der höchsten Gewalt Theil nehmen ließ [1]). Dadurch wurde nun aber das Bundesverhältniß zwischen beiden Reichen nothwendig gestört, zumal da die Burgunder einen Krieg gegen Neustrien auf eigne Hand glücklich durchführten; der König von Burgund zog in Paris ein. Ueberhaupt wurde Burgund so mächtig, daß es die Eifersucht der benachbarten germanischen Fürsten erweckte. Auch Theoderich von Burgund vermählte sich mit der Tochter eines Königs der Westgothen, schickte sie aber unberührt, ihrer Schätze beraubt, dem Vater zurück.

Wir erfahren, daß hierauf zwischen den Königen der Westgothen, der Langobarden, der Austrier und Neustrier eine Coalition gegen Burgund geschlossen worden ist, die aber keinen Erfolg hatte. Brunhilde, die auch hier mit gewohnter Gewaltsamkeit alle Gegner niederschlug, hatte in dem Majordomus Protadius einen thätigen und geschickten Freund an ihrer Seite. Unter ihrem Zusammenwirken geschah es, daß die Burgunder einen Angriff auf Austrasien unternahmen; doch ließen sich die burgundischen Heerführer nur sehr ungern dazu herbei, und als die Heere einander gegenüberstanden, regte sich in ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit beider Reiche. Sie erschlugen Protadius; denn es sei besser, daß einer sterbe, als daß die Völker sich unter einander zu Grunde richteten [2]). Tiefgekränkt dadurch suchte nun Brunhilde alle die zu verderben, denen sie das Unglück des

1) Im Jahre 599.
2) Im Jahre 605.

Protadius zuschrieb. Ihre Grausamkeiten waren die der Fredegunde werth. Eben in deren Sohn aber fanden jetzt die Burgunder einen Verbündeten, der ihnen das Versprechen gab, sich in ihren Kampf mit den Austrasiern nicht zu mischen. Hiedurch verstärkt rückten nun die Burgunder unter Führung der Brunhilde, die ihrem Enkel in Burgund versicherte, daß Theodebert in Austrasien gar nicht sein Bruder, sondern aus einem Concubinat entsprungen sei, gegen denselben zu Felde.

Wahrscheinlich hat diese Vermuthung sich auch bei den Austrasiern geregt; sie leisteten ihrem König nicht mehr so tapfere Dienste wie vordem. Theodebert wurde zuerst bei Toul und als er hierauf überrheinische Truppen, Sachsen und Thüringer an sich gezogen hatte, nochmals bei Zülpich geschlagen und auf der Flucht gefangen genommen [1]). Der Burgunder entkleidete den Austrasier in aller Form seiner königlichen Insignien. Die Burgunder erfochten unter Brunhildens Einwirkung einen vollständigen Sieg; das hatte nun wieder die Folge, daß die Königin dem Chlotar die Bedingungen des Vertrages, unter denen er mit Burgund abgeschlossen hatte, nicht halten wollte. Eine Besitzerweiterung wollte Brunhilde dem Sohne ihrer Feindin nicht zugestehen. Sie schickte ihren Majordomus Warnachar an die überrheinischen Stämme, sie gegen Chlothar aufzureizen [2]).

Ich weiß nicht, ob man den Namen eines Felsblocks auf der Höhe des großen Feldbergs, Brunhildenstein, hierauf beziehen darf. Die austrasisch-burgundische Königin hatte einen Augenblick, wo sie weit in das Innere Deutschlands ihre Macht auszudehnen vermochte. Das mag sich um so tiefer dem Ge-

1) Im Jahre 612. Fredegar Chronicon c. 38.
2) Fredegar, Chronicon c. 40.

dächtniß eingegraben haben, da ihr Schicksal sich unverzüglich auf eine gräßliche Weise vollendete. Weder bei den Burgundern noch bei den Austrasiern hatte ihre Autorität Wurzel geschlagen. Als Theoderich, indem er den Gipfel seiner Macht erstiegen hatte, an einer Krankheit starb[1]), wollten weder die einen, noch die anderen von Brunhilde Etwas hören. Der lange angesammelte Haß entlud sich in einem plötzlichen Abfall. Die Hausmeier Burgunds und Austrasiens machten gemeinschaftliche Sache mit Chlotar. Brunhilde wurde gefangen und vor Chlotar gebracht, der hielt ihr alle ihre Missethaten vor, unter denen die Ermordung einer ganzen Anzahl fränkischer Könige die schwerste war. Hierfür wurde sie, denn eine Fremde war sie doch, zur gräßlichsten Hinrichtung verurtheilt. Sie wurde an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, das davonsprengend ihre Gliedmaßen in Stücke zerriß. Das Schlimmste, was die Franken einst ihren Feinden nachgesagt hatten, verübten sie jetzt selbst an ihrer Königin, der mächtigsten, die es im Abendlande gegeben hatte. Von den vier Urenkeln Brunhildens wurden drei getödtet, einer verschwand im Kloster, denn ihrem ganzen Geschlecht sollte ein Ende gemacht werden. Vom Hause Chlodwigs war nur ein Nachkomme übrig, Chlotar II., der nun Herr und Meister des gesammten Frankenreiches wurde. Das Ereigniß eröffnet in zwiefacher Hinsicht eine neue Aera. Das fränkische Reich bildete wieder eine Einheit, welche, durch keine inneren Entzweiungen beeinträchtigt, zugleich die romanischen und germanischen Landschaften umfaßte. Noch in den letzten Begebenheiten hatte sich die Abhängigkeit der Sachsen und der Thüringer von dem Gesammtreich manifestirt. Zugleich war

1) Im Jahre 613.

in Bezug auf die königliche Macht ein vollkommener Umschwung eingetreten. Die vorgefallenen Akte der Willkür und Gewaltsamkeit hatten eine Reaktion der Geistlichen und Weltlichen hervorgerufen. Wie Chlotar I., so vereinigte auch Chlotar II. das Gesammtreich. Aber welch ein Unterschied ist zwischen beiden Fürsten. Der erste verdankte alles sich selbst und seinem Schwert, der zweite war ein Kind der Umstände. Er war durch die allgemeine Unbotmäßigkeit auf den Thron gehoben. Dieser veränderten Lage entsprechen nun auch die Festsetzungen, die man für die Zukunft traf.

Im Jahre 614 war fast wie in Spanien ein Concil versammelt, auf dem sich auch Weltliche einfanden [1]); es repräsentirte die Einheit des ganzen Frankenreiches und nöthigte den König, Alles zu widerrufen, was zum Nachtheil der geistlichen und weltlichen Großen angeordnet worden war. In einer Perpetua Constitutio wurden nicht allein die Uebergriffe der königlichen Gewalt, die in den letzten Jahren vorgekommen waren, mit einer gewissen Feierlichkeit abgeschafft, sondern es tritt auch eine wesentliche Beschränkung des Königthums hervor. Die Judices, mit welchem Ausdruck die höheren Beamten überhaupt, die eben auch Richter waren, bezeichnet werden, sollen immer in der Provinz angesessen sein, in welcher sie fungiren. Auch die Bischöfe und Großen sollen nur immer solche Beamte einsetzen, die in der Provinz ein-

1) Ich bin von Löning, Geschichte des deutschen Kirchenrechts II, 140 N. 5 doch nicht überzeugt worden, daß sich auf diesem Concil Bischöfe allein befunden hätten. In dem darauf bezüglichen Edict des Königs liest man die Worte (c. 24): deliberationem, quam cum pontificibus vel tam magnis viris optimatibus aut fidelibus nostris in s y n o d a l i c o n c i l i o instituimus (Mansi X. 545). Die Beschlüsse mögen die Geistlichen allein gefaßt haben, die Confirmation ging von dem König und den Großen aus.

heimisch sind; wodurch doch eine Selbständigkeit der Provinzen anerkannt wird, welche für die Folgezeit von unendlicher Wichtigkeit ist. Fügt man hinzu, daß die Freiheit der bischöflichen Wahlen anerkannt und dem Könige nur ein Bestätigungsrecht vorbehalten wird, so sieht man wohl, daß die Macht des Königthums vor einer unabhängigen geistlich-weltlichen provinzialen Bewegung zurücktritt. Verhält es sich nicht so, daß die ständischen Verfassungsformen des europäischen Continents hiermit überhaupt begründet wurden?

Ein andermal hoffe ich hier wieder anzuknüpfen; zunächst aber fasse ich noch die Begebenheiten ins Auge, die der benachbarten Insel eine andere Gestalt gaben.

Sachsen in Britannien.

Britannien war unter den Römern nicht zu der Bedeutung in der Welt gelangt, die ihm seine geographische Lage anwies.

Die Nachbarn waren nicht überwunden, die Seeherrschaft nicht behauptet worden, die Politik der Römer ging nur dahin, das reiche Britannien zur Verstärkung ihrer Macht in Gallien und zur Behauptung derselben in Germanien anzuwenden. Mit der Zeit aber hatte sich dies Verhältniß unhaltbar erwiesen; die romano-britischen Truppen waren nicht gemeint, jede Veränderung, die in der continentalen Römerwelt vorfiel, zu genehmigen. Ihr Sinn ging vielmehr dahin, in die Kämpfe um die höchste Macht, die von den Legionen durchgefochten wurden, selbständig einzugreifen.

Daß an jener Empörung des Marcellinus und Magnentius gegen Constantius die in Britannien angesiedelten Römer Antheil genommen haben, darf man aus dem scharfen und

schrecklichen Strafgericht schließen, welches Constantius über die Anhänger derselben in Britannien verhängte.

Unter Valentinian wurde die Unterordnung gewaltsam hergestellt, nach seinem Tode aber eben so gewaltsam wieder unterbrochen. Wir erwähnten, wie Maximus an der Spitze der britisch-römischen Legionen sich zum Kaiser des Occidents zu erheben die Absicht faßte. Die Niederlage, die er sich zuzog, und sein Untergang müssen die römische Kriegsmacht, wie sie noch auf den britischen Inseln bestand, wesentlich geschwächt und beeinträchtigt haben.

Aehnlich wie Maximus erhob sich Constantinus an der Spitze der römischen Legionen in Britannien. Er bekämpfte den Sohn des Theodosius, wie Theodosius selbst von Maximus bekämpft worden war. Ich möchte die Behauptung wagen, daß für das Bestehen der römischen Herrschaft in Britannien nichts verderblicher war, als der Versuch der Legionen, gleichsam ein abendländisches Reich dem Hause des Theodosius gegenüber zu errichten. Die Kraft der Besatzungen, welche Britannien unterworfen hielten, wurde dadurch durchbrochen. Honorius sah in den Briten, die sich gegen Constantinus auflehnten, gleichsam seine Verbündeten; er überließ, so berichtet die Ueberlieferung, die im Allgemeinen nicht verworfen werden kann, Britannien sich selbst. Dadurch wird es sich aber erklären lassen, daß die eingeborenen Briten ohne Rücksicht auf die allgemeinen Anordnungen des Reiches sich selbst bewaffneten und kriegerisch organisirten. Honorius entließ sie nicht etwa aus dem Gehorsam, aber er erinnerte sie, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen[1]). Das war aber eine

1) Ὁνωρίου γράμμασι πρὸς τὰς ἐν Βρεττανίᾳ χρησαμένου πόλεις φυλάττεσθαι παραγγέλλουσι. So Zosimus VI. c. 10, 2.

fast hoffnungslose Aufgabe, hauptsächlich deshalb, weil die Seeherrschaft indessen an die Germanen übergegangen war; diese aber erschienen unter dem Namen der Sachsen.

Die Sachsen hatten schon zur Zeit des Carausius Antheil an dem Versuche desselben genommen, Britannien von dem Continent unabhängig zu machen, ein Versuch, der damals scheiterte, aber doch das Emporkommen der Sachsen befördert hat. Deren Name begriff zunächst die Germanen an der Küste der Nordsee, welche auf der See erschienen und nun die Herrschaft auf derselben erlangten.

Bereits im Anfang des 5. Jahrhunderts finden wir einen Küstenstrich in Gallien und Britannien als Litus Saxonicum bezeichnet, wobei nicht viel darauf ankommt, ob man Maßregeln zur Abwehr gegen die Sachsen darin zu erkennen hat oder schon eine Besitznahme der Sachsen selbst voraussetzen darf[1]). Denn aus dem Einen und dem Anderen geht die Ueberlegenheit der Sachsen in diesen Gewässern hervor. Sie waren mächtig zu beiden Seiten des Canals.

Die Britten sind nur einen Augenblick fähig gewesen, sich der Gegner zu erwehren, zumal da zugleich die Feindseligkeiten der nördlichen Einwohner der Insel, Picten und Scoten, welche die Römer vergeblich zu dämpfen gesucht hatten, wieder losbrachen.

Auch hier befinden wir uns auf dem Confinium der Geschichte und der Sage, und da die erste so überaus dunkel ist, so verdient wohl auch die letztere eine Erwähnung.

Mit der soeben ausgesprochenen historischen Ansicht stimmen die einheimischen Traditionen insofern überein, als

1) Nach den Worten der Notitia dign. (vergl. Böcking II S. 547) ist das Erste bei weitem wahrscheinlicher.

sie die Entblößung Britanniens von den römischen Truppen ebenfalls an das Unternehmen des Maximus anknüpfen. Dann aber fügen sie sagenhafte Phantasiegebilde hinzu. Die von den Nachbarn gefährdeten Landeseinwohner sollen sich um Hülfe nach Rom gewendet und sie auch erlangt haben.

Darüber sind zwei Traditionen vorhanden. Nach der einen bei Nennius haben die Römer, durch Geschenke und Versprechungen bewogen, ein wohlausgerüstetes Heer unter militärischen Anführern nach Britannien geschickt und die Britten gerettet. Diese aber können die Autorität der Römer doch nicht ertragen, sie tödten die ihnen zurückgelassenen Führer. Abermals bedrängt schicken sie wieder nach Rom, das ihnen nochmals Hülfe leistet, dann aber wären die Römer mit den Schätzen von Britannien von dannen gezogen.

Die andere Tradition bei Gildas und Beda läßt die Römer ebenfalls zweimal zu Hülfe gegen die Nachbarn in Britannien erscheinen. Sie bauen ihnen einen Wall, zuerst einen wenig haltbaren, dann, da dieser überschritten wird, einen festen, steinernen, welchen sie der Obhut der Britten selbst, denen sie auch die nöthigen Waffen hinterlassen, anvertrauen.

Bei beiden Traditionen herrscht, wie man leicht sieht, eine Erinnerung an die alte Römerherrschaft vor: bei der ersten sehr im Allgemeinen, bei der andern mit bestimmter Beziehung auf den Grenzwall, den die Römer zum Schutz Britanniens errichteten. Aber die eine und die andere gehört in das Gebiet der an historische Ereignisse anlehnenden Mythenbildung. Ich denke, daß sich davon nicht das Mindeste in die Geschichte aufnehmen läßt. Nicht so ganz darf man eine spätere Mission verwerfen, die an die beiden ersten angeknüpft und in die Mitte des 5. Jahrhunderts gesetzt wird.

Nochmals angegriffen wenden sich die Britten zum dritten Mal an die Römer, und es trifft wenigstens die obwaltenden Verhältnisse, wenn sie sich an Aetius wenden, den Mann, welcher die römische Macht in dem occidentalen Continent damals repräsentirte. An den sollen sie den allmein bekannten Hülferuf gerichtet haben: „Die Barbaren jagen uns zum Meer, das Meer zu den Barbaren. Wir werden entweder erwürgt oder ertrinken." Die Epistel, in der das vorkommt, trägt ganz die Farbe der gallischen Latinität jener Zeit, sie ist nicht gerade gut verbürgt, aber ihr Inhalt trifft mit dem Zustand der Epoche wohl zusammen. Zu begreifen ist ja, daß in der damaligen Lage der Dinge bei dem ausbrechenden Kampfe mit Hunnen und Vandalen die Römer dem entfernten Britannien keinen Beistand leisten konnten. Es erfolgt also, daß sich die Briten nach fremder Hülfe umsehen müssen, und eine solche bieten ihnen die damals seebeherrschenden Germanen dar.

Nach den beiden Traditionen wenden sich die Briten und ihr Fürst, der bald als König, bald als Tyrann erscheint, an die Sachsen.

Nach der einen wird den Sachsen zuerst eine kleine Insel eingeräumt, wovon die andere nichts weiß, aber darin stimmen beide überein, daß die Sachsen in drei Kiulen d. i. langen Schiffen ankamen und bald verstärkt wurden.

Der britische König, so heißt es weiter, habe ihnen Lebensunterhalt und Jahrgelder versprochen; bei ihrer wachsenden Zahl aber sei es unmöglich geworden, das Versprechen auszuführen; er habe sich vor den Ankömmlingen bereits fürchten müssen und einen Bund mit den Picten gegen

sie geschlossen; hierauf sei das Land von den Sachsen in Besitz genommen worden.

Daß dem allen wirkliche Vorgänge zu Grunde liegen, darf man schwerlich annehmen. Einer Berufung der Sachsen aus Germanien bedurfte es nicht. Wenn es denn einmal zwei mit einander kämpfende Elemente auf der Insel gab, so versteht es sich von selbst, daß die Sachsen, die schon mächtig an den Küsten waren, in den Streit hineingezogen wurden. In dem allgemeinen Kampfe, der sich auf der Insel zwischen den Ueberresten der römischen Cultur und den mächtig aufstrebenden keltischen Völkern entspann, erhielten die Germanen, die in denselben eingriffen, die Oberhand über beide.

Es ist in derselben Epoche geschehen, in der sich Italien und Gallien, endlich auch die Westgothen in Spanien der römischen Herrschaft entledigten. Der Untergang des römischen Kaiserthums im Occident, der mit der Ermordung Majorians eintrat, mußte auch auf Britannien zurückwirken. Die Germanen und Sachsen behielten die Oberhand in Britannien, wie die Franken in Gallien, die Rugier und die germanischen Kriegsvölker überhaupt in Italien.

Ueber diese Ereignisse ist uns keine historische Kunde zugekommen. Erst nach anderthalb bis zwei Jahrhunderten erhellt sich das Dunkel. Dann finden wir die Germanen im ausschließenden Besitz des größeren und besseren Theiles des Landes. Den ganzen südlichen Theil, der früher immer in der engsten Verbindung mit dem Continent gestanden, haben die Sachsen in verschiedenen kleinen Königreichen in Besitz genommen. Das alte Venta Belgarum, Winchester[1]),

1) Bekannt ist die Inschrift die sich in den Ruinen von Venta gefunden hat, Corp. insc. lat. VII, S. 15.

ist in den Händen der Westsachsen. Auch das linke Ufer der Themse haben sie inne. Eine der ältesten römischen Colonien ist in den Händen der Ostsachsen. Zwischen Beiden hat sich der Stamm der Jüten angesiedelt. Jenseit des Humber haben sich besonders die Angeln, deren Namen man von einer den Thüringern verwandten Völkerschaft in Mitteldeutschland herleitet[1]), niedergelassen, in so beträchtlicher Anzahl und Macht, daß sie der Insel den Namen gegeben haben. Auch sie sind tief in das Land eingedrungen. Mercia gehört ihnen an.

Ueberall finden wir bei den Sachsen königliche Geschlechter, die ihren Ursprung unmittelbar an die Götter knüpfen, von denen sie nur durch wenige Generationen getrennt sind. Man zeigt unter Anderem den Platz, wo Horsa, der eine jener drei Kiulen geführt hatte, gefallen sei. Aber wie ließe sich diesen Erzählungen irgend ein historischer Werth beimessen, wenn u. A. aus dem Portus Magnus der Römer ein sächsischer Held des Namens Port gebildet wird. Mythologie und jene Art von Geschichte, welche aus Namen und Zahlen Begebenheiten zimmert, stoßen hier unmittelbar zusammen. Von dem alten Götzendienst finden wir eigentlich nur in den Geschlechtsregistern und den Namen der Städte Spuren.

In der Sache liegt, daß Sachsen und Angeln in die engste Verbindung mit den Germanen in den Nordländern traten, wovon die prächtigsten poetischen Monumente, Zeugniß geben. Aber sich selbst überlassen würde Britannien

---

1) So nahm auch unser Jakob Grimm noch an (Geschichte der deutschen Sprache, S. 604), und man darf daran erinnern, daß Thüringer im Anfang des 6. Jahrhunderts als Verbündete der Sachsen erscheinen.

barbarisch geworden sein; nach der Auflösung des römischen Gemeinwesens mußte es ein anderes Band geben, um die Insel mit der alten Kultur zu verknüpfen. Da nun trafen die Sachsen mit dem Christenthum in Britannien zusammen.

In dem römischen Britannien war das Christenthum schon lange zur Herrschaft gelangt, wie wir denn im Anfang des vierten Jahrhunderts britische Bischöfe auf den Kirchenversammlungen finden. Schon bei seiner Einführung hatte sich das Christenthum eng an die Landesreligion angeschlossen. Glastonbury ist ein alter Druidensitz Avallona, so auch das Kloster Bangor; das Druidenwesen setzte sich in dem Bardenorden fort. Man hat in neuerer Zeit angenommen, daß Pelagius Brito, der berühmte Gegner Augustins, mit seiner auf das praktisch-moralische gerichteten Auffassung druidische Grundsätze in das Christenthum getragen habe.

Eine andere Besonderheit entstand dadurch, daß man in Rom seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts sich des alexandrinischen Cyclus bediente, während die britische Kirche an dem alten Cyclus von 84 Jahren festhielt, sodaß hier eine Differenz der Berechnung der Ostern, eines der wichtigsten Feste, entstand. Jedoch nicht auf die den Römern unterworfenen Landschaften beschränkte sich das Christenthum, wie ja schon Tertullian berichtet, es habe sich außerhalb der Grenzen des römischen Reiches ausgebreitet.

Man erzählte, Athanasius habe, aus Aegypten nach dem Abendlande verwiesen, das Christenthum den Scoten und Attacotten gepredigt; ägyptische Mönche seien mit ihm gewesen und von diesen sei dort das Mönchthum begründet, von S. Patrik aber allgemein eingeführt worden.

Eine große Gestalt in der Geschichte des brittischen

Christenthums ist S. Patrik. Die alten Ueberlieferungen lassen ihn, geboren an der Grenze zwischen den Römern und Picten (zu Bannaven unfern Glasgow), schon früher als gefangenen Sklaven nach Irland geführt werden, wo er zum Viehhüten gebraucht worden sei und in einsamer Entfernung von den Menschen Gott gesucht und gefunden habe; befreit, entschließt er sich endlich freiwillig dahin zu gehen. Sehr wahrscheinlich ist, daß Patrik mit dem christlichen Gallien in Verbindung gestanden hat.

Alle Erinnerungen sind darüber einig, daß er im Jahre 432 nach Irland gekommen sei. Wir brauchen nicht präzis an einem Jahre festzuhalten. Es war die Epoche, in welcher überhaupt die direkte römische Herrschaft in Britannien aufgelöst und die Propagation von Cultur und Christenthum den Briten allein anvertraut war.

S. Patrik war ein heiterer Bekehrer. Bei Paukenschlag versammelte er die Leute auf freiem Felde und erzählte ihnen von dem Leben und der Lehre Christi. So ist S. Patrikstag allezeit in Irland mit heiteren Festen begangen worden. Vornehmlich hatte er mit den Druiden zu kämpfen. Ueberall vernichtete er die Götzenbilder durch die Kraft seines Gebetes; ein Druide, der ihn bei der Volksversammlung tödten will, wird durch Feuer vom Himmel verzehrt. In Folge solcher Vorgänge verwandelt sich ein alter Druidensitz in eine erzbischöfliche Kirche (zu Armagh), die Heilquelle des Tempels wird S. Patriksquelle; er überwindet die Wetter-, Kräuter- und Liederzauberinnen durch größere Wunderkraft.

Ein Jahrhundert später finden wir Columban in diesen Regionen, der mit zwölf Gefährten nach Schottland gekommen

sein soll. Er ist ein rechtes Beispiel der Missionsthätigkeit jener Zeit, die von der Insel selbst auf den Continent zurückwirkt. Von Bangor ging er nach Gallien, noch bei Lebzeiten Gregors von Tours, um den Katholiken bei der Bekämpfung des Arianismus beizustehen. Guntram von Burgund gewährte ihm eine Freistätte für seine klosterähnlichen Einrichtungen in den Vogesen, von da aber entwich er nach Neustrien unter Chlotar II. In Folge der Siege desselben ging er zu den heidnischen Alemannen nach Bregenz, von dort zu der Königin Theudelinde und ihrem Gemahl Agilulf. Hier fand er eine Freistätte für Gottesdienst und gelehrte Ausbildung in dem Kloster Bobbio. Nach allen Seiten hin ist er überaus wirksam, nur seiner Einwirkung auf die Angelsachsen geschieht keine Erwähnung.

Was hätte bei diesem propagandistischen Eifer der Briten natürlicher geschienen, als daß die Sachsen das Christenthum von denselben annehmen würden. Dem aber setzte sich die nationale Feindschaft, die aus der Eroberung selbst entsprang, schlechterdings entgegen; von einer ganz anderen Seite ist die Bekehrung der Angelsachsen ausgegangen.

Von altersher seit den Zeiten der Völkerbewegung werden Franken und Sachsen nebeneinander genannt. Wir gedachten des abenteuerlichen Kriegszuges, wo an der unteren Loire Franken und Sachsen bei einem Angriff auf Gallien zusammen erschienen. Die Nachkommen nun des damaligen Königs der Franken waren in Folge des Uebertritts zum Christenthum Meister von Gallien geworden. Ein Enkel Chlodwigs, Charibert, beherrschte damals das vornehmste der merowingischen Königreiche, Paris, das auch die nördliche Seeküste umfaßte. Mit diesem trat einer der Sachsenfürsten, welcher

eines der ansehnlichsten Gebiete diesseits der Humber, das ganze südliche Britannien beherrschte, Ethelbert von Kent in die engste verwandtschaftliche Verbindung. Er verheirathete sich mit der Tochter desselben, Bertha. Ihr Vater aber hätte sie inmitten einer wundergläubigen Capitale nicht ohne weiteres dem benachbarten Herrscher vermählen dürfen. Er bedang sich aus, daß sie den christlichen Gottesdienst in der neuen Heimath ausüben dürfe[1]).

Dazu diente ihr dann eine noch aus den römischen Zeiten herrührende Kirche in der Nähe von Canterbury. Die Königin, der Bischof, der sie begleitete, und ihre Umgebung waren hienach die ersten, welche das Christenthum in Britannien wieder erneuerten.

Dem König wird es nicht möglich gewesen sein, in Widerspruch mit seiner Nation den christlichen Glauben anzunehmen. Dazu bedurfte es einer besser autorisirten Mission, die von Gregor dem Großen ausging.

Wer kennt die Erzählung nicht, daß Papst Gregor einst junge angelsächsische Sklaven auf dem Markte gesehen, sich ihres hellen lichten Aussehens gefreut — wie Engel des Himmels erschienen sie ihm — und beschlossen habe, auch ihre Seelen aus der Finsterniß zu erretten.

Der römische Mönch Augustin ward im Voraus zum Bischof von England bestimmt und dahin geschickt. Den fränkischen Königen wurden die Missionare empfohlen. Fränkische Dolmetscher vermittelten das Verständniß zwischen den Missionaren und den Angelsachsen.

---

1) Beda H. eccl. I c. 26: ea conditione a parentibus acceperat, ut ritum fidei ac religionis suae cum episcopo quem ei adjutorem fidei dederant nomine Liudhardo, inviolatum servare licentiam haberet.

König Ethelbert, noch Heide, empfing sie 596 zuerst auf einer Insel, nicht in seiner Stadt, noch in einem Hause; er soll besorgt haben, von ihnen bezaubert zu werden, aber er gewährte ihnen Gastfreundschaft.

Er selbst trug Bedenken, sich von seinem altsächsischen Götterdienst zu trennen, aber er gestattete den Missionaren, im Lande zu predigen und das Volk für den neuen Glauben zu gewinnen. Wir bemerken den Unterschied zwischen der angelsächsischen Bekehrung und der fränkischen. Chlodwig erfüllte ein Gelübde, das er in der Schlacht gethan, seine Mannen folgten nach. Ethelbert ließ zuerst die Missionare ihre Lehre verkündigen. Ihre erste Station nahmen sie in jenem Heiligthum, das der Königin überlassen war. Dann zogen sie mit dem silbernen Kreuz und dem Bild des Erlösers in Canterbury ein. Die Bekehrung hatte schon in dem Volk Wurzel geschlagen, ehe der König übertrat. Nicht ein Landesbischof taufte ihn, sondern ein aus der Fremde herbeigekommener Missionar, der erst nachträglich zum Bischof geweiht wurde[1]).

Die Klugheit der Missionare, welche die Tempel nicht zerstörten, sondern nur umweihten, trug nicht wenig zur Ausbreitung des Christenthums bei. Vielleicht war auch das priesterliche Ansehen, das dem König die alte Religion gewährte, den raschen Erfolgen der Mission in England förderlich. Diese selbst bekam durch die inneren Gegensätze in England zugleich ein kriegerisches Moment. Da die Briten sich weigerten, Augustin als ihren Oberen anzuerkennen, so soll er ihnen gesagt haben: „Da ihr nicht Frieden wollt mit den Brüdern, so sollt ihr Krieg haben mit den Feinden“.

1) Beda Hist. eccl. I c. 23 u. 26.

Man will wissen, daß ein Anfall, den ein noch heidnischer Führer der Angelsachsen auf die Mönche von Bangor machte, wobei er ganze Schaaren von ihnen niederhieb, auf Veranlassung Augustins geschehen sei[1]).

Wie Augustin in Kent, wirkte in Northumberland unter den Angeln Paulinus. Die Veranlassung der Aufnahme christlicher Missionare war hier ungefähr dieselbe wie in Kent. Der König des Gebietes, Edwin, warb um die Hand der Ethelberga, Tochter jener fränkischen Bertha und des Königs Ethelbert von Kent. Sie wurde ihm aber versagt, weil es ungeziemend sei, die christlichen Sacramente durch Gemeinschaft mit heidnischem Götterdienst zu beflecken.

Edwin machte sich anheischig, sie in Ausübung ihres Gottesdienstes nicht zu stören und ließ hoffen, daß er selbst übergehen würde. Hierauf konnte Ethelberga mit ihrem bereits christlichen Gefolge dorthin ziehen. Unter den Priestern, die sie begleiteten, war der vornehmste Paulinus, der in Canterbury zum Bischof geweiht wurde und die Bekehrung von Northumberland unternahm. Unter all den blonden, lebensfrohen Germanen machte die Erscheinung des schwarzhaarigen, mageren, hochgewachsenen Missionars, der aber etwas gebückt einherging, einen besonderen Eindruck. Er erschien, wie Beda sagt, ehrwürdig und furchtbar. Edwin, bei dem auch noch andere Motive, namentlich ein glänzender Sieg über die Nachbarn, mitgewirkt zu haben scheinen, nahm das Christenthum an. Sein Oberpriester selbst wurde dazu gestimmt, eine hölzerne Kirche zu York trat an die Stelle des heidnischen Idols.

1) Im ersten Capitel meiner Englischen Geschichte habe ich noch einige verwandte Züge beigebracht, die ich hier nicht wiederholen will.

Edwin wird bei Beda als großer und wohlthätiger Regent geschildert, unter dem England eine allgemeine Sicherheit genoß [1]. Noch war jedoch das angelsächsische Britannien weder in sich selbst einig, noch gegen die nördlichen Feinde gesichert.

Ein Neffe Edwins, Oswald, hat zuerst die allgemeine christliche Idee in den Kämpfen gegen die nördlichen Nachbarn zur Geltung gebracht [2]. Er erfocht unfern der römischen Grenzmauern einen Sieg unter der Fahne des Kreuzes [3].

Er trat dann als König zugleich der Picten, Scoten, Briten und Angeln auf. In Erinnerung an die Römer, aber im vollen Gefühl seiner Unabhängigkeit, nannte er sich Imperator des gesammten Britanniens.

Doch fand auch das Heidenthum noch einmal an Penda von Mercia einen kraftvollen Repräsentanten. Dieser Fürst war, bereits fünfzigjährig, zur Herrschaft gekommen; sein Land war mehr mit britischen Elementen erfüllt, als die anderen, aber fortwährend finden wir ihn schlagen, fünf Könige hat er besiegt, unter ihnen jenen Oswald. Dem nun setzte sich Oswin, der Bruder Oswalds entgegen; es kam am 15. November 655 an dem Flusse Winwaed (jetzt Broad-Are) zur Schlacht. Oswin hatte nur eine kleine Schaar, aber er gelobte, wenn er siege, zwölf Klöster zu erbauen und seine Tochter dem Klosterleben zu widmen. Er siegte vollständig; der größte Theil der Feinde kam in der Schlacht oder in dem angeschwollenen Flusse um.

---

1) Beda, H. eccl. l. II c. 17: Tanta autem eo tempore pax in Britannia quaquaversum imperium regis Aeduini pervenerat, fuisse perhibetur, ut sicut usque hodie in proverbio dicitur.

2) Beda, Hist. eccl. III, 6.

3) Im Jahre 635.

Hierauf wurde das Christenthum auch in Mercia fest begründet; aber noch war nicht entschieden, ob die Form der britischen Religionsübung, welche noch immer viele Anhänger zählte, oder die römische die Oberhand in den angelsächsischen Kirchen behaupten würde. Um den Streit zu entscheiden, berief Oswiu, der über die Frage des Osterfestes einen von seiner eigenen Gemahlin verschiedenen Ritus beobachtete, im Jahre 664 eine Synode von beiderlei Geistlichen, die nun ihre Gründe und Beweise gegeneinander vorbrachten. Der König entschied, freilich auf einen Grund hin, der nicht frei von Aberglauben war. Den größten Eindruck machte es auf ihn, daß dem heiligen Petrus die Schlüssel des Himmels anvertraut seien; er wolle dereinst nicht vergeblich an die Pforte des Himmels klopfen. Diesem naiven Glauben trat jedoch noch ein anderes Motiv von unleugbarem Gewicht zur Seite. Es bestand darin, daß in Gallien und Italien und über den ganzen Orient hin der römische Gebrauch vorwaltete; von dieser großen Gemeinschaft dürfe man sich nicht trennen und einen Ritus annehmen, der nur auf zwei vereinzelten Inseln und auch auf diesen nicht durchweg beobachtet werde[1]). Eben das aber entsprach der Idee. Die Angelsachsen wollten sich der großen Kirchengemeinschaft, welche die Welt beherrschte, anschließen, nicht mit den Britten

1) Im Namen des Agilbert, Bischof v. Wessex, spricht der alte Uilfrid, Beda, H. eccl. III, 25 (Mon. hist. Brit. I S. 201 A): Pascha quod facimus, vidimus Romae, ubi beati apostoli Petrus et Paulus vixere, docuere, passi sunt et sepulti, ab omnibus celebrari. hoc in Italia, hoc in Gallia, quas discendi vel orandi studio pertransivimus ab omnibus agi conspeximus; hoc Africam, Asiam, Aegyptum, Graeciam et omnem orbem quacumque Christi ecclesia diffusa est per diversas nationes et linguas uno ac non diverso temporis ordine gerere comperimus.

Gemeinschaft machen, deren beschränkte Nationalität ihnen gegenüber stand.

Hierauf wurde nun von dem römischen Bischof ein Erzbischof nach Canterbury geschickt: Theodor von Tarsus; ein Mann der zugleich als der Gründer der literarischen Cultur und der Hierarchie in England betrachtet werden kann. Durch ihn ist die Verbindung der romanischen Welt mit England befestigt worden.

Auf diese Weise nun ist das römische Britannien von einem germanischen Stamme eingenommen worden. Die Angelsachsen haben es den Römern nicht etwa abgerungen; deren Macht war durch die continentalen Kämpfe bereits unfähig geworden, die höchste Autorität im Lande geltend zu machen; die Sachsen erwarben dieselbe in den inneren Kämpfen mit den Eingeborenen des Landes. Aber die Weltstellung Britanniens wurde dadurch von Grund aus verändert. Alle seine Kräfte waren sonst dem Continent in einer oder der anderen Weise zu Gute gekommen; jetzt war es auf sich selbst beschränkt und angewiesen. Und worauf es am Meisten ankam: es gerieth in die Hände einer seefahrenden Nation. Die britannischen Inseln näherten sich der Stellung, die ihre geographische Lage ihnen anweist. Was wäre wohl erfolgt, wenn die Eroberer nur ihren Instinkten von ehedem, ihrem einheimischen Glauben zugethan geblieben wären? Sie schlossen sich der Religion an, welche als die Religion des Menschengeschlechtes ursprünglich begriffen worden war.

Schlußwort.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die Gesammtentwickelung des germanischen Lebens in seinen Beziehungen zum römischen Reich.

Im 4. Jahrhundert war das Imperium, welches noch immer die Welt zu umfassen meinte, im vollen Besitz seiner administrativen und militärischen Autorität. Im Inneren gerieth es jedoch in eine religiöse, nach Außen in eine nationale Verwickelung, deren Ausgang seine Zukunft bestimmen mußte. Der Kampf der Religionen war noch keineswegs ausgefochten. Aber überdieß trat in der christlichen, zu welcher die Kaiser sich nunmehr bekannten, ein Streit der Confessionen ein. Es war die Zeit der genialen Productivität der Theologie: was die tiefsten Geister auf dem Grund der Schrift gedacht hatten, wurde dann durch die Concilien sanctionirt. Dem aber konnte sich auch das Kaiserthum nicht entziehen; der Allgewalt des Imperiums gegenüber erhob sich die orthodoxe Lehre, die in der Kirche die Oberhand behielt, zu einer Macht, welcher die Kaiser, mochten sie an sich dazu geneigt sein oder nicht, durch den Wechsel der Ereignisse genöthigt, accedirten. In der Verbindung der Geistlichkeit mit dem Imperium bildete sich der griechisch-römische Katholicismus,

welcher die Abweichungen des Arianismus von sich ausstieß. Noch war dieser Zwiespalt im vollen Gange, als die Germanen, welche den Arianismus in der Zeit, in der sich die Kaiser noch zu demselben bekannten, angenommen hatten, in das römische Reich eindrangen. Die Vandalen haben sich ausdrücklich auf das Concil von Rimini bezogen. Wie ganz anders war das seitdem geworden. Die Arianer erschienen als Gegner der Orthodoxie, der sich die Kaiser anschlossen. Wenn sie nun in dem römischen Reiche Eingang fanden, so lag darin nicht allein ein nationaler, sondern ein kirchlicher Gegensatz gegen die höchsten geistlichen und kirchlichen Gewalten.

Dies große Ereigniß, das Eindringen der Germanen in das römische Reich, brauchen wir aber, wenn ich daran erinnern darf, nicht aus entfernten Völkerbewegungen herzuleiten, obwohl diese Einfluß darauf hatten. Es war in der Hauptsache eine Fortentwickelung der germanischen Geschichte überhaupt. Die erste Epoche derselben umfaßt die Invasion der Römer in Germanien und deren Zurückweisung; die zweite den Jahrhunderte andauernden Streit an dem römischen Limes. Diesem gehören die beiden noch vom Dunkel der Sage umgebenen Gestalten der alten gothischen Stammeshäupter an: Hermanarich, der ein Eroberer, Athanarich, der ein friedlicher Fürst in dem bereits eingenommenen Gebiete war. An eben diese knüpft sich dann die dritte Epoche, die der Invasion der Germanen in das römische Gebiet. In der Ausbildung und Ausbreitung ihrer Macht fanden die Gothen kraftvolle Nebenbuhler aus anderen Stämmen; Unglücksfälle traten ein, Mißhelligkeiten brachen aus, in deren Folge sie gezwungen wurden, die römischen Grenzen zu überschreiten.

Sie traten anfangs als Verbündete der Römer auf, was dadurch begünstigt ward, daß noch ein Kaiser ihres Bekenntnisses auf dem Throne saß; aber eben mit diesem geriethen sie in einen nationalen Widerstreit, durch den er vernichtet wurde. Und da sie nicht wieder vertrieben werden konnten, so gewann es der Nachfolger des geschlagenen über sich, sich mit ihnen zu verständigen und sie in seinen Dienst aufzunehmen. Aber dieser Nachfolger gehörte dem entgegengesetzten Bekenntniß an. Es war Theodosius, welcher demselben das Uebergewicht im Reiche verschaffte. Unter den Gothen lebte eben damals Ulfilas, der die Urkunden des christlichen Glaubens übersetzt und dadurch der Religion bei seinem Volke eine nationale Grundlage gegeben hat. Diese Verbindung nun zwischen zwei entgegengesetzten Nationalitäten und Confessionen schürzt den Knoten für die späteren Ereignisse.

Unter den in das römische Gebiet übergetretenen Gothen, die sehr bald ihr Uebergewicht im Gebrauch der Waffen inne wurden, traten dann zwei in sich entgegengesetzte, aber doch wieder gleichartige Tendenzen hervor. Die einen, die im regelmäßigen Dienst standen, meinten sich der neuen Reichshauptstadt Constantinopel bemächtigen zu können, nicht etwa um sie zu zerstören, sondern um eine gebietende Stellung, der kaiserlichen zur Seite, einzunehmen — wir sahen, wie Gainas bei einem Versuche dieser Art scheiterte. Die anderen unternahmen, sich in dem westlichen Reiche feste Sitze zu suchen; Alarich, der vor Allem daran dachte, eine unabhängige militärische Würde zu erlangen, wurde unter unaufhörlichen Verhandlungen bis vor das alte Rom geführt und nahm es wirklich ein. Aber Rom wurde damals durch seine Hülfsbedürftigkeit selbst gerettet, weder die Umgegend

der Stadt noch auch Italien überhaupt bot den Gothen eine feste Position dar, in der sie sich zu behaupten oder auch nur die erforderlichen Lebensmittel zu erlangen hätten hoffen dürfen. Wie Gainas vor dem neuen, so mußten die Kriegsgenossen Alarichs vor dem alten Rom zurückweichen. Wenn der Nachfolger Alarichs, Ataulf, wirklich sich mit dem Gedanken getragen, wie man von ihm sagt, Gothen und Römer zu Einem Reiche zu vereinigen, so ist es umsomehr anzuerkennen, daß er, da derselbe sich unausführbar erwies, eine andere Idee faßte, die wirklich ausgeführt wurde. Ataulf war nicht so bereit, in jedem Augenblicke zu schlagen, wie sein Vorgänger. Er nährte die umfassendsten Pläne, immer jedoch entweder durch Vertrag oder durch Unterhandlungen mit dem Kaiserthum verbündet. Indem er dessen Autorität in Gallien rettet, sucht er sich dem regierenden Hause durch eine Vermählung zu nähern. Hierauf sich stützend, macht er dann den Versuch, ein abgesondertes Gebiet im südlichen Gallien für sich und seine Gothen zu erwerben. In den Bezirken, die er zuerst an sich zu bringen trachtete, hat sich später wirklich das westgothische Reich erhoben.

Indeß waren andere Stämme mit ähnlichen Absichten in die occidentalischen Provinzen vorgedrungen, von denen die einen im östlichen Gallien, die anderen jenseits der Pyrenäen feste Sitze erlangten, unter Einwilligung der Provinzialen, die in dem allgemeinen Sturme lieber eine Abkunft mit dem Feinde schließen als seinen Plünderungen ausgesetzt und zugleich dem Gebot der römischen Staatsverwaltung unterworfen sein wollten. Aus diesen aber ging nun eine neue Generation hervor, die unter den Impulsen der kriegerischen Wanderlust und der Verwirrung der westlichen Hälfte des römischen Reiches noch bei Weitem selbständiger auftrat. Ein germanisches

Volksheer setzte nach Afrika über und nahm die Landschaften ein, in welchen Karthago geblüht hatte, mächtig zur See und zu Lande. Eine Individualität stand an seiner Spitze, welche dieser Stellung vollkommen gewachsen war, der König Gaiserich, ein Mann von nie ruhendem kecken Unternehmungsgeist und treffender Erwägung sowohl der äußeren Verhältnisse zu Griechenland und Italien als der inneren Bedingungen einer dauernden Landesverwaltung, grausam und barbarisch, zugleich aber intelligent und entschlossen. Wie sehr verschwinden Masinissa und der spätere Hasdrubal gegen ihn; mit Hannibal freilich dürfte man ihn nicht vergleichen.

Bei dem zweifelhaften Verhältniß, das sich dergestalt zwischen Römern und Germanen entwickelte, trat das große Völkeroberhaupt auf, das der hunnischen Macht, die sich neben den beiden streitenden Weltelementen erhoben hatte und beide bedrohte, ein historisches Gewicht gab. Die Germanen theilten sich zwischen Attila und dem damaligen Führer der Römer, Aetius. Sowohl die Einen als die Anderen, die Führer der Ostgothen, Gepiden, Heruler auf der einen, die der Westgothen und Burgundionen auf der anderen Seite erschienen in untergeordnetem Verhältniß; ehrenwerth und tapfer, aber nicht selbständig. Das Meiste leisteten die, welche sich den Römern angeschlossen hatten. Und diese nun behielten auch die Oberhand. Attila ging zu Grunde. Bei dem Falle Attilas traten aber auch die, welche mit ihm verbündet gewesen waren, in ihrer Selbständigkeit wieder hervor und nahmen von Osten her eine eben so drohende Stellung gegen das römische Reich, wie die anderen im Westen. Unter diesen ist ohne Zweifel der bedeutendste der westgothische König Theoderich, der die Verbindung

seines Stammes mit den Römern in einer ernstlichen Gefahr vollzieht und sich dadurch erst vollkommen einbürgert und eine feste Stellung in Gallien gewinnt. Ihre gemeinschaftliche Macht richtete sich gegen die in Afrika aufkommenden Vandalen. Da vollzog sich nun in dem westlichen Reiche jenes unselige Ereigniß, welches dem in Rom residirenden Zweige des theodosischen Hauses ein Ende machte. Durch dies Ereigniß und die Folgen, die es nach sich zog, wurde auch die Stellung der Germanen zum Reich wesentlich verändert. Die ersten Festsetzungen der Germanen in den römischen Provinzen waren unter Connivenz und selbst unter Theilnahme der regierenden Gewalten geschehen, immer unter dem Vorbehalt der obersten Autorität des Kaiserthums. Selbst die Vandalen, welche durch Parteiungen unter den römischen Machthabern veranlaßt eigenmächtig vorgedrungen waren, sind begierig, sich mit dem Hofe von Ravenna zu verbünden.

Nach dem Abgang dieses Hauses waren die Germanen nicht gemeint, die Autorität, die sich jetzt wieder in Constantinopel concentrirte, in der alten Weise anzuerkennen und nahmen eine, wenn auch nicht ausgesprochen, doch factisch unabhängige Stellung neben demselben ein.

In Italien traten die Befehlshaber germanischer Milizen auf, welche zugleich römische Patricier waren und die natürliche Tendenz hatten, alle Einwirkungen, welche von dem Imperium in Constantinopel ausgingen, abzulehnen. Dem ersten, Ricimer, war es widerwärtig, Imperatoren neben sich zu sehen, deren Ernennung sich von Griechenland oder vom römischen Senat herschrieb: er warf sie alle nieder. Dem zweiten, Odoaker gelang es, sich mit dem Senat zu vereinigen und gegen Constantinopel eine solche Stellung zu nehmen, daß man es

dort aufgab, Italien unmittelbar zu beherrschen. In Odoaker erschien zuerst die Idee eines unabhängigen Italiens inmitten der kämpfenden Weltmächte. Als Patricius hat er den politischen Gedanken einer regelmäßigen Einrichtung von Italien umsichtig und energisch aufrecht erhalten. Aber seine Stellung litt an einem anderen Mangel. Dadurch, daß er mit den benachbarten germanischen Fürsten, welche Könige alter Herkunft waren, in Streit gerieth und die Interessen des römischen Reiches gegen sie geltend machte, gerieth er in Verwicklungen, die eine stärkere Macht über ihn hereinzogen, als die seine war. Um seine Blutsverwandten, die rugischen Könige, an Odoaker zu rächen, erhob sich der König der Ostgothen, Theoderich, gegen denselben. Durch die Haltung, die er in den inneren Entzweiungen und äußeren Verhältnissen des constantinopolitanischen Reiches einnahm, hatte er sich nicht allein feste Sitze, sondern ein überwiegendes Ansehen verschafft, sodaß der damalige Kaiser seinem Verlangen, gegen Italien zu ziehen, nicht widerstreben konnte noch mochte. Aus beiden Motiven, der Feindseligkeit gegen Odoaker und der Verbindung mit Constantinopel, ging das Unternehmen Theoderichs gegen Italien hervor. Bis zur Ermordung Odoakers war und blieb er vollkommen Germane. Nach erfochtenem Siege setzte er sich vor, die Institutionen, auf welchen das römische Reich beruhte, und seine Cultur aufrecht zu erhalten, damit aber die Herrschaft eines kriegerischen Stammes und seines Geschlechtes zu verbinden. Durch die Ruhe und Folgerichtigkeit, mit der er sein Ziel verfolgte, ist er unsterblich geworden; er erscheint als der Sospitator der lateinischen Cultur in Italien und zugleich als das Oberhaupt aller germanischen Völkerschaften, ein weströmischer Kaiser — ohne diesen Titel, aber

thatsächlich[1]). Er wußte das Bestehen einer eingedrungenen Kriegsmacht mit dem Bedürfniß des Landes zu vereinigen. Die vornehmste der Schwierigkeiten, auf die er stieß, war die Differenz des Bekenntnisses der italienischen Landeseinwohner und seiner Germanen. Da er aber durch seine Macht selbst den Besonderheiten der Confession, zu der sich die Lateiner den Griechen gegenüber neigten, Genüge that, so behauptete er sich ein Vierteljahrhundert lang in vollem Besitz der Gewalt.

Nun aber waren neben den gothischen und ostgermanischen Völkerschaften in dieser Zeit auch die westgermanischen in mannichfaltig abwechselnde Beziehungen zu dem römischen Reiche getreten. Die ersten Angriffe der Franken und Sachsen unter einem Führer, der ursprünglich selbst von den Franken herstammte, waren von Constantius zurückgeschlagen worden. Bald darauf traten aus den fränkischen Kriegsvölkern selbst Oberhäupter hervor, die sich im römischen Kriegsdienst Namen und Einfluß erwarben: Merobaudes, Arbogast, jener Bauto, dessen Tochter den Thron von Constantinopel bestieg. Nicht auf immer aber ließ die allezeit kampfbereite Nation sich durch ein ähnliches Verhältniß befriedigen. Verkennen wir nicht, die Umstände machten es unmöglich und luden sie zu größeren Unternehmungen ein. Daß das römische Reich keine feste Repräsentation im Occident hatte, daß Italien selbständig wurde, eröffnete den Franken den Weg zur Eroberung von Gallien. In Chlodwig fanden sie dann einen Fürsten, der seine Lage vollkommen verstand. Er schuf für sein Reich eine zwiefache, nationale Grundlage, indem er das Christenthum

1) Von der Stellung in Italien hat das schon Procop gesagt (Goth. I, 1: λόγῳ μὲν τύραννος ἔργῳ δὲ βασιλεὺς ἀληθής).

im Gegensatz gegen die arianischen Abweichungen annahm, gewann er die romanische Bevölkerung und ihre geistlichen Vorsteher für sich, und dabei blieb er, da seine Herrschaft zugleich unvermischte germanische Population enthielt, mit dieser in unterbrochener Gemeinschaft. Das orthodoxe Christenthum vereinigte die widerstrebenden Elemente unter seinem Scepter. Nur durch die Ueberlegenheit des ostgothischen Königs wurde Chlodwig abgehalten, weiter zu greifen, so daß die germanische Einheit ihrem Gegensatz zum Trotz bis auf einen gewissen Grad zur Erscheinung gelangte. Von vornherein läßt sich nicht behaupten, daß dieser Zustand unhaltbar gewesen wäre, vorausgesetzt, daß der Ostgothe Theoderich würdige Nachfolger gefunden hätte. Das allgemeine Leben der Germanen würde an ihnen einen Stützpunkt und die weiteste Ausdehnung so im europäischen Osten, wie vielleicht im afrikanischen Süden gefunden haben; die Balkanländer, die Theoderich noch größtentheils behauptete, würden in germanischen Händen geblieben sein. Aber nicht allein die allgemeinen Tendenzen entscheiden in dem Fortgang der Geschichte; es bedarf immer großer Persönlichkeiten, um sie zur Geltung zu bringen. Zwei Ereignisse trafen zusammen: Theoderich starb, ohne einen Erben, der sein System hätte fortsetzen können, zu hinterlassen; in seinem Hause und seinem Volke brachen vielmehr Entzweiungen aus, die das unmöglich machten. Dagegen bestieg in Constantinopel ein Mann den Thron, der es verstand, die innere Opposition, die seine Vorgänger geschwächt hatte, niederzuhalten und die noch immer ansehnlichen Kräfte des Reiches anzustrengen und zu vereinigen, so daß von den germanischen Staatenbildungen keine einzige ihm gewachsen war.

Es war Kaiser Justinian, dessen wir so oft gedacht haben. Er faßte den Gedanken, der unabhängigen Macht der Germanen innerhalb der Grenzen des alten Reiches überhaupt ein Ziel zu setzen. Der Politik des Kaisers kam dabei Nichts mehr zu Statten, als daß die königlichen Geschlechter selbst eine starke Hinneigung zu Constantinopel zu erkennen gaben, aber nicht ohne damit in Widerspruch mit den rein germanischen Intentionen ihrer Völker zu gerathen. Selbst wenn in diesen Irrungen die Gewalt an andere Häupter überging, so wurden auch diese mit der Zeit von dem nämlichen Einfluß ergriffen. Gelimer wird trotz der tapfern Gegenwehr, die er geleistet, doch zuletzt zur persönlichen Unterwerfung unter Constantinopel vermocht. Auch der entschlossene Vitiges, der die Besitznahme von Italien sehr ernstlich gestört hat, fügt sich nach mancherlei Wechsel des Schicksals in ein ähnliches Verhältniß. Aber es gab auch entschlossene Gegner. Wie bei den Vandalen Tzazo einer gewesen war, so erhoben sich in Italien Oberhäupter wie Ildebad und vor Allem Totila. Hiebei erscheinen nun auch die Frankenkönige, welche mit eingeborener Thatkraft Verschlagenheit und allgemeine Umsicht vereinigen. Nach dem Tode des großen Ostgothenkönigs versäumen sie keinen Augenblick, dessen germanische Verbündete, die er aufrecht gehalten hatte, niederzuschlagen. Sie haben gern gesehen, daß die Gothen in dem peninsularen Italien und Sicilien zu Grunde gerichtet wurden; daß auch Oberitalien wieder unter die Oströmer gerathen solle, war ihnen höchst widerwärtig und sie suchten es zu verhindern. An den Franken fand Totila, der eine vielgestaltige Thätigkeit zur See und zu Lande entwickelte, seinen besten Rückhalt. Es kam eine Zeit selbst

unter Justinian, in welcher die oströmische Macht in Abnahme und Mißkredit gerieth. Aber eine neue große Anstrengung, bei der auch Germanen mitwirkten, entschied zu Gunsten der Oströmer. Totila und Tejas, die schlachtfertigsten Vorkämpfer, welche die Gothen nach dem Untergang Theoderichs überhaupt gefunden haben, vermochten der Disciplin und Strategie des Eunuchen nicht zu widerstehen. Selbst ein paar fränkische Heerführer, die den Versuch machten, sich Italiens zu bemächtigen, unterlagen demselben. Die Germanen verloren, wie das nördliche Afrika, so auch Italien so gut wie vollständig.

Justinian nahm dann auch die Küsten der pyrenäischen Halbinsel in Besitz. Seine Fahnen wehten in Bordeaux, er beherrschte Cantabrien, er suchte ein Verhältniß zu den Angelsachsen[1]. Wohin der Kampf einer einheitlich mit Verständniß und Energie geleiteten Macht gegen Volksstämme, die doch immer untereinander wieder in Streit lagen, hätte führen können, wer will es sagen? Aber auch das lag am Tage, daß sich von Constantinopel aus die römische Weltherrschaft nicht nochmals zu erneuern vermochte. Dazu war es in keiner Weise angethan, da es doch immer fremde Truppen für Geld ins Feld führen mußte. Schon zeigte sich, daß das griechische Reich selbst seine Siege nicht ertragen konnte. Den Anstrengungen gegen die Germanen standen andere zur Seite, welche die Behauptung der Macht in Asien bezweckten. Mit Justinians Tode ging das ganze System desselben zu Grunde. Gleich die erste Thron-

---

1) Anekdota c. 19: *τοὺς βαρβάρους χρήμασιν ἐδωρεῖτο μεγάλοις ἄχρι ἐς τοὺς ἐν Βρεττανίαις ᾠκημένους*, — in einem der glaubwürdigen Capitel.

veränderung brachte eine Abweichung von demselben hervor. Die Subsidien, durch welche die unbotmäßigen Völkerschaften, deren man bedurfte, gewonnen wurden, hörten auf gezahlt zu werden. Die Männer des Vertrauens, welche bisher vorgewaltet hatten, verloren ihre Autorität. In dieser allgemeinen Verstimmung der römischen Welt konnten die bis dahin in Abhängigkeit gehaltenen Stämme sich wieder selbständig regen. Die Langobarden, die Justinian in Noricum angesiedelt hatte, brachen jetzt in Italien ein. Ihre vornehmste Stütze fanden sie an den Avaren, Stammesverwandten der Hunnen, welche Justinian ebenfalls an sich gefesselt hatte. Die Langobarden gaben dem germanischen Princip eine neue Repräsentation und bewirkten vor allem soviel, daß das oströmische Reich die Stellung, die es in Italien einnahm, nicht behaupten konnte.

Die Nachfolger Justinians hatten noch immer die alten Ansprüche des römischen Reiches nicht aufgegeben. Wir kennen die autoritativen Anmahnungen des Kaisers Mauricius an Childebert von Austrasien; aber er fand damit keinen Anklang. Meinte man doch schon in den inneren Zwistigkeiten der Könige zuweilen seine Hand zu erkennen. Obwohl die Franken auch zu Zeiten den Langobarden feindselig entgegentraten, ließen sie es doch geschehen, daß das langobardische Reich in Italien zu einer gewissen Consistenz gelangte und die Oströmer auf wenige Landschaften an der östlichen Küste Italiens beschränkt wurden.

Auf den Merovingern und ihrer Vereinbarung mit der Kirche, durch welche den Oströmern jede Einwirkung in Gallien unmöglich wurde, beruhte die Mächtigkeit des germanischen Princips, welches nun wieder hervortrat.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts erhob es sich zugleich auf der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel.

Die Westgothen, durch das Eindringen Ostroms in die Landschaften, welche sie als die ihren betrachteten, provocirt, boten alle die Kräfte, über welche das damalige Königthum verfügen konnte, gegen sie auf. Der alte Kampf zwischen Arianismus und Katholicismus ist damals auf der Halbinsel entschieden worden. Leovigild glaubte noch einmal den Arianismus zur Herrschaft bringen zu können, indem er sich der Oströmer entledigte. Aber wie wäre damit ein sicherer Zustand zu erreichen gewesen, da er dadurch mit den Franken nothwendig zerfallen mußte. Reccared zog es vor dem Beispiel der Merowinger zu folgen und zu dem katholischen Bekenntniß überzutreten: denn allein dadurch wurde es für die Gothen möglich, mit den Provinzialen in friedliche Verhältnisse zu gelangen. Die gewaltsamen Fürsten, welche nur die Waffen zu schwingen gewohnt waren, mußten den religiösen Anforderungen der Unterthanen Rechnung tragen. Der Gegensatz gegen die oströmischen Ansprüche wurde ein Antrieb für die Germanen auf der einen und die Provinzialen auf der andern Seite, um sich untereinander zu verständigen.

Durch die gräßliche Katastrophe des Mauricius geschah dann nicht etwa, daß die Ansprüche von Constantinopel aufgegeben wurden, aber doch, daß man nicht mehr ernstlich versuchen konnte, sie zur Geltung zu bringen. Es war ein gemeinschaftliches Interesse der lateinischen Welt, sich jetzt den Griechen zu opponiren; sie wurden von der ligurischen Küste durch die Langobarden und von der spanischen durch die Westgothen entfernt, was um dieselbe Zeit geschah.

Das religiöse Beispiel der Westgothen wirkte dann wieder auf die Langobarden. Auch sie traten dem katholischen Bekenntniß der Italiener bei. Die Annahme des Katholicismus und die eigene Gesetzgebung in beiden nunmehr germanisch-romanischen Reichen hängen zusammen. Rothari und Kindaswinth sind Zeitgenossen.

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die Kirche bei der Verschmelzung der beiden Nationalitäten, sowohl in Gallien wie in Spanien und Italien das Beste gethan hat. Das Bedeutende dabei ist, daß dies durch verschiedene Vereinbarungen geschah, bei welchen die Oberherrschaft der Könige, also auch die Absonderung der drei Reiche gegeneinander gewährleistet wurde. In Spanien und in Gallien treten hiebei die Concilien in den Vordergrund, durch welche der gewaltsamen Ausübung der höchsten Gewalt, wie sie sich im Laufe der Zeit erhalten hatte, doch wieder Beschränkungen auferlegt wurden. Die erste Hälfte und die Mitte des siebenten Jahrhunderts haben dadurch eine besondere Stelle in der Verflechtung der Begebenheiten, daß sie, wiewohl unter steten inneren Kämpfen, zu diesen Ergebnissen geführt haben, die für die Geschichte der Menschheit unschätzbar sind.

Das System, welches hierdurch auf dem westlichen Continent begründet wurde, war bereits stark genug, auf Britannien zurückzuwirken. Wir wissen: hier hatte Alles insofern eine andere Gestalt, als es keine romanische Bevölkerung gab und die altkeltische, wiewohl christlich, im Gegensatz gegen die Germanen begriffen war. Entscheidend ist dann auch hier die Vereinigung der Germanen mit dem katholischen, gallisch-römischen Bekenntniß. Durch den Untergang der römischen Herrschaft schien die Insel von der historisch ent-

wickelten, allgemeinen Cultur getrennt zu werden. Die Religion bahnte aber die engste Verbindung an, nur mit dem Vorbehalt provinzialer Unabhängigkeit.

Dergestalt sind in den Conflicten der Religion und Nationalität neue Reiche gegründet, Italien, Spanien sind dadurch umgebildet, Gallien in das Reich der Franken, Britannien in ein angelsächsisches Gemeinwesen verwandelt worden.

Es sei mir gestattet, diesen Betrachtungen noch eine allgemeine Reflexion hinzuzufügen. Irre ich nicht, so beruht eben hierauf der Zusammenhang der neueren Welt mit der alten und der ältesten. Wie die Religion überliefert wurde, nicht allein an sich selbst, sondern in der Form, die sie durch die Kirche empfangen hatte, so schloß sie die Elemente der alten Cultur in sich und konnte ohne dieselben nicht fortgepflanzt werden. Mit dem Christenthum wurden auch die wissenschaftlichen und litterarischen Institutionen, inwiefern sie in Zusammenhang mit demselben standen, den neu entstehenden Reichen und Nationalitäten überliefert. Weder die Philosophie, noch auch die Geschichte waren von der Kirche ausgeschlossen. Die kirchlichen Autoren selbst knüpften an die Dokumente der ältesten Ueberlieferungen an. Durch das universal-historische Moment, welches hierbei zu Grunde lag und zur Erscheinung kam, geschah es, daß die älteste Welt gleichsam auch als die Vergangenheit der neuen Nationen angesehen wurde, bei denen ihre eigene Mythe und Sage daneben zurücktrat.

Etwas Aehnliches kann man von den Rechtsbegriffen sagen, die ebenfalls einer unvordenklichen Vergangenheit entstammen und nun in dem römischen System zugleich die

Grundlage der neuen Staaten und Reiche bilden. Doch geschah das bei weitem nicht so ausschließend durch das römische Gerichtswesen, wie auf der anderen Seite durch die Kirche. Dem römischen Rechtsbegriff stellten sich die nationalen Gewohnheiten entgegen, aus beiden hat sich der noch in seinen Anfängen begriffene Staat entwickelt.

Damit hingen denn auch die Einrichtungen der Administration zusammen, welche in den eigentlich romanischen Ländern fortbestanden. Sie mußten sich mit der den Germanen eingeborenen Sinnesweise ausgleichen. Der Begriff des Imperiums erfüllte noch immer den geistigen Horizont, obwohl seine reale Macht im Occident verschwand. Die Constituirung der höchsten Gewalt in den neuen Reichen knüpft an die Tradition desselben an; zugleich aber wurde die expansive Bewegung der großen Ideen der geographischen Schranken überhoben, welche das Bestehen des römischen Imperiums ihnen setzte. Die Verbindung der Cultur mit dem Gehorsam gegen den Imperator hörte auf; Nichts stellte sich der Ausbreitung derselben über die bisherigen Grenzmarken hinaus entgegen. Die neuen Reiche wurden Werkstätten des allgemeinen und besonderen Lebens der Menschheit.

Analekten.

Wenn ich dem vorliegenden Bande sogleich kritische Erörterungen beifüge, so habe ich dabei nicht allein die Förderung der gelehrten Studien über diese Epoche im Auge. Mein Motiv ist noch ein anderes. Nicht bloß als Materialien sind die Werke zu betrachten, aus denen wir die Geschichte der Zeit kennen lernen. Denn die Thatsachen reflektiren nur sehr mittelbar in den Schriftstellern, die darüber berichten. Diese haben vielmehr ihren besonderen Standpunkt, aus welchem sie die Thatsachen ansehen und beschreiben. Kritik würde undankbar, selbst widerwärtig sein, wenn man sich nur mit den Fehlern beschäftigen wollte, die in den Schriftwerken, aus denen man schöpft, etwa vorkommen mögen. Ihr Beruf ist, die Autoren selbst zu begreifen und zu würdigen. In jedem derselben tritt die Entwickelung der Zeit, der Religion, der Nationalität, der er angehört, uns entgegen.

Ich beginne mit einer Schrift des Eusebius, in welcher die christliche Auffassung die Oberhand über eine rein historische erhalten hat, und gehe dann zu Zosimus über, bei dem hinwiederum die Reaktion des heidnisch-altrömischen Geistes gegen das Christenthum und die eingedrungenen Germanen auf das Schärfste zum Ausdruck kommt. Ich will hierauf des Procop gedenken, der eine Weltanschauung reproducirt, wie sie in der alten Historiographie, namentlich durch und seit Polybius ausgebildet worden war; er ist jedoch kein Feind des Christenthums und den Germanen widmet er lebendige Anerkennung.

Die erste Schrift, in welcher der germanische Geist selbst zum Ausdruck gelangt, ist das Buch des Jordanes über

die Gothen; es bewegt sich noch in unmittelbarer Anlehnung an die römische Welt. Besonders produktiv ist das sechste Jahrhundert für die Historiographie gewesen. Wie Procop und Jordanes, so gehört auch Gregor von Tours demselben an; bei ihm aber tritt die Heiligenlegende und selbst die dogmatische Ueberzeugung in den Vordergrund, nicht jedoch, ohne daß dabei die germanische Tradition in lebendiger Vergegenwärtigung erschiene. Es sind alles Werke, welche die Signatur des Momentes ihrer Entstehung an sich tragen. Indem wir die Thatsachen aus ihnen entnehmen, lernen wir auch die Geistesentwickelung und den litterarischen Zustand der Epoche kennen.

I.

Eusebius über das Leben Constantins.

Nicht eigentlich als Biographie bezeichnet Eusebius die Schrift, die unter diesem Namen bekannt ist; das Original führt den Titel: *Εἰς τὸν βίον τοῦ μακαρίου Κωνσταντίνου τοῦ βασιλέως λόγος πρῶτος* u. s. w.[1]), was doch mehr eine Denkschrift auf das Leben des ersten christlichen Kaisers andeutet, als eine regelmäßige Lebensbeschreibung.

Eusebius hat über den Kaiser mehr als einmal das Wort genommen — zum ersten Mal in der ersten Ausgabe seiner Kirchengeschichte, welche ursprünglich mit dem neunten Buche geschlossen wurde. Der Augenschein lehrt, daß die Worte, mit denen das neunte Buch endet, den Schluß des ganzen Werkes bilden sollten. Das neunte Buch beschäftigt sich in den letzten Capiteln mit dem Siege Constantins über Maxentius und des Licinius über Maximin, die beide zusammengefaßt als der Sieg des Christenthums über das Heidenthum geschildert werden. Eusebius ist über den Kampf Constantins mit Maxentius ausführlich und belehrend. Dabei trägt er jedoch kein Bedenken, die Niederlage des Maxentius mit dem Untergang der Aegypter im rothen Meere zu vergleichen (c. 9, 2). Alles wird als das unmittelbare Werk Gottes betrachtet. So wird auch der Sieg des

1) So lautet die Ueberschrift der einzelnen Bücher, der Titel der gesammten Schrift ist: *εἰς τὸν Κωνσταντίνου τοῦ βασιλέως βίον λόγοι δ*(*τέσσαρες*).

Licinius über Maximinus der göttlichen Einwirkung, der ἐπισκοπὴ τοῦ θεοῦ zugeschrieben (c. 10, 2). Gottes Werk ist es, daß die Truppen Maximins ihn plötzlich verlassen. Ueber den damaligen Zustand der orientalischen Provinz ist Eusebius, der zu dieser Zeit in derselben lebte, besonders unterrichtend.

Maximin kam dann um, von der Geißel Gottes getroffen (τὴν προσήκουσαν τιμωρίαν ὑπέχει ἀθρόᾳ θεοῦ πληγεὶς μάστιγι c. 10, 7.), worauf die bedrückten Kirchen wiederaufleben. Auf diese Weise, fährt Eusebius fort, wurden die Gottlosen weggefegt.

Wir haben des Eusebius bereits bei seinem chronologischen Werk und in seinen Beziehungen zu dem arianischen Streit gedacht. In seiner Kirchengeschichte nehmen wir dieselben Gesichtspunkte wahr: Anknüpfung an das höchste Alterthum und gläubiges Bekenntniß. Die Kirchengeschichte fällt ihm mit der Idee des Logos zusammen; er versäumt nicht eine Art von Bekenntniß einzuflechten, in welchem er die Anfangsworte des johanneischen Evangeliums mit den dogmatischen Ideen seiner Zeit verbindet. Er bezeichnet den Logos als den Herrn und König alles dessen, was lebe. Von der christlichen Doktrin setzt er voraus, daß sie die Urzeit beherrscht habe. Er theilt die Anschauung der ignatianischen Briefe, nach welcher das Christenthum älter war, als das Judenthum. Ueber Abraham drückt er sich sehr bezeichnend aus, wenn er seine Gottesfreundschaft und seine Rechtfertigung noch vor seine Beschneidung setzt; er habe auch von dem Sabbath nichts gewußt (I, c. 4, 3 ff.); das eine und das andere beruhe auf der Gesetzgebung des Moses (I, c. 2, 9). Die Wildheit der Nationen habe erst durch Gesetzgeber und Philosophen gebrochen werden müssen, ehe Christus selbst auf Erden erscheinen konnte (Hist. eccles. I, c. 2, 8). Da knüpft nun die neue Kirchengeschichte an, die von diesem höchsten supranaturalistischen Standpunkt ausgeht[1]).

Dabei erscheint dann die dämonische Gewalt, welcher Macht auf Erden gegeben ist, allezeit bestrebt, die Wahrheit zu ver-

1) Schon Baur: Die Epochen der kirchlichen Geschichtsschreibung S. 12 ff. hat aus diesem Gesichtspunkt die Oekonomie der eusebianischen Kirchengeschichte betrachtet.

nichten. Dieser wird schon bei dem Auftreten des Simon Magus die Absicht zugeschrieben, Rom zu präoccupiren, ehe es von dem neuen Glauben erreicht werden könne (II, 13). Der Satan sucht dann die bereits Bekehrten zu verfolgen, indem er zuerst die Gläubigen aus der bewaffneten Macht zu entfernen trachtet (was in der That die ursprünglichen Gesichtspunkte der diokletianischen Verfolgung nicht übel vergegenwärtigt), dann aber über den Stand der Privatleute seine Wuth ergießt, so daß eine Anzahl von Märtyrern zum Opfer fallen, deren Eusebius nach den verschiedenen Wohnplätzen, in denen sie sich befanden, Erwähnung thut. Von den Gewalthabern ist nur einer, Constantius Chlorus, duldsam gegen das Christenthum und ihm gewogen, dessen Macht dann auf Constantin übergeht. Den aber hatte Gott, so sagt Eusebius, schon im Voraus zum Kaiser bestimmt; er ist den Christen entschieden günstig, wofür ihm dann Gott die Siege verleiht, die er erficht. Die Kirchengeschichte ist hierüber um so lesenswürdiger, als sie noch vor der letzten Entscheidung des Kampfes geschrieben ist.

Eusebius stand damals nicht allein mit dieser Auffassung der Zeit. Das kleine Werk des Lactantius: de mortibus persecutorum gehört demselben Momente an. Lactanz, sehr arm und sehr alt, aber der beste Latinist seiner Zeit, war um das Jahr 317 der Lehrer des Crispus. Es war die Epoche, in welcher das System des Diokletian vernichtet worden war, aber in Licinius noch einen überlebenden Repräsentanten fand, der mit Constantin die höchste Gewalt im Reiche theilte. Das Büchlein ist gleichsam ein Triumphgesang des geretteten Glaubens über seine nunmehr besiegten Verfolger. Der Autor ist überzeugt, daß die Verfolgung an denen, welche sich einer solchen schuldig gemacht, durch einen bösen Tod gerächt worden sei. Was er nun hierbei über die frühere Geschichte beibringt, verräth nirgends eine besondere Kunde; eine sehr gute und eingehende aber legt er in den Zeiten dar, denen er näher stand. Er behandelt dabei zugleich das Leben und die Politik der Kaiser, welche die Christen verfolgt haben. Man lernt bei ihm die Kehrseite der viel gerühmten diokletianischen Verfassung kennen, deren Ursprung in der Vermehrung der Kriegslasten lag. Alles, was über Diokletian, Maximian und Galerius gesagt wird, ist von historischem Werth

und eigenthümlich. Fanatische Auffassung könnte man dabei nicht bemerken. Erst da tritt sein Religionsbegriff ein, wo er von dem Tode der Imperatoren redet. Da hatte sich derselben bereits die Ueberlieferung bemächtigt.

Man hat die Schrift für unächt erklären oder wenigstens dem Lactantius Firmianus absprechen wollen [1]). Ich denke jedoch, wenn man die in dem Inhalt zusammentreffenden Stellen der Institutiones divinae mit der Schrift de mortibus persecutorum vergleicht, so erkennt man aus der Verwandtschaft des Ausdrucks die Identität des Autors, und was dieser dann über den Kampf Maximins gegen Licinius beibringt, ist in sich so beschaffen, daß dabei an eine eigentliche Erdichtung gar nicht zu denken ist. Ich halte die Schrift für eine originale Reliquie der Zeit, welche dem Kriege des Licinius gegen Constantin voranging. Lactantius und Eusebius ergänzen sich gegenseitig dabei; zuweilen stimmen sie auch nur in der Annahme des Wunders überein, während sie in der Schilderung desselben z. B. bei dem Tode Maximins auseinandergehen. Die Aufgabe des Historikers ist hier ungefähr dieselbe wie in der alten Geschichte. Von dem eigentlichen Wunder, dem unmittelbaren Eingreifen der Hülfe und Strafe Gottes in die menschlichen Dinge, darf man abstrahiren; die Thatsachen, die dabei mitgetheilt werden, ohne daß gerade jene Idee sie beherrscht, kann man sich nicht entreißen lassen. Dieser Gesichtspunkt muß nun auch nach meinem Dafürhalten bei den Kirchengeschichtschreibern festgehalten werden.

Der oben erwähnte Bericht des Eusebius über die Kämpfe des Constantin mit Maxentius und des Licinius mit Maximin, schließt damit, daß das Reich dem Constantin und Licinius verbleibt, denen es von Rechtswegen zugehört. Dann aber nahmen die Angelegenheiten in jenem Zeitpunkt eine neue Wendung.

Ein Kampf zwischen den beiden Gewalthabern brach aus, in welchem Licinius unterlag. Dieser Kampf bildet den Inhalt des zehnten Buches der Kirchengeschichte des Eusebius. Es schließt mit denselben Worten wie das neunte, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß Alles, was dort von Constantin und Licinius

1) Burckhardt ist in der zweiten Auflage seines Werkes über Constantin von dieser Meinung zurückgekommen.

zusammen gesagt wurde, hier mit Beziehung auf Constantin allein wiederholt wird. Das ist nun eben das Schicksal eines Autors, der die gleichzeitigen Begebenheiten schildert und sie zugleich auf die großen allgemeinen Ideen bezieht; er wird durch den Fortgang der Ereignisse selbst beeinflußt und in den Fall gebracht, die vorige Auffassung den eingetretenen Umständen gemäß zu modificiren. Aber Eusebius war noch nicht am Ende der Wandlungen angekommen, die ihn so tief berührten. In Folge der Niederlage des Licinius gelangte das Christenthum zu einer Herrschaft, wie man sie niemals hatte erwarten können. Die Gemüther wurden von einer Verehrung erfüllt, welche in Constantin gleichsam etwas Uebermenschliches erblickte.

In diesem Sinne ist der Panegyricus geschrieben, den Eusebius zur Feier der Tricennalien Constantins verfaßt hat. (*εἰς Κωνσταντῖνον τὸν βασιλέα τριακονταετηρικός*) [1]).

Er beginnt mit einem Hymnus auf Gott, der der höchste Imperator sei; es ist die Einheit Gottes, die hier gefeiert wird, und die unmittelbare Beziehung des göttlichen Wesens zu den irdischen Dingen und den religiösen Ereignissen, welche die Summe der christlichen Anschauung bestimmt. Daran knüpft sich die Lobeserhebung des Kaisers. Christus vernichtet die geistigen Gewalten, die auf den Menschen lasten und verjagt sie, der Kaiser hat die Feinde der Wahrheit verjagt (c. 2, 1). Christus erfüllt die Welt mit Vernunft, der Kaiser ist gleichsam der Dolmetsch des göttlichen Logos (*ὁ ὑποφήτης τοῦ θεοῦ λόγου*). Nachdem die Welt von Irrthümern gereinigt ist, ruft er die Frommen in Kirchen und Basiliken zusammen, nicht mehr zur Verehrung der Dämonen, sondern des wahren Gottes. Er feiert seine Tricennalien nicht mit Blut; er bringt Gott das vollkommenste Opfer dar, nämlich seine eigene Seele (*τὴν δ' αὐτῷ τῷ βασιλεῖ τῶν ὅλων προςφιλῆ καὶ χαρίεσσαν θυσίαν, αὐτὴν δηλαδὴ τὴν αὐτοῦ βασιλικὴν ψυχὴν καὶ τὸν νοῦν τὸν θεοπρεπέστατον ἀφιερῶν αὐτῷ*, c. 2, 3).

Alles, was von Constantin erwähnt wird, bezieht sich nur

1) Die Tricennalien feierte Constantin am 25. Juli 335. Die Schrift selbst ist später abgefaßt, wie sich aus der Hindeutung auf die Erhebung des Dalmatius und Hannibalianus ergiebt (c. 3).

darauf, daß in ihm selbst gleichsam der Rathschluß Gottes vollendet erscheint. Dieser ist in der Menschwerdung des göttlichen Wesens begriffen, welche nothwendig war, weil die Menschen ihn sonst niemals erkannt haben würden. Er vertilgt die bösen Gewalten, welche sich der Anerkennung des menschgewordenen Gottes entgegengestellt haben. Constantin erscheint als Vollender des christlichen Mysteriums, Niemand braucht ihn zu unterrichten, sondern er ist von Gott unterrichtet [1]). Allein davon will der Verfasser handeln; alles Andere wird ausgeschlossen, nur die große Thatsache wird hervorgehoben, durch welche der Kaiser den Zustand der Welt umgestürzt hat. Man kann diese Lobrede, die eine Art von Deifikation des Kaisers enthält, nicht ohne die Wahrnehmung lesen, daß das Menschliche ganz in dem Göttlichen aufgeht. Aber wie soll es möglich sein, auf diesem Grunde eine Lebensgeschichte der Person des Kaisers zu basiren.

In demselben Sinne aber ist nun auch das Werk geschrieben, welches als eine Lebensbeschreibung Constantins betrachtet von einer Generation der anderen überliefert worden ist; es ist erst nach dem Tode des Kaisers verfaßt. Eusebius wiederholt, was er schon im Panegyrikus gesagt hatte, daß Constantin der Freund Gottes gewesen sei; dafür nun habe ihn Gott zum Sieger über seine Gegner gemacht und alle, welche die Fahne der Empörung gegen ihn aufgepflanzt hätten, niedergeworfen. Die früheren Lebensereignisse Constantins werden nur kurz erwähnt. Der größere Theil des Buches ist mit den Handlungen Constantins zu Gunsten der Kirche angefüllt, die denn alle höchlich gepriesen werden. Die kleine Schrift schließt mit einer Art von Apotheose Constantins auf den Münzen, die ihn auf einem Viergespann gen Himmel erhoben von einer ihm aus den Wolken entgegengestreckten Rechten empfangen werden läßt (IV c. 73) [2]).

---

1) *ᾧ καὶ πρὸ τῶν ἡμετέρων λόγων θεὸς αὐτὸς . . . δι' αὐτοῦ τοῦ κοινοῦ σωτῆρος καὶ τῆς αὐτοῦ σοὶ πολλαχῶς ἐπιλαμψάσης θεϊκῆς ὄψεως τὰ κρύφια τῶν ἱερῶν ἐξέφηνέ τε καὶ ἀπεκάλυψε.* c. 11.

2) Münzen dieser Art sind erhalten und von Eckhel, Doctrina numorum VIII S. 95 beschrieben; auf der Vorderseite lautet die Legende D V (nach Eckhel aufzulösen: Divus Victor) CONSTANTINUS PT AUGG (= pater trium Augustorum). Eine verwandte Vorstellung findet sich schon im Panegyrikus: *θεὸς αὐτὸς ἄνωθεν αὐτῷ δεξιὰν χεῖρα προτείνων, τέως ἁπάντων ἐχθρῶν καὶ πολεμίων νικητὴν αὐτὸν καθίστησι.* c. 10.

Eusebius billigt wenigstens den Sinn der bildlichen Darstellung. Er will Constantin nicht mit dem Vogel Phoenix vergleichen, der, nachdem er sich auf einem Hügel von Weihrauch verbrannt, dann wieder mit emporgehobenen Flügeln erscheine, sondern mit Christus, den er als Sämann betrachtet. So habe auch Constantin seine Söhne hinterlassen, um das religiöse Leben über die Welt auszubreiten.

Dieser drei Söhne, die, früher Cäsaren, jetzt Augusti geworden seien, hat er bereits im Anfang Erwähnung gethan (I c. 1). Es war eine neue Wandlung, die er erlebte, daß Constantin nicht mehr war. Einer neuen Zukunft sieht er sich gegenüber. Von allen Kriegsvorfällen und Gesetzesvorschriften abstrahirend, will er nur die religiösen Handlungen des Constantin feiern. (*μόνα τὰ πρὸς τὸν θεοφιλῆ συντείνοντα βίον λέγειν τε καὶ γράφειν* I c. 11, 2). Eigentlich sind es nur zwei Unternehmungen Constantins, die er mit eingehender Ausführlichkeit schildert: die Ueberwältigung des Maxentius und den Sieg über Licinius.

Wie er die Dinge faßt, so geräth er dabei nicht mit sich selbst in Widerspruch, wenn er von allen kriegerischen Verwickelungen absehen zu wollen erklärt hat und doch kriegerischer Unternehmungen und ihrer Erfolge gedenkt. In diesen hebt er eben nur die geistigen Motive hervor. Die größte aller Weltveränderungen hatte sich vor seinen Augen vollzogen. In dem Uebergewicht, welches das Christenthum über die heidnischen Religionen durch Constantin davongetragen hatte, lag eine neue Grundlage der Entwickelung; der Sieg des Christenthums über das Heidenthum wird als Sieg der Wahrheit über den Irrthum, der Gottheit über die Dämonen gefeiert.

Es sind nicht eigentlich die politischen Momente, die dabei hervortreten. Es ist das religiöse Ereigniß, dessen Impulse auch nothwendig überirdischer Natur sind. Was in den früheren Schriften des Eusebius angegeben worden ist, daß Maxentius wenigstens vorgegeben habe, ein Christ zu sein, daß Licinius Eifersucht gegen Constantin empfunden und nicht der zweite im Reiche habe sein wollen, sind historische Thatsachen, die hier gar nicht in Betracht kommen. Maxentius hat sich denn doch mit dem Aberglauben der Stadt Rom verbündet; er hat Zeichen-

deuter und Wahrsager (Hist. eccles. IX 2, 2; 9, 2) zu Rathe gezogen. In ihm stellt sich die alte Welt dar, das Prästigium der Hauptstadt, welches sie schon öfter in den Stand gesetzt hat, feindlichen Angriffen zu widerstehen. Von Licinius versichert Eusebius mit Bestimmtheit, er habe ägyptische Propheten, Giftmischer, Theurgen consultirt (vita Const. II c. 4). In einem dunklen Götterhain habe derselbe dann seiner Umgebung vorgestellt, daß sie den Dienst der Götter erhalten müßten, um nicht zur Anbetung eines fremden Gottes genöthigt zu werden. Alles andere verschwindet dem Eusebius vor dem großen Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum. Man begreift diese Ansicht vollkommen, sie hat eine innere Wahrheit, wenngleich dieselbe unter mancherlei Modificationen zu Tage tritt. Es ist gleichsam die religiöse Abstraction der Geschichte, welche Eusebius darstellt. Worin aber lag das entscheidende Moment? Eusebius ist darüber keinen Augenblick zweifelhaft. Es ist die Annahme des Kreuzeszeichens, hauptsächlich auch im Kriegsdienste. Er legt daher großen Werth auf die Vision am Himmel, welche Constantin vor dem Auszug gegen Maxentius zu Theil geworden sei, so daß dann Gott ihm seinen Feind, der zugleich Gottes Feind war, in die Hände geliefert habe. Der Sieg über Maxentius ist eben ein göttlicher Sieg über die Dämonen. Auch in dem Kampfe mit Licinius tritt dieses Motiv beherrschend hervor. Denn vor allem wird der Sieg, den Constantin erficht, dem vorangetragenen, heilbringenden Zeichen zugeschrieben. Es ist ein Gegengift (*ἀλεξιφάρμακον*) gegen jeden Verlust. Wo es erscheint, da weichen die Feinde, da ist der Sieg.

Charakteristisch ist nun, daß sich Eusebius in beiden Fällen auf das Zeugniß des Kaisers selbst beruft. Sogar einzelne Thatsachen z. B., daß ein Fahnenträger, der das heilige Zeichen einem anderen abgetreten habe, dann doch umkam, während dieser und das Zeichen selbst unter den unzähligen Geschossen der Feinde unverletzt blieb, werden mit ausdrücklicher Beziehung auf ein zwischen dem Bischof und dem Kaiser vorgefallenes Gespräch berichtet (vita Const. II c. 8). Die Ueberlieferung stammt aus einem christosophischen Gespräch zwischen dem Kaiser und dem Bischof. Und wer wüßte nicht, daß bei jener wunder-

baren Kreuzeserscheinung das Zeugniß des Kaisers angerufen wird: der habe es dem Autor sogar mit einem Schwur versichert. Fast das wichtigste Problem von allen, das sich hier der Kritik darbietet, ist es, was man davon zu halten hat. Auf das Wunder kommt es hierbei nicht einmal eigentlich an. In der ersten Erzählung, welche Eusebius dem großen Kampfe gewidmet hat (H. eccl. IX. c. 9) ist nur von Gebeten die Rede, nicht von diesem Wunderzeichen.

Wenn er nun in der Vita das Wunder erzählt und sich dabei auf die Versicherung des Kaisers bezieht[1]), so hat man wohl gemeint, er habe das erfunden, um sich das Ansehen zu geben, als habe er das intimste Vertrauen desselben genossen. Ich kann den Abscheu nicht ausdrücken, den es erwecken würde, wenn Eusebius in der Mitte einer doch auf historischen Abstraktionen beruhenden Erzählung das Zeugniß des Kaisers aufgerufen hätte, das dann doch auf seiner Erfindung beruhen würde; er würde alsdann ein Verbrechen an der historischen Wahrheit begangen haben, was man dem um die allgemeine Geschichte hochverdienten Bischof nimmermehr zutrauen kann. Er glaubte die Wunder, wie so viele andere.

Die eigentlich historische Frage ist nur die, ob der Kaiser nicht selbst dabei von einer Illusion der Erinnerung betroffen worden ist. Sie ist vielleicht eine mehr psychologische als eine physische und dasselbe müßte man von jenen wunderbaren Ereignissen in den Kämpfen gegen Licinius sagen. Ich will mich sehr prosaisch ausdrücken. Der Glaube, den die Krieger selbst an die Macht des neuen militärischen Abzeichens hatten, wurde der Antrieb, der sie vermochte, es unter allen Gefahren zu vertheidigen. Der Mann, der es einem anderen abgab, weil er es nicht vertheidigen könne, bewies eben, daß er dazu in der That nicht fähig war. In dem anderen entwickelte das Bewußtsein, ein heiliges Zeichen zu tragen, verdoppelte Tapferkeit. Man

1) Die Worte, in denen die Erscheinung nach der Erzählung des Kaisers beschrieben wird, lauten: *τοῦ βασιλέως ὅρκοις πιστωσαμένου τὸν λόγον. ἀμφὶ μεσημβρινὰς ἡλίου ὥρας, ἤδη τῆς ἡμέρας ἀποκλινούσης, αὐτοῖς ὀφθαλμοῖς ἰδεῖν ἔφη ἐν αὐτῷ οὐρανῷ ὑπερκείμενον τοῦ ἡλίου σταυροῦ τρόπαιον, ἐκ φωτὸς συνισταμένου γραφήν τε αὐτῷ συνῆφθαι λέγουσαν τούτῳ νίκα* (I c. 28).

kannte noch nicht das Entscheidende. Der Kaiser, so fährt Eusebius fort, habe ihm erzählt, er habe überlegt, was die Erscheinung zu bedeuten habe; so sei die Nacht eingebrochen; da sei ihm im Schlaf Christus selbst erschienen (c. 29 ὑπνοῦντι ὀφθῆναι) mit demselben Zeichen, das er vorher am Himmel gesehen habe, und habe ihm befohlen, ein Nachbild des am Himmel erblickten Zeichens anfertigen zu lassen und dieses in der Schlacht den Feinden entgegenzusetzen; es werde ihm als Rettungsmittel dienen.

Der Ursprung der Legende rührt vom Kaiser selbst her und sie hat, wenn ich nicht irre, eine subjektive Wahrheit. In Allem, was wir von diesem erfahren, legt er einen Enthusiasmus an den Tag, der auf der Gewißheit einer unmittelbaren göttlichen Hülfe beruht. Er war noch nicht ein Christ im gewöhnlichen Sinne des Wortes; er ist, wenn jemals, doch gewiß nur unmittelbar vor seinem Tode getauft worden. Aber von der übermenschlichen Wirkung des Kreuzeszeichens war er alle Zeit überzeugt. Die göttliche Kraft des Kreuzes setzte er der Hülfe der Götter, welche der Feind heraufbeschwor, entgegen. Die Haruspices hatten ihm widerrathen, gegen Rom vorzurücken; er that eben das, was sie ihm widerriethen. In den Bewegungen der Seele, die einem solchen Entschluß vorausgehen mußten, hatte er diese nächtliche Vision. Beim Kaiser entsprang sie in einem Augenblicke, in welchem die Seele mit sich selbst kämpfend, ihren großen Entschluß faßt. Es ist ja auch wohl sonst vorgekommen, daß alsdann die Erwägungen sich unbewußt in Wahrnehmungen abspiegeln, die doch jenseits des Kreises der menschlichen Dinge liegen. Etwas Aehnliches haben wir in jener Erscheinung bemerkt, welche Brutus vor Philippi, welche auch Julian bei seinem Auszug aus Gallien und vor seiner letzten Niederlage gehabt haben sollen und gehabt haben mögen. Es waren große, weltgeschichtliche Streitfragen, welche die Führer in dem Kampfe mächtiger erregten, als sie wohl selbst meinten. Was hätte sich aber mit dem Augenblick vergleichen lassen, in welchem Constantin von einem Glauben zum andern überging. Das Kaiserthum hatte sich auf den alten Religionen aufgebaut. Die ganze Macht, die es erworben hatte, wendete es nun zu Gunsten der neuen an. Wie hätte nicht dieser Moment die Seele des Fürsten, der sich der Tragweite

seines Schrittes vielleicht nicht vollkommen bewußt war, aber sie doch ahnen mußte, in ihrer innersten Tiefe aufregen sollen. Man muß Gewicht legen auf das Zeugniß des Bischofs, daß der Kaiser selbst von der mysteriösen Macht des Kreuzes erfüllt war. Von den beiden Erscheinungen aber, die er berichtet, kann man die eine, die optische Illusion, ruhig fallen lassen, der Kaiser hat an sie geglaubt. In der Aufregung des Moments hat er das Unmögliche für wahr gehalten. An diese aber knüpft sich dann die nächtliche Vision, durch welche eigentlich Alles entschieden worden ist. Bei dieser bedürfen wir weder der Mitwirkung der Wolken, noch der untergehenden Sonne. Sie ist ein innerer Vorgang, dessen Wurzel einzig in der religiösen Empfindung liegt. Eigentlich hat auch nur diese eine wesentliche Nachwirkung ausgeübt.

Die griechischen Kirchenhistoriker, welche Eusebius fortsetzten, wiederholen die Naturerscheinung am Himmel und suchen sie noch mehr zu bekräftigen (Sokrates I. c. 2 S. 37, A. Migne)[1]. Der Uebersetzer des Eusebius in das lateinische Idiom, Rufinus, übergeht sie vollkommen. Er erzählt dann, Constantin, der angesichts des bevorstehenden Krieges in Sorgen ist, erhebt oft seine Augen zum Himmel und bittet um göttliche Hülfe, da sieht er im Schlummer (per soporem) im Osten am Himmel in feurigem Glanze das Zeichen des Kreuzes; er sieht Engel neben sich stehen, die zu ihm sagen: Constantine, ἐν τούτῳ νίκα (IX, c. 9), dieselben Worte, die nach der ersten Tradition an dem lichten Abendhimmel sichtbar geworden sein sollen. Das Kreuz wendet der Kaiser dann als militärisches Abzeichen an; er führt es zugleich aus Gold gefertigt in seiner Rechten: denn dahin hauptsächlich ist die Absicht gerichtet, das Labarum zu erklären, durch welches die altrömischen Feldzeichen verdrängt worden sind[2]. Weiter berichtet

1) Sozomenos (I, c. 3) berichtet zuerst die nächtliche Erscheinung; dann wiederholt er die Erzählung des Eusebius unter ausdrücklicher Berufung auf denselben.

2) Auf einigen Münzen Constantins kommt das Labarum mit dem christlichen Monogramm vor. (Eckhel VIII S. 83 ff.). Münzen seines Sohnes Constantius (wie solche des Vetranio und des Gallus, als Cäsar: Constan-

Rufinus, wie Constantin darüber in einen inneren Conflikt mit sich selbst gerathen sei, daß er, der an Frömmigkeit und Religion alle früheren Herrscher zu übertreffen gewünscht habe, nicht nur das Vaterland, sondern Rom selbst mit Krieg zu überziehen genöthigt sei; er bittet Gott, es möge seine Rechte, die er durch das heilige Zeichen gefestigt habe, nicht mit römischem Blute befleckt werden; ihm, der Tag und Nacht darum bat, gewährt dies die göttliche Gnade. Weder die Vita noch die Hist. eccl. kennen dies Ereigniß. Sie berichten Nichts von dem Gebet Constantins. Eusebius erzählt ohne jede Einleitung: damit Constantin nicht alle Römer um Eines Tyrannen Willen zu bekämpfen gezwungen sei, habe Gott den Maxentius wie mit Ketten vor die Thore herausgezogen. (Hist. eccl. IX. c. 9.) Wie sehr man damals geneigt war, die Ereignisse, die man erlebte, von überirdischen Einwirkungen herzuleiten, davon haben wir noch ein anderes Beispiel in einem heidnischen Bericht über die Schlacht des Constantin gegen Maxentius.

Nazarius berichtet in seinem Panegyrikus auf Constantin von einer Hülfsmacht, die dem Constantin zugezogen sei; man wisse nicht woher, aber mit wunderbaren Abzeichen und von schrecklichem Licht umflossen, die man einen Augenblick gesehen, dann aber nach erfochtenem Siege nicht mehr erblickt habe. Man meinte Constantius Chlorus, selbst ein Gott, habe sie seinem Sohne zugesandt (c. 14). In dieser Sage ist vom Christenthum nicht die Rede. Die himmlischen Schaaren tragen nicht etwa christliche Abzeichen. Sie kommen von Constantius geschickt dem Sohn, der dieselbe Sache verficht und geeigneter ist sie auszuführen, zu Hülfe. Es ist also eine, die sich auf den Gegensatz des Constantius gegen die übrigen Machthaber gründet. Der Augenschein lehrt, daß wir uns hier in einem Kreise von Legenden befinden, in welchen das Heidenthum sich sogar mit dem Christenthum berührt. Der Sieg, den Constantin erfocht, war so unerwartet und erschien so höchst außer-

tius Junior) haben auf dem Revers die Legende: Hoc signo victor eris; Victoria krönt den Imperator, der in der rechten Hand das Labarum mit dem Monogramm, in der linken eine Lanze hält. (Eckhel VIII S. 124.)

ordentlich, daß man denselben dem Einfluß höherer Mächte zuschrieb. Bei Nazarius hat derselbe einen dämonisch-genealogischen, bei Eusebius und Rufinus einen durchaus christlichen Anflug.

Ich hoffe, man wird mich nicht einer Blasphemie zeihen, wenn ich die kirchliche Tradition und die heidnische Legende nebeneinander stelle. Aber die heidnische ist ja doch nur eine Seifenblase der Phantasie und mit Recht in Vergessenheit gerathen. Die christliche dagegen hat einen tieferen Grund in ihrem schon angedeuteten psychologischen Ursprung, der doch wieder religiöser Natur ist. Jene beruht auf der Deifikation eines verstorbenen Kaisers nach den bisher üblichen Vorstellungen; diese drückt die Unterwerfung des Kaiserthums unter die allgemeine Religion aus. Nochmals will ich zu dem Geheimnißvollen mich nur als Historiker verhalten. Ueber das Objektive, das Mysterium, hat die Historie kein Urtheil, aber das subjektive Moment, inwiefern es sich aus den Aeußerungen des Betroffenen entnehmen läßt, darf sie nicht mit Stillschweigen übergehen. Der Kaiser hat dem Bischof davon gesprochen, der Bischof seine Worte der Nachwelt überliefert und wir sind demselben sogar Dank dafür schuldig. Denn, wie es sich auch mit dem Mirakulosen verhalten mag, so läßt sich doch aus der Erzählung die Stimmung des Kaisers im entscheidenden Augenblick mit Sicherheit abnehmen. Diese aber beruhte auf einer von langer Hand angebahnten, in der Tiefe der Seele ruhenden, religiösen Ueberzeugung, die inmitten der Krise die Oberhand erhielt.

Bei der ganzen Darstellung des Eusebius wird man sich immer des Gedankenganges, der ihm eigen ist, erinnern müssen. Alles beruht darauf, daß sich Constantin um den Sieg des wahren Glaubens unendlich verdient gemacht habe und von Gott dafür unmittelbar belohnt worden sei. Der habe ihm langes Leben, viele Siege und ein glückliches Ende verliehen. Daß dabei die Menschlichkeiten zurücktreten, versteht sich von selbst. Des Crispus und seiner Katastrophe konnte hier nicht gedacht werden. Ueberhaupt finden sich in der Lebensbeschreibung Abweichungen von den früheren Texten, von denen ich bekennen will, daß sie mich anfangs sehr stutzig gemacht haben. Bei näherer Betrachtung erwiesen sie sich aber als wenig bedeutend. Es sind nur stärker aufgetragene Farben und Weglassungen, wie

sie dem oratorischen und zugleich religiösen Zwecke des Autors entsprechen. An der Wahrheit der Thatsachen, die übrigens berichtet werden, darf man darum nicht zweifeln. Bei einer historisch-kritischen Darstellung wird man immer auch die früheren Arbeiten des Eusebius berücksichtigen müssen, nicht allein die letzte, aber auch diese hat ihren besonderen Werth. Nirgends findet man eine anschaulichere und unbefangenere Darstellung des Concils von Nicäa, als eben bei Eusebius. Aber freilich ist es auch hier nur der religiöse Gegenstand des kirchlichen Zwistes, was seine volle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Diesen Gesichtspunkt hält er bei allen seinen Mittheilungen fest. Selbst wenn er einen Krieg gegen die benachbarten Sarmaten erwähnt, so geschieht es nur mit der Versicherung, daß sie unter dem heilbringenden Zeichen des Kreuzes besiegt worden seien. Die Erzählung von den letzten Augenblicken Constantins und seiner Aufnahme in die christliche Gemeinde ist in ihrem geheimnißvollen Dunkel charakteristisch und werthvoll. Seiner biographischen Denkschrift hat Eusebius einen unschätzbaren Werth dadurch gegeben, daß er eine Reihe von Constantins Briefen mitgetheilt hat, die den Inhalt seines Wesens und den Umfang seiner religiösen Ideen besser bekunden, als alles Andere, was wir von ihm wissen.

Man sieht das christliche Imperium gleichsam an der Arbeit, um sich im Innern freie Bahn zu machen, ohne doch die bestehenden Reichsordnungen zu vernichten, und nach Außen einen über die nachbarlichen Zerwürfnisse hinausgehenden friedlichen Zustand zu gründen. Das hängt nun aber Alles mit den kirchengeschichtlichen Ideen, wie sie Eusebius schon längst ausgesprochen hatte, genau zusammen. Mir ist auffallend, daß in dem Schreiben Constantins bei der Errichtung der Kirche von Mambre dieselben historischen Ansichten vorkommen, zu denen Eusebius sich bekennt. Wir berührten oben, wie der Kirchenvater sich über Abraham und dessen Stellung vernehmen läßt. So sagt nun auch der Kaiser in jenem Schreiben, Abraham ist der Freund Gottes, Gott selbst hat ihn im Hain von Mambre besucht und dann verkündigt, daß alle Welt in ihm gesegnet werden solle (v. Const. III c. 53 S. 212 ed. Heinichen). In der Erfüllung dieser Prophezeiung liegt die Vollendung

der Geschichte. Man erkennt, um darauf zurückzukommen, darin auch den Faden, welcher die historischen Arbeiten des Eusebius verknüpft. Er hauptsächlich hat, wie am Schluß des 1. Bandes ausgeführt worden ist, die Verbindung der griechischen Geschichte mit der ältesten orientalischen eingeleitet, was insofern einen theologisch-mystischen Grund hatte, als es eben die christliche Idee war, welche die ältesten Erinnerungen des Orients mit seiner Zeit verband. Diese theologischen Ideen führt er in der Kirchengeschichte bis auf sein Jahrhundert aus; in dem Leben Constantins entwickelt er sie in Bezug auf die Ereignisse seiner Zeit.

Gerade diese Zusammenfassung des Entlegensten mit dem Nächsten verschaffte den Arbeiten des Eusebius eine unberechenbare Ausdehnung und Einwirkung auf die Nachwelt.

Eusebius hatte zunächst für die Griechen geschrieben. Hieronymus hat dann die eusebianischen Auffassungen in das Abendland verpflanzt. Er übertrug die chronographische Arbeit des Eusebius nicht allein in das lateinische Idiom; er fügte ihr Zusätze hinzu, durch welche sie auch für das vierte Jahrhundert gleichsam ein Handbuch und Muster für die wurde, die sich mit der Aufzeichnung historischer Ereignisse beschäftigten. Gerade das empfahl sie, daß sie die Urgeschichte mit der Geschichte der Zeit verknüpfte.

In ähnlicher Weise verhält es sich auch mit der eigentlichen Kirchengeschichte. Eusebius wurde in griechischer Sprache fortgesetzt. Diese Fortsetzungen sind dann in der Historia tripartita mit einigen einschlägigen Excerpten aus Eusebius selbst unter der Leitung Cassiodors ins Lateinische übersetzt und so dem Occident überliefert worden.

II. Zosimus[1]).

Die Historiographie des Alterthums setzt sich auch nach der Zeit Constantins, in welcher sie noch in den gelesensten Urhebern der Historia Augusta erscheint, einige Jahrhunderte fort. Es gab noch Talente, welche die wichtigsten Zeitereignisse eben in der Art und Weise der alten Historiographie zu beschreiben unternahmen. Der Kampf zwischen Constantius und Julian ist von Ammianus Marcellinus, die ersten Jahre der Nachfolger des Theodosius sind von Zosimus, Justinian und seine Kriege von Procopius dargestellt worden.

Welche Schwierigkeiten es hatte, in den Streitigkeiten, die Staat und Religion umfaßten, die Wahrheit zu finden, ersieht man besonders aus den Reliquien Julians selbst, in denen geradezu entgegengesetzte Ansichten vorkommen. Die ersten Reden sind ein Panegyricus auf Constantius; die ersten Briefe aber, ebenfalls historischer Natur, die er bei seinem Abfall z. B. an die Athener erließ, geradezu das Gegentheil, moralische Verwerfung, Feindseligkeit bis in den Tod. Ammian hat eine natürliche Vorliebe für Julian; in dem Streit desselben mit Constantius nimmt er Partei für ihn. Später aber scheut er sich nicht, auch die Mängel seiner Staatsverwaltung hervorzuheben. Er ist überhaupt tolerant gegen die Christen und theilnehmend gegen

1) Die älteren Ausgaben haben: *ἱστοριῶν νεῶν*, Reitemeyer nach den von ihm verglichenen Handschriften: *ἱστορίας νέας βίβλια ἕξ.* Reitemeyer hat seinen Ausgaben einen commentarius historicus hinzugefügt, eine der besten Arbeiten dieser Art, die wir besitzen.

die Barbaren. In dieser Hinsicht ahmt ihm Procop nach. Eine ganz andere Tendenz tritt bei Zosimus auf, dessen Lebenszeit in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts fällt.

Zosimus war weder ein Kriegsmann wie Ammian, noch auch Civilbegleiter eines Oberfeldherrn, wie Procop; er war ein höherer Beamter, der in seiner Provinz ohne persönlichen Antheil an den eigentlich politischen Angelegenheiten lebte. Der prätorische Präfect des Orients hatte sechzig Anwälte des Fiskus unter sich mit der Bestimmung, über das Eingehen der Auflagen zu wachen. Zwei von diesen sechzig, aus der Reihe der übrigen gewählt, standen an ihrer Spitze und trugen eine besondere Verantwortlichkeit; sie empfingen dann den Titel Spectabilis und Comes. Zu diesen muß Zosimus gehört haben, da er die Titel Comes und Ἀποφισκοσυνήγορος führt.

Die Eingriffe der Kaiser in die finanziellen Verhältnisse der Provinzen erregten seine Opposition, die doch insofern sehr weit ging, daß er die Monarchie überhaupt verwarf. Er ist nicht zufrieden damit, daß die Römer ihr aristokratisches Regiment in ein monarchisches verwandelt haben: denn ein Einzelner könne unmöglich das Nahe und Ferne zugleich verwalten und ausrichten. Er selbst war unter all den Veränderungen der Welt ein ergebener Anhänger des alten Götterdienstes geblieben. Er leitet Alles von dem Zwang der Mören oder den Abwandlungen in den Bewegungen der Gestirne oder den Rathschlägen der Götter her; die Gottheit begünstige die gerechten Anstrengungen der Menschen; bei einer Fruchtbarkeit an kräftigen Geistern gehen die Dinge gut, bei einem Mangel an solchen aber schlecht (I, 1, 5).

Zosimus sieht in dem Christenthum das Verderben des römischen Reiches. In dem Plan seines Werkes schließt er sich an Polybius an, freilich in der entgegengesetzten Tendenz; er sagt einmal, wie Polybius bemerkt habe, daß die Römer die Weltherrschaft in kurzer Zeit erworben haben, so wolle er darstellen, wie sie durch die Frevel der Römer — er bedient sich des homerischen ἀτασθαλίῃσιν — auch in Kurzem zu Grunde gerichtet worden sei (I, 57, 2).

Zosimus ist doch wohl der erste Autor, der die Geschichte

einer großen Epoche unter einem Gesichtspunkt darstellt, bei welchem die wirksamen und vorwaltenden Motive als eben soviel Verkehrtheiten und Verbrechen erscheinen; er verwirft nicht allein das Christenthum und die Vergeudung der Staatsmittel, sondern auch die Ursache der letzteren, die Verbindung mit den Barbaren, von deren Zuständen und Einwirkungen er jedoch keinen deutlichen Begriff hat; Paris ist ihm eine kleine Stadt in Germanien (III c. 9 in.). Zosimus ist ein auf einen engen Horizont beschränkter Reichsbeamter der alten Zeit, in seiner Erzählung aber sehr eifrig und, wenn wir so sagen dürfen, heidnisch-orthodox. Was er nun über die frühere Zeit beibringt, fällt nicht in den Kreis unserer Erörterung; doch denke ich, es ist nicht ganz zu vernachlässigen. Das Verhältniß von Papinian und Ulpian hat er, wie mir scheint, recht gut geschildert. Wir verdanken es ihm, daß wir den Zug Aurelians gegen Zenobia besser verstehen. Ueber die Schlacht von Emesa ist er wenigstens begreiflich (I. c. 53), während Andere den Erfolg einem Wunder zuschreiben. (Vopiscus v. Aurel. c. 25 : subito vi numinis, quod postea est proditum, hortante quadam divina forma per pedites etiam equites restituti sunt.) Auffallend ist aber gleich an dieser Stelle, daß er Probus in Aegypten umkommen läßt (I, c. 24), während doch nach allen Anderen es derselbe Probus war, der später als Kaiser eine so große Rolle spielte.

Seine Arbeit bekommt aber erst in den Zeiten der christlichen Imperatoren ihre volle Bedeutung, und ich darf nicht versäumen, einige Hauptmomente derselben einer näheren Erörterung zu unterziehen. Den Uebertritt Constantins zum Christenthum, der bei Eusebius den Gipfel seines Ruhmes bildet, stellt Zosimus im entgegengesetzten Sinne dar.

1. Constantin und seine Nachfolger.

Nach Zosimus waren die Unthaten Constantins so gräßlich, daß die alte Religion keine Sühne zuließ. Zufällig wird nun Constantin auf die bei den Christen geglaubte Vergebung der Sünden aufmerksam gemacht (II, 9, 6). Er tritt aber nicht etwa sogleich über, sondern fängt nur an, sich von den bisherigen römischen Diensten zu entfernen und verweigert eine Versammlung

aller Truppen auf dem Capitol an dem herkömmlichen Festtage. Der Haß, den er hiedurch auf sich zieht, veranlaßt ihn alsdann, sich eine andere Capitale zu suchen, wozu er Constantinopel wählt. Alles das bedarf kaum einer Widerlegung. Man weiß ja, daß die Hinneigung Constantins zum Christenthum schon vor seiner Ueberwältigung des Maxentius begonnen hatte; daß er seinen Sitz nach Constantinopel verlegte, weil dies für seine Herrschaft im Orient geboten schien. Mir will scheinen, als ob die Darstellung des Zosimus die Ansicht wiederholt, welche unter den Verehrern der alten Götter in Rom gang und gäbe geworden war.

Wo dieser Gesichtspunkt zurücktritt, möchte Zosimus wohl einige Beachtung verdienen, z. B. bei dem Zusammentreffen des Constantin mit Licinius bei Adrianopel.

Zosimus hat die Nachricht, Constantin habe dadurch gesiegt, daß er über den Hebrus (Maritza), der die beiden Lager von einander schied, indem er an einer Stelle, wo der Fluß schmal ist, eine Brücke zu schlagen sich anschickte, an einer anderen durch eine Furt übergegangen sei und zwar den übrigen voraus, er selbst mit blos zwölf Reitern (II, 22, 11). Die Feinde gerathen dadurch in großes Staunen (*ἑστάναι κεχηνότας ἐπὶ τῷ τῆς διαβάσεως ἀδοκήτῳ*) und weichen zurück. Dann folgen die übrigen Reiter und hierauf das Fußvolk. Licinius erleidet eine totale Niederlage, bei der 34 000 Mann umkommen. Die geringe Anzahl der Reiterschar, an deren Spitze Constantin erscheint, steht mit der ungeheuren Zahl der angeblich Getödteten in schneidendem Gegensatz.

Es giebt noch eine andere Erzählung über die Schlacht beim Anon. Vales. § 23 f., der aber von alledem nichts erwähnt. Nur der Gegensatz der beiden Armeen wird hervorgehoben: disciplina militaris und felicitas auf der einen Seite, auf der andern die Unordnung (sine ordine et confuse agens exercitus). Es sieht aus, als habe Constantin den auf den Abhängen einer Anhöhe gelagerten Feind angegriffen, welcher geschlagen wurde, indem er den Gipfel der Anhöhe zu gewinnen suchte.

Ich möchte Zosimus nicht der Lüge zeihen; die beiden Berichte lassen sich vereinigen, wenn man annimmt, daß die gallischen Reiter des Constantin, die sehr geübt waren über die Flüsse

zu setzen (wie sie es in Britannien bewiesen haben), die Feinde dadurch in Verwirrung brachten, daß sie unerwartet durch den Fluß, durch welchen diese gedeckt zu sein meinten, setzten. Dieser Angriff hat aber nothwendig, wenn er Erfolg haben sollte, mit einer Masse geschehen müssen, welche eine solche Wirkung hervorbringen konnte.

Die Darstellung der Regierungshandlungen Constantins athmet überall den giftigsten Haß. Zosimus spricht sich ausführlich gegen die Einrichtung der vier Präfecturen aus, die doch eigentlich nur die Consequenz der von Diocletian eingeführten Theilung der Gewalt gewesen ist (II, 33). Wenn er die Zurückziehung der Truppen von den Grenzplätzen ins Innere für sehr schädlich erklärt, weil infolge davon den Barbaren geringerer Widerstand entgegengesetzt sei, so beruht das auf einem Mißverständniß, einer Verwechselung der Comitatenses und Pseudocomitatenses; nur die ersteren wurden in das Innere zurückgezogen, die letzteren blieben an der Grenze (Wietersheim III, S. 215).

Zosimus schließt mit der Grabschrift: Constantin habe den Staat auf alle Weise beschimpft und verdorben. Seine gläubig-heidnische Auffassung ergiebt sich u. A. daraus, daß er, das unaufhörlich steigende Wachsthum Constantinopels bewundernd, erstaunt ist, kein Orakel seiner Götter zu finden, durch welches dies vorhergesagt würde. Er zieht dann aber einen Spruch der Sibylle herbei, in welchem den Bithyniern Unglück von Byzanz und dessen Herrschaft geweissagt wird (II, 37).

Die Erzählung des Zosimus von den Ereignissen nach dem Tode Constantins ist nicht ohne einen gewissen inneren Zusammenhang. Die Söhne theilen das Reich, wobei Constantius, der mittlere, den Orient behält, die übrigen Reichstheile fallen den beiden anderen, Constantinus und Constans, gemeinschaftlich zu (II, 39). Nun giebt es aber auch noch andere, welche Theil an der Gewalt haben (*συνῆρχον* c. 39, 4). Diese werden sämmtlich getödtet; er schreibt ihre Ermordung dem Constantius zu (c. 40). Die beiden anderen Brüder gerathen bald nachher in Krieg mit einander, wozu Constans die Veranlassung giebt. Sie entzweiten sich über den Besitz Carthagos und des umliegenden Libyens und wegen Italiens. Nach einiger Zeit

greift Constans seinen Bruder an. Dieser wird von den Soldaten des Constans auf dessen Befehl ermordet (c. 41). Dann aber giebt sich Constans seinen bösen Gelüsten hin und übt Grausamkeiten aus, so daß alle ihm unterworfenen Völker mißvergnügt werden, und der Hof selbst sich gegen ihn erhebt unter der Führung des Marcellinus, der die Finanzgeschäfte verwaltet, und des Magnentius, dessen Erhebung keine weitere Schwierigkeit hat, — Constans flieht und wird getödtet.

Man kann in dieser Erzählung — ich möchte sagen: ein Manifest des Marcellinus und Magnentius sehen, womit sie ihre Erhebung entschuldigen. Daraus läßt sich aber der wahre Sachverhalt doch nicht abnehmen. Von vorn herein sollen die Brüder eine Art von Reichstheilung vorgenommen haben (*πρῶτον ἐνείμαντο τὰ ἔθνη* c. 39, 3), und zwar mehr aus jugendlicher Willkür als zum Besten der Gesammtheit — in der oben angegebenen Weise (*εἴχοντο τῶν πραγμάτων, τῇ τῆς νεότητος ἐνδιδόντες ῥοπῇ μᾶλλον ἢ τῷ τῶν κοινῶν ὠφελίμῳ*). Die allgemeine Uebereinstimmung der gleichzeitigen Autoren aber ist, daß bereits Constantin einem Jeden eine Verwaltung mit einer gewissen Selbständigkeit übertragen habe — im Norden und Süden den beiden älteren, in deren Mitte dem jüngeren. Das bedeutete ihr Titel Cäsaren. Man war erfreut, wie schon oben erwähnt, einen Augustus, welcher das Ganze, und die Cäsaren, welche große Provinzen verwalteten, einträchtig mit einander zu sehen. Denn früher hatte sich eben an den Gegensatz zwischen Augusti und Cäsaren die allgemeine Unordnung angeknüpft. Wie es sich damit verhalten habe, berichtet besonders die Historia miscella des Landulf, die aber an die Historia tripartita Cassiodors III, 12 und die Epitome des Victor anknüpft. In der Historia miscella wird zuerst die Bestattung Constantins ungefähr ebenso wie von Eusebius erzählt; von einer letztwilligen Verfügung desselben ist nicht die Rede. Dagegen folgt eine Aufzählung der damaligen Inhaber der Gewalt. Constantinus der Jüngere war von seinem Vater bei dem Fest der zehnjährigen Regierung zum Fürsten in den transalpinischen Gebieten, bei dem zwanzigjährigen Fest sein zweiter Sohn Constantius im Orient, endlich bei dem dreißigjährigen Jubelfest Constans zum Princeps in Italien, Afrika

und Illyricum ernannt worden. Das Wort principatus kann doch wohl nicht Anderes als das Recht einer fürstlichen Hofhaltung bedeuten. Die Worte stimmen ganz mit der Nachricht der Epitome des Victor überein; Landulf fügt nur den Anlaß der Erhebungen hinzu. Die Zeitbestimmungen, wie sie in der Historia miscella angegeben werden, sind nicht vollkommen genau; denn nicht bei den erwähnten Festlichkeiten sind die Erhebungen erfolgt, sondern die des ältesten Sohnes zwei Jahre nach den Decennalien, die der beiden anderen in zehnjährigen Abstufungen [1]). Aber das hat auf die Sache selbst keinen Bezug. Das Verhältniß läßt sich aus dem Panegyrikus des Eusebius, aus dem Jahre 335 abnehmen. Eusebius vergleicht da den Kaiser mit dem Sonnenlicht, welches durch seine Strahlen die entferntesten Regionen erleuchte; die Cäsaren betrachtet er gleichsam als Strahlen dieser Sonne. Von einer Erbtheilung ist dabei nicht die Rede, sondern nur von einem Antheil an der Verwaltung [2]); denn die höchste Gewalt behielt sich Constantin unbedingt vor. Aus dem Panegyrikus sieht man zugleich, daß die Aufstellung des Dalmatius in einem ähnlichen Lichte betrachtet wurde [3]). In diesem Sinne ist auch die Stelle in der

1) Die Erhebung des jüngeren Constantius erfolgte den 1. März 317 (Fast. Idat. Chron. Pasch. S. 523, 8 ed. Bonn.), die des Constantius im Jahre 323 nach der Chronik des Eusebius, am 10. October nach Ammian XII, 5, 1, am 8. November nach den Fast. Idat. und dem Chron. Pasch. S. 525, 10, die jedoch das Jahr unrichtig angeben; die des Constans den 25. Dezember 333 (nach den Fast. Idat.). Eusebius selbst giebt in der Vita und im Panegyrikus die Zeitbestimmungen für die Erhebung der Cäsaren nach den auf einander folgenden Decennien der Regierung Constantins an (*τριακονταετηρικός* c. 3 S. 417 ed. Heinichen: *κατὰ τὴν πρώτην τῆς βασιλικῆς περιόδου δεκάδα, ἐπὶ τῇ δευτέρᾳ δεκάδι, ἐπὶ τῇ τρίτῃ δεκάδι*); in der vita Const. IV. c. 40 haben die Zeitbestimmungen, obwohl in etwas abweichender Form gegeben, doch dieselbe Bedeutung (vergl. Vales z. St.); die unrichtigen Zeitangaben finden sich bei Sokrates noch nicht; sie sind vielmehr erst durch die ungenaue Uebersetzung der Stelle desselben in der Historia tripartita veranlaßt worden.

2) c. 3 *ἐφ' ἑκάστῃ περιόδῳ δεκαετοῦς πανηγύρεως ἕνα τινὰ τῶν αὐτοῦ παίδων ἐπὶ τὴν τοῦ βασιλικοῦ θρόνου κοινωνίαν προχειρίζομενος.*

3) c. 3 S. 418. *ἤδη καὶ, τετάρτης ἀνακυκλουμένης περιόδου συναύξων τὴν βασιλείαν ἀφθόνῳ κοινωνίᾳ τοῦ γένους Καισάρων ἀναδείξεσι.* Auch aus einer anderen Vergleichung, deren sich Eusebius in

vita IV c. 51 zu erklären, in welcher Eusebius des Dalmatius nicht weiter gedenkt; es heißt in derselben, Constantin habe die Gesammtheit des Reiches, wie einen väterlichen Besitz überhaupt den Geliebtesten vermacht (*τὴν σύμπασαν τῆς βασιλείας ἀρχὴν τρισὶν τοῖς αὐτοῦ διῄρει παισίν, οἷά τινα πατρῴαν οὐσίαν τοῖς αὐτοῦ κληροδοτῶν φιλτάτοις*). Von einer eigentlichen Erbtheilung aber oder gar einer Abtretung der Reichsgewalt selbst war dabei nicht die Rede. Die Bezeichnung der drei Gebiete findet sich ebenfalls schon bei Eusebius. Man erkennt auch hier den Charakter der Vita wieder, in der sich die momentane Lage abspiegelt ohne Verletzung der Wahrheit. Sokrates, der ihn überhaupt hie und da berichtigt, giebt auch hier (I c. 38 S. 75) eine etwas abweichende Darstellung. Er erzählt einfach, daß den Cäsaren ein Antheil an der Regierung ertheilt worden sei (*καταστήσας τῶν μερῶν ἄρχειν*); dem ältesten seien die westlichen, dem zweiten die östlichen Provinzen zuertheilt worden, den Antheil des dritten bestimmt er nicht näher. Auf Sokrates muß deshalb Werth gelegt werden, weil er der Historia tripartita zu Grunde liegt, diese aber dem Landulf.

In der Epitome des Victor c. 45 werden die verschiedenen Gebietsbezirke gleichartig, aber noch genauer bezeichnet. Für Constantinus werden die transalpinischen Länder bestimmt, so daß dann für die Ausstattung des Constans Afrika, Italien, Illyrikum gewonnen wird. Daß auch Victor nicht etwa die spätere sondern die frühere Zeit im Auge gehabt, ergiebt sich daraus, daß er die Ausstattung der beiden Neffen Constantins, Dalmatius und Annibalianus in ihrem vollen Umfang hinzugefügt.

So hat auch der Anonymus Valesii: Gallias Constantinus minor regebat, Orientem Constantius, Africam, Illyricum et Italiam Constans. Den Tod Constantins erwähnt er erst

---

Beziehung auf das Verhältniß der vier Cäsaren zu dem Augustus bedient, geht deutlich hervor, daß Constantin selbst sich die oberste Leitung vorbehielt. c. 3 S. 419, *ὑπὸ μίαν ζεύγλην βασιλικοῦ τεθρίππου τέτταρας ὑποζεύξας αὐτὸς ἑαυτῷ οἷά τινας πώλους τοὺς ἀνδρειοτάτους καίσαρας ἡνίαις τε αὐτοὺς ἐνθέου συμφωνίας τε καὶ ὁμονοίας ἁρμοσάμενος ἄνωθεν ὑψηλῶς ἡνιοχῶν ἐλαύνει . . . αὐτός τε τοῖς πᾶσιν ἐπιπαρὼν καὶ τὰ πάντα διασκοπούμενος.*

nachher; er spricht offenbar von dem Zustande, der bis dahin bereits vorhanden war. Und da gedenkt er dann auch des Dalmatius, des Neffen Constantins, der das Donauufer gegen die Gothen zu beschützen hatte, und des Annibalianus, des Königs der Könige und der Völker am Pontus. Authentischer ist ohne Zweifel Victor, der die Herrschaft des Dalmatius über Thracien, Macedonien und Achaja ausdehnt[1]), Annibalianus über Armenien und die benachbarten Nationen regieren läßt. Man sieht, in welcher Weise das Reich geordnet war, als Constantin starb.

Zosimus versichert nicht allein, daß Dalmatius von Constantin zum Cäsar erklärt worden, sondern auch, daß Annibalianus zum Nobilissimat d. h. einer Würde, die nur den Anverwandten des Kaisers gegönnt wurde, erhoben worden sei. Er bedient sich des Wortes: *συνῆρχον*, was doch nichts anderes bedeuten kann, als daß sie dem kaiserlichen Hause angehörten; denn in dieselbe Kategorie versetzt er den Julius Constantius, Constantins Bruder, dem doch keine besondere Provinz zugeschrieben wird. Es sind eben die erwachsenen Mitglieder des kaiserlichen Hauses, die nun nach Zosimus sämmtlich umgebracht werden, mit all den anderen, die bei Constantin in besonderem Vertrauen gestanden haben. Zosimus nimmt also keine eigentliche Erbtheilung durch Constantin an; er besteht auch nicht auf der früheren Ausstattung der Cäsaren; er erklärt die Theilung für einen Akt der Willkür der drei Söhne. Erst nachdem sie das Reich getheilt haben, vernichten sie ihre Verwandtschaft; der Schuldigste hiebei ist Constantius, der mit seinem Vater in Ruchlosigkeit wetteifert. Ihm wird es dann zugeschrieben, daß zuletzt auch Annibalianus ermordet wird, weil Constantius die Truppen veranlaßt habe auszurufen, daß sie keinem Anderen als den Söhnen Constantins gehorchen wollen. Diesen Ausruf nimmt er doch an; es ist aber dieselbe Ansicht, welche nach Eusebius gleich nach dem Tode Constantins noch vor der Ankunft des Constantius in Constantinopel gefaßt und dann von dem ganzen

1) Statt Dalmatiam Thraciam Macedoniamque et Achajam ist Dalmatius Thraciam zu lesen.

Heere genehmigt wurde. Zosimus II c. 40: *ὡς οὐκ ἂν ἄρχοντος ἑτέρου πλὴν τῶν Κωνσταντίνου παίδων ἀνάσχοιντο.* Eusebius v. Const. IV c. 67: *μηδένα γνωρίζειν ἕτερον ἢ μόνους τοὺς αὐτοῦ (Κωνσταντίνου) παῖδας Ῥωμαίων αὐτοκράτορας.*

Zosimus ist gar nicht ohne eigenthümliche Notizen. Ihn durchaus zu verwerfen, würde unrecht sein — aber seine Ansichten sind unbegründet und nicht annehmbar. Aus den verschiedenen Nachrichten ergiebt sich nach meinem Dafürhalten mit Bestimmtheit: 1) daß kein Testament Constantins existirte; 2) bei seinem Tode aber die Söhne und zwei andere der nächsten Verwandten bereits Antheil an der Regierung hatten; 3) daß die Truppen, die den Söhnen verpflichtet waren, auch keinem Anderen Gehorsam schuldig zu sein meinten. Soweit war die Macht des Imperators keineswegs ausgebildet, um eigentliche Erbtheilungsverfügungen zu erlassen. Nachdem nun die drei Söhne allein anerkannt waren, so folgte die Ermordung der Uebrigen, um ihren Ansprüchen auf immer ein Ende zu machen, wie bei Crispus und dem Sohne des Licinius. — Was Zosimus dann über den Zwist zwischen Constantin dem Jüngern und Constans beifügt, ist zu sehr darauf berechnet, um den Mord des Constans zu rechtfertigen. Wahrscheinlicher ist es in der That, daß Constantinus als der älteste seine Macht in dem Gebietsbereich der beiden Anderen auszudehnen versucht hat. So sagt Eutropius X, 9: Constantinum bellum fratri inferentem et apud Aquilejam inconsultius proelium adgressum Constantis duces interemerunt [1]).

Ist nun aber Zosimus überall zu verwerfen, wo er über die Persönlichkeit der ihm verhaßten Kaiser urtheilt, so bringt er doch in den Stellen, wo die einfache Thatsache berichtet wird, Nachrichten bei, welche bezeugen, daß er eine gute Information vor

---

1) So erzählen auch alle übrigen Autoren mit alleiniger Ausnahme des Philostorgius III, c. 1; dessen Bericht ist aber nach der überlieferten Fassung verworren und insofern falsch., als darin Constans als der älteste der Söhne Constantins bezeichnet wird. Am eingehendsten über den Kampf zwischen Constantin und Constans ist Zonaras XIII, c. 5. Seine Angabe, daß Constans zur Zeit des Einfalls des Constantin in sein Gebiet sich in Dacien aufgehalten habe (II, S. 12. D. ed. Paris), wird durch die Datirung eines Gesetzes bestätigt. (Godofredus in Ritters Ausgabe des Cod. Theodos. Th. I, S. XXI).

sich hatte. Ich bin ihm in meiner Darstellung des Magnentius gefolgt, da dabei von seiner gewohnten Parteilichkeit nichts weiter verlautet. Er reproducirt nur eben die ihm vorliegenden Berichte. Wie mir scheint, sind es deren zwei, die hier aneinandergereiht werden. Die Erzählung der Vorfälle, die der Schlacht von Mursa vorangingen, und dieser selbst ist von vielem Werth. Dann aber fährt er fort: Magnentius fürchtete von den Truppen, die noch übrig waren, dem Feinde ausgeliefert zu werden (*δεδιώς, μή ποτε παρὰ τῶν ἔτι λελειμμένων ἐκδοθείη τῷ Κωνσταντίῳ* II, 53, 2). In Italien war seines Bleibens nicht, weil er erfuhr, daß Rom nach dem Siege des Constantius auf dessen Seite getreten war (*τοὺς κατὰ τὴν Ῥώμην ἔγνω τὰ Κωνσταντίου φρονοῦντας* 3).

Aber aus Julian (or. I S. 39 ff.) ist gewiß, daß Magnentius noch bei Aquileja Widerstand zu leisten versuchte, bei Patavium nochmals geschlagen ward, und noch einmal in den cottischen Alpen, worauf er in Lugdunum, von seinen Truppen mit der Auslieferung bedroht, sich selbst den Tod gab. Schon von anderen ist bemerkt worden, daß Zosimus Gallus, den Bruder Julians, der notorisch ein sehr grausamer Mensch war, viel zu günstig beurtheilte und alle Schuld auf Constantius häufte.

2. Julian.

Es tritt nun Julian hervor. Darin, daß Eusebia für Julian gewesen sei, stimmt Zosimus dem Ammian (XV, 8, 3) bei. Er behauptet sogar, die Kaiserin habe ihren Gemahl zuerst auf den Gedanken gebracht, Julian wieder hervorzuheben und zum Cäsaren zu ernennen, aber die Gründe, mit denen er sie ihr Gesuch unterstützen läßt, sind keineswegs dieselben. Er soll erhoben werden, weil er mit Staatsgeschäften wenig bekannt, wenn es ihm glückt, die Erfolge dem Kaiser wird zuschreiben müssen; sollte es ihm aber mißglücken, so würde er umkommen und der Kaiser in der Familie niemand haben, der ihm gefährlich werden könnte (*ἢ κατά τι πταίσας, τεθνήξεται· καὶ οὐδένα ἕξει τοῦ λοιποῦ ὁ Κωνστάντιος ὡς ἐκ γένους βασιλικοῦ πρὸς τὴν τῶν ὅλων ἀρχὴν κληθησόμενον*, III, 1, 7). Er wird also nicht empfohlen, weil er ein Verwandter ist, sondern, obgleich er

ein solcher ist, mit der Aussicht sogar, daß er bei einem Unfalle leicht umkommen würde. Die Kaiserin Eusebia, die sonst eines hohen Ruhmes genießt, erscheint hiebei sehr zweideutig und verrätherisch. Ich denke, daß Zosimus keinen Glauben verdient.

Ich komme nun auf die Entzweiung des Constantius mit Julian. Eines der wichtigsten Momente der Kriegsführung im römischen Reiche liegt darin, daß die Waffen im Osten und Westen zu großen Unternehmungen verbunden werden mußten. Niemals aber war der persische Krieg gefährlicher gewesen, als in diesem Augenblicke, und wenn Ammian (XX, 4) erzählt, daß Constantius auf die Nachricht von dem Einfalle der Perser sich anschickte, nach dem Orient zu ziehen, und zu diesem Zwecke von Gallien, welches ruhig war, einige Truppentheile abrief, so liegt in einem solchen Verlangen nichts Ungebührliches. Dennoch sah man darin schon damals einen Akt der Eifersucht gegen Julian. Ammian spricht dies nur mit einer gewissen Bescheidenheit aus (XX, 4, 1: Constantinum urebant Juliani virtutes). Um Vieles weiter geht aber Zosimus. Des eigentlichen Motives gedenkt er so wenig, daß er vielmehr versichert, der Osten habe eine vollkommene Ruhe genossen (Zos. III, 8, 6: *δοκούντων εἶναι τῶν κατὰ τὴν ἑῴαν ἐν ἡσυχίᾳ*). Das eigentliche und einzige Motiv ist der Neid, von dem Constantius erfüllt ist. Er suchte nur nach Vorwänden, um Macht und Ansehen des Cäsar zu schwächen. Aus diesem Grunde fordert er Anfangs zwei Legionen, welche Julian ihm sendet; und da Julian den Verlust ersetzt hat, bald darauf noch andere Legionen, endlich vier Reitergeschwader [1]). Die zum Abzug nach dem Orient bestimmten Truppen hielten sich bereit, denselben anzutreten;

1) Zosimus II, c. 8: *πέμπει τάγματα δύο τῶν ἐν Κελτοῖς στρατιωτῶν ἐκπεμφθῆναι κελεύων ὡς δὴ τῆς ἀπὸ τούτων βοηθείας δεόμενος.* Das sind die beiden Legionen, deren auch Ammian gedenkt XIX, 5, 2, duae legiones Magnentiacae recens e Galliis ductae. Zosimus fügt dann hinzu: *ἕτερα τάγματα στρατωτικὰ πεμφθῆναι παρὰ τοῦ Καίσαρος αἰτεῖ καὶ τυχὼν τῆς αἰτήσεως τρεῖς ἄλλως μετ' οὐ πολὺ τέσσαρας ἴλας ὡς αὐτὸν ἐκέλευεν ἐκπεμφθῆναι.* Nach Julians eigenem Bericht (ep. ad. Athen. S. 280 D.) schickte er an Constantius *τέτταρας ἀριθμοὺς τῶν κρατίστων πεζῶν, τρεῖς ἄλλους τῶν ἐλαττόνων ἱππέων τάγματα, δύο τὰ ἐντιμότα.* (Hertlein I, S. 361, 15 setzt das Komma vor *ἱππέων*.)

aber indem sie diesen Abzug mit einem Schmause feierten, wurden von einigen Tribunen anonyme Briefe im Heere ausgestreut, in welchen man die Abberufung der Truppen als eine Feindseligkeit gegen den Cäsar schildert, worauf dann die aufgeregten Truppen, mit der Pike in der Hand, nach dem Palast stürmen, Julian herausholen und ihm das Diadem aufsetzen. Der Verlauf des Aufruhrs ist bei Ammian ein ganz anderer. Ein Diadem empfängt Julian schon deshalb nicht, weil keins vorhanden war. Die Erzählung des Zosimus ist flüchtig und traditionell gefaßt.

Auch in allem Folgenden verdient Ammian den Vorzug; nur in dem persischen Feldzuge Julians bringt Zosimus Manches bei, wodurch Ammian ergänzt wird. Der Empfang, den Julian in Batnä fand, wird von Zosimus (III c. 12) ausführlicher beschrieben (vergl. Ammian XXIII, 2, 7). Die Schilderung der Belagerung von Magoamalcha bei Ammian (XXIV, 24) ist vortrefflich; der Angriff der Römer, sowie die Vertheidigung der Perser, bis endlich die Römer aus ihren Minen, wie bei Veji, hervordringen und die persischen Wachen, die sich mit Liedern zum Preise ihres Königs die Zeit vertreiben, überwältigen. Hie und da stimmen die beiden Erzählungen in Einzelheiten zusammen, wobei die des Zosimus nicht die Anschaulichkeit der anderen erreicht; aber sie enthält doch manche denkwürdigen Umstände, die bei Ammian fehlen. Zuweilen treten aber auch charakteristische Abweichungen hervor; bei dem Verluste eines Scharmützels der Vortruppen erwähnen die beiden Autoren, daß der Kaiser die betheiligten Kriegstribunen bestraft habe; aber nur Ammian giebt an, daß auch von den gemeinen Leuten einige am Leben bestraft worden seien, nach alter Sitte der Römer (c. 3, 2). Wenn aber Zosimus (c. 3) dann weiter erzählt, Julian habe die Soldaten durch freundliche Worte zu ermuntern gesucht: *φιλοφρονούμενος ἐτίμα;* und jedem hundert Denare geschenkt, so verhält sich das doch nach dem genaueren Berichte Ammians ganz anders. Danach versprach der Kaiser einem Jeden hundert Denare, die Leute aber murrten über die Geringfügigkeit dieser Gratification. Der Kaiser hielt ihnen darauf eine fulminante Rede, in der er dem Reichthum der Perser gegenüber die Armuth des römischen

Reiches betonte. Einige Rücksicht verdienen die Berichte des Zosimus über den Feldzug Julians auch deshalb, weil er aus Eunapius geschöpft hat, dem von Anhängern Julians Mittheilungen über Vorfälle unter seiner Regierung gemacht worden sind [1]).

Neben Ammian und Zosimus tritt aber bei dem persischen Feldzuge noch ein dritter Berichterstatter ein, der Sophist Libanius. Mit diesem gerathen sie hie und da in einen Widerstreit, der den späteren Leser in Verlegenheit setzt. Da ich auf den Uebergang über den Tigris in meiner Darstellung so großen Werth gelegt habe, so sei mir erlaubt noch Einiges über die Berichterstatter über dieses Ereigniß hinzuzufügen. Libanius, der die mythologisch-philosophischen Ideen Julians vollkommen theilte, hat denselben in diesem Sinne beschrieben. Kein Mensch wird ihm in seiner reactionären Wundergläubigkeit folgen; aber seine Gesammtauffassung ist eine eigenthümliche. Bei Ammian erscheint der Kaiser mehr listig als groß; bei Libanius mehr fest von Gesinnung und entschlossen in seinen Handlungen. Libanius hat Anspruch auf die Glaubwürdigkeit der Motive, da er mit der Umgebung des Kaisers in Correspondenz stand und sich mit großem Eifer in jedem Momente nach dem Laufe der Begebenheiten erkundigte [2]); Ammian war

---

1) Das Erstere ergiebt sich aus der sehr bestimmten Versicherung des Photius, das Letztere aus einem Fragment des Eunapius; er giebt an (Frgt. 8 bei Müller IV, S. 15), daß der vertraute Arzt Julians, Oribasius, ihm seine Aufzeichnungen über die Unternehmungen Julians überlassen habe (*τῶν πράξεων πάσας δ᾽ ἠπίστατο παρὼν ἁπάσαις μάλα ἀκριβῶς ὑπόμνημα συνετέλει πρὸς τὴν γραφὴν*). Schon Heyne, der um die Kritik der alten Historiker überhaupt Verdienst hat, hat auf die Verwechselung zwischen Quaden und Chamaven, die dem Zosimus begegnet ist, aufmerksam gemacht, noch bündiger v. Sybel in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1844, S. 21.

2) Von Julian erhielt Libanius, wie er selbst sagt, den letzten Brief von der Grenze des Reiches (*γράμματα ὕστατα πέμψας ἀπὸ τῶν τῆς ἀρχῆς ὅρων*), nämlich von Hierapolis (I, S. 90, 4 Reiske); dieser Brief Julians ist erhalten (ep. 27). Später empfing Libanius Nachrichten von dem comes Orientis Rufinus (ep. 143). Als er Kunde von dem Tode Julians erhalten hatte, war er auf das eifrigste bemüht, Nachrichten über den Verlauf des Feldzuges einzuziehen (Schreiben an Aristophon ep. 1886).

dem Kaiser damals nicht ferne; er hat aber mehr die Gesichtspunkte eines Unteranführers. Aus diesem Grunde habe ich die Erzählung des Libanius hervorgehoben; das Wunder ist auch bei ihm, wie so oft, nur Fehler der Auffassung; daß die Thatsachen richtig sind, schien mir besonders auch aus dem Breviarium des Rufus hervorzugehen. An eine Benutzung des Libanius ist dabei nicht zu denken, aber man sieht, daß die Erzählung in dem nächsten Decennium die vorherrschende war [1]). Rufus gedenkt der Flotte im Euphrat und der überlieferten oder eroberten Kastelle doch nur flüchtig. Den Uebergang berichtet er ausführlicher. Man erfährt bei ihm, daß die militärischen Wettkämpfe, welche angestellt wurden, — deren auch Libanius gedenkt — dazu bestimmt waren, den Feind sicher zu machen (cum ludos campestres ut hostis sollicitudinem demeret per diem agitasset); dann aber wird der Ueberfall des gegenüberliegenden Ufers in der Nacht (noctis medio) vollzogen. Es ist keine von Libanius stammende Phrase, daß man zur Nacht Etwas unternommen habe, wovor man am Tage zurückgeschrocken wäre; dasselbe sagt das Breviarium ohne alle Rhetorik: milites per ardua nitentes, qua difficilis

1) Die Annahme, daß von Rufus der Epitaphios des Libanius benutzt worden sei, hat man dadurch zu begründen gesucht, daß nur von diesen beiden Autoren (und in den von Libanius abhängigen Berichten) Spiele vor Ktesiphon erwähnt würden. Allein das ist unrichtig; derselben wird vielmehr auch in der Ueberschrift eines Gedichtes der Anthologie gedacht: *χρησμὸς δοθεὶς Ἰουλιανῷ τῷ ἀποστάτῃ, ὅτε τὴν γενέθλιον ἡμέραν ἐπιτελῶν ἑαυτοῦ διῆγε περὶ Κτησιφῶντα ἀγῶνας ἱππικὰς θεώμενος* (Th. II, S. 591 in der Ausgabe von Frdr. Jacobs, Leipzig 1813, l. XIV, Nr. 148). Die Erwähnung der *γενέθλιος ἡμέρα* beweist die Unabhängigkeit dieser Angabe von den Berichten des Libanius und Rufus. (Ohne diese Erwähnung führt denselben *χρησμός* Suidas an; Müller, Frgta. Hist. Graec. IV, S. 28, Frgt. 27, und Dindorf, Hist. Graec. minor. I, S. 230, haben die Stelle unter das Fragment des Eunapius aufgenommen, vergl. Frgt. 22, 2 bei Müller, in dem Eunapius berichtet, daß Julian in der Ebene bei Ktesiphon für die Truppen Ergötzlichkeiten veranstaltet habe.) Eine Benutzung des Libanius durch Rufus ist auch deshalb unwahrscheinlich, weil dieser sein Breviarium fast um dieselbe Zeit abgefaßt hat (im Jahre 369, vgl. Mommsen in den Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1862, S. 157), wie Libanius den Epitaphios. Ueberdieß kommen bei Rufus eine Reihe von Angaben vor, die sich bei dem griechischen Autor nicht finden.

etiam per diem et nullo prohibente, fuisset ascensus Persas terrore subito miscuerunt; ganz ähnlich bei Libanius S. 606, 17 *ὃν οὐκ ἂν μηδενὸς εἴργοντος μεθ᾽ ἡμέραν εὔζωνοι κρημνὸν ἐθάῤῥησαν, διὰ νυκτὸς ὁπλῖται ἀναβεβήκεσαν;* ebenso, daß das Eindringen in Ktesiphon nur dadurch verhindert worden sei, daß die Römer sich damit aufhielten, Beute zu machen.

Zosimus ist nun weit entfernt davon, sich an Libanius anzuschließen, wahrscheinlich hat er ihn gar nicht gekannt. In der Hauptsache stimmt er mit Ammian überein, doch ist er minder verständlich, und Eines und das Andere hat er, was bei Ammian nicht vorkommt und doch sehr wahrscheinlich ist, z. B. die zum Schutz eines königlichen Paradieses bestimmten Mauern auf der gegenüberliegenden Seite. Ich zweifle nicht, daß er auch hier einen besonderen Bericht vor sich hatte. Ohne diese Voraussetzung wäre es überflüssig, seiner ausführlich zu gedenken, da er selbst erst anderthalb Jahrhunderte nach dem Ereigniß geschrieben hat. Hält man sie aber fest, so ist er nicht unberücksichtigt zu lassen.

Bei den folgenden Ereignissen hat Zosimus mancherlei Abweichungen, mancherlei Zusätze, aber der Faden der Begebenheiten läßt sich doch nur bei Ammian verfolgen. Die Schlacht, in welcher Julian verwundet wurde, wird bei Zosimus im Allgemeinen ebenso geschildert, wie bei Ammian. Auffallend ist, daß Zosimus ihn durch ein Schwert verwundet werden läßt, während Ammian (XXV, 6, 2) nur von einer hasta equestris weiß, einer solchen von der schon Cicero sagt: jussit evelli, qua transfixus erat, hastam. Mit Ammian stimmen die Angaben der anderen Autoren überein. Libanius sagt (Reiske, S. 713), daß Julian durch ein *δόρυ ἵππειον* getödtet worden sei, bei Rufus heißt es: ab hostium obvio equite conto per ilia ictus und in Uebereinstimmung damit in der Epitome des Victor: conto percutitur, bei Gregor von Nazianz (S. 679) *κατηκοντίσθαι.* Wagner legt die Worte Ammians so aus, als ob dabei an einen Pfeilschuß zu denken sei, was von ihm auch in seine Uebersetzung aufgenommen ist, aber keine ernstliche Berücksichtigung verdient.

3. Valentinian I. bis Valentinian II.

Ueber die Ereignisse, die nach dem Tode Jovians folgten, stimmen Zosimus und Zonaras selbst in einzelnen Worten zusammen, ohne daß sie jedoch identisch wären; sie könnten wohl aus einer gemeinschaftlichen Quelle stammen, aber auch diese hatte keinen Werth, denn wenn sie annehmen, daß von dem versammelten Heere zuerst Sallustius als Nachfolger in Aussicht genommen worden sei, so erscheint das als eine Verwechselung mit dem, was schon nach dem Tode Julians wirklich vorgefallen ist. Wir müssen uns auch hier an den Zeitgenossen Ammian halten, der eine gute und einleuchtende Nachricht darüber hat.

Doch fügt Zosimus den Berichten des Ammian noch Einiges hinzu, was dieselben auf erwünschte Weise ergänzt. Der an sich unbedeutenden Notiz, die er über die Feldzüge des Valens gegen die Gothen giebt, bringt er doch eine werthvolle Nachricht über die Bedingungen des Friedens bei, der zwischen ihnen geschlossen wurde; es sei bestimmt worden, daß die Römer ihre Besitzungen am rechten Donauufer ungestört behalten sollten (*Ῥωμαίους μὲν ἔχειν μετὰ πάσης ἀσφαλείας ὅσα πρότερον εἶχον* IV, c. 11, 6); die Gothen sollten nicht über den Fluß gehen (*βαρβάροις τε ἀπέγνωστο μὴ περαιοῦσθαι μηδὲ ὅλως ποτὲ τοῖς Ῥωμαίοις ἐπιβαίνειν ὁρίοις*). Die Ansprüche des constantinischen Hauses zu vertheidigen gaben die Gothen auf.

Kommen wir aber dann auf den großen Kampf zwischen Gothen und Römern, so gerathen wir wieder in mancherlei Zweifel. Dem jungen Gratian wird bei Zosimus Schuld gegeben, daß er über den Tod des Valens nicht sehr mißvergnügt gewesen sei; er wählt Theodosius zum *κοινωνὸς τῆς βασιλείας*. Des Theodosius wird von Zosimus mit nicht geringerer Ungunst gedacht, als des Constantin und Constantius. Ein chronologisches Bedenken weckt seine Erzählung über die Vernichtung der Gothen in Asien. Bei Ammian (XXXI, 16, 8) wird dieselbe unmittelbar nach der Schlacht bei Adrianopel, gegen die sie gleichsam ein Gegengewicht gebildet habe, also doch wohl noch vor der Erhebung des Theodosius vollzogen, während Zosimus sie nach der Nachricht von Theodosius' Erwählung setzt. Der Magister Militum Julius

schreibt aber an den Senat von Constantinopel, um sich Verhaltungsmaßregeln zu erbitten, obwohl er von dem Regierungsantritt des Theodosius bereits weiß (VI, c. 29). Sehr zum Nachtheil des Theodosius wird ein angeblicher Ueberfall der Gothen erzählt, dem der Kaiser nur mit Mühe entrann, und zwar mit Hülfe der Römer, die bei ihm aushielten, wie denn Zosimus der Barbaren immer in gehässiger Weise Erwähnung thut. Die Barbaren treiben Brandschatzungen ein, gehen aber wieder zurück. Von Theodosius werden dann auf die Städte neue Auflagen gelegt; was die Barbaren übrig gelassen haben, nehmen die Steuererheber. Die definitive Aufnahme der Gothen schreibt Zosimus einfach der ἠλιθιότης, der Geistesbeschränktheit des Theodosius zu (IV, 33, 5). Die Schwelgerei, der er anhing, ist ein Hauptgrund für das Verderben des Staates. Er belagerte die Sitze der Götter in Stadt und Land (*τὰ τῶν θεῶν ἕδη ἐπολιόρκει*). Die Verbindung mit den Barbaren und die Vertilgung des heidnischen Götterdienstes gehen Hand in Hand und beide bewirken die Erschlaffung des Landes.

Ueber die hiermit zusammenhängenden Verwickelungen aber, besonders die Empörung des Maximus finden sich dann weiter Angaben unverständlicher Art. Bei der Darstellung dieser Verhältnisse möchte ich selbst nicht dem gelehrten Richter folgen, der leider den Studien zu früh entzogen worden ist. Zosimus läßt den Gratian mit einem Gefolge von dreihundertundsechzig Reitern entfliehen. Wohin aber? Zosimus sagt: er habe sich nicht nach Italien gewandt, sondern nach Rhätien, Pannonien, Noricum und Ober-Mösien, bei dem Uebergang über die Brücke bei Singidunum, also Belgrad, sei er von Andragathius eingeholt und getödtet worden (IV, c. 35). Man hat statt Singidunum Lugdunum lesen wollen, was in der That der Wahrheit näher käme; allein was sollte dann aus jenem Zuge über Rhätien, Pannonien, Ober-Mösien werden?

Eine ähnliche Verwirrung bemerken wir bei dem Zuge des Maximus. Zosimus Angaben über die Sendung des Syrers Dominus, dem Maximus Truppen mitgegeben haben soll, die ihn nach Pannonien führten, während er nach Italien ging, und die Vorsichtsmaßregeln, die er anwandte, um sein Unternehmen verborgen zu halten, sind sehr abenteuerlich und kaum verständ-

lich. Bei Theodoret (V, c. 14) findet sich nur, daß Maximus den jungen Valentinian und dessen Mutter wegen ihres Verfahrens gegen Ambrosius bedroht und zugleich Hand angelegt habe, diese Drohungen auszuführen. Er rückt gegen Mailand vor, worauf Valentinian nach Illyricum flieht. Die ganze Sache hat einen anderen Anstrich. Von den religiösen Differenzen und deren Beilegung, die doch bei der Begegnung des Theodosius und Valentinian die größte Rolle gespielt haben, schweigt Zosimus. Er leitet die Versöhnung von den schlechten Eigenschaften des Theodosius her. Nach Zosimus (IV, c. 44) war Theodosius verweichlicht, schwelgerisch und den Frauen nicht abhold (*διὰ τὴν ἔμφυτον μαλακίαν καὶ τὴν τῆς προλαβούσης διαίτης ἐκμέλειαν* § 1, *τὸ περὶ τὰς ἐρωτικὰς ἐπιθυμίας ἐπιῤῥεπές* § 4). Diese Schwäche benutzte Justina, um ihm ihre Tochter Galla vorzustellen. Dadurch hauptsächlich gelang es ihr, Theodosius zur Hülfsleistung zu bewegen. Ich denke nicht, daß diese Darstellung eine besondere Berücksichtigung verdient. Gegen den großen Theodosius athmet Zosimus nur Haß und Verachtung. Auch die unglücklichen Ereignisse, welche nach dem Tode des Theodosius eintraten, schreibt er doch eigentlich diesem selbst zu.

Am Ende des vierten Buches macht Zosimus gleichsam einen Schluß. An den Bericht über die Zurückweisung der Anträge des Senats auf Fortsetzung der Opfer auf öffentliche Kosten durch Theodosius bei seiner Anwesenheit in Rom knüpft Zosimus die Erzählung von der weiteren Verwüstung des römischen Reiches nicht blos als Zeitfolge, wie man aus den Uebersetzungen schließen möchte, sondern förmlich als Causalnexus. Da nämlich, sagt er, das Band sich löste, welches Politik und Opfer verband, so ist das römische Reich verringert und ein Wohnsitz der Barbaren geworden und so verwüstet, daß man nicht einmal die Stätte mehr kennt, wo Städte gestanden haben.

Wie es soweit gekommen, will er nun erzählen, doch liegt Allem der Zorn der Götter zu Grunde, dessen Ursache er in der Verweigerung der Opferspenden durch Theodosius zu erkennen meint.

Der Zorneseifer des Zosimus wendet sich hauptsächlich gegen Rufinus, der selbst die höchste Gewalt an sein Haus zu

bringen gedacht habe. Der Sohn eines Freundes des großen Julian — so bezeichnet ihn Zosimus — des Florentius, Lucianus, Comes des Orients, zerfällt mit Eucherius, dem Oheim des Arcadius, der den Comes bei Arcadius verleumdet, der wiederum Rufinus deswegen betheiligt, weil er Lucianus begünstigt hat. Rufinus ergrimmt, geht nach Alexandrien, wo er den Lucianus recht eigentlich todtschlagen läßt. — Dann begegnet ihm aber, daß ein Verschnittener Eutropius den Kaiser dahin bringt, eine Tochter des Bauto zu seiner Gemahlin zu wählen, wodurch Rufinus gegen Eutropius auf das heftigste aufgebracht wird. Durch die Eingriffe Stilicho's, welcher behauptet, daß ihm die Fürsorge über das ganze Reich übertragen sei, gereizt, setzte Rufinus einen noch schlechteren Menschen als er selbst war, einen gewissen Antiochus, ein wahres Werkzeug der Bosheit, zum Proconsul von Griechenland ein, in der Absicht, den eindringenden Barbaren dadurch die Verwüstung Griechenlands zu erleichtern. In derselben Absicht bestellte Rufinus den Gerontius zum Hüter der Thermopylen. Nachdem dies vorbereitet worden, veranlaßt er den Alarich, der sich schon nicht mehr recht den Gesetzen fügte, nach Griechenland vorzudringen (V. c. 5).

Die Absichten, die dem Rufinus zugeschrieben werden, sind das Abenteuerlichste, was sich denken läßt; er will dem Stilicho das Gleichgewicht halten und dabei entschließt er sich doch, die Macht des Arcadius zu verringern. Er faßt ganz eigentlich die Absicht, Griechenland zu verderben, indem er die Barbaren dahin führt und durch die Aufstellung des Antiochus als Proconsul von Griechenland und Gerontius, der seine Pläne unterstützen will, in den Thermopylen. Ein höchst abenteuerlicher Pragmatismus, indem zur Erreichung einer Absicht Pläne ergriffen werden, die dem Zweck geradezu widersprechen. Man dürfte nicht annehmen, daß Zosimus hierbei dem Eunapius gefolgt wäre, dem er, wie angedeutet, Vieles entlehnt hat. Denn gerade das wird von Photius angegeben, daß Zosimus mehr auf der Seite Stilichos gewesen. Und eine Stelle des Eunapius liegt vor, in welcher der Einfall Alarichs in Griechenland anders motivirt wird. Nach Eunapius führen ihn christliche Priester durch

die Thermopylen: τὰς πύλας ἀπέδειξε τῆς Ἑλλάδος ἡ τῶν τὰ φαιὰ ἱμάτια ἐχόντων ἀσέβεια, (vita Maximi bei Dindorf, Hist. Graec. min. I, S. 255). Darin möchte gerade das Wesentliche liegen, daß Zosimus alle Schuld auf Rufinus warf, die er dann abenteuerlich vergrößerte. Trotz alledem ist Zosimus auch hier nicht zu verwerfen. Wir finden wichtige Notizen, die er aus Olympiodor geschöpft hat.

III. Procopius.

Von Procopius von Caesarea, der um dieselbe Zeit in die öffentlichen Geschäfte trat, in welcher Justinian den Thron bestieg, und der dann die Ereignisse der Epoche ausführlich überliefert hat, wurde schon angedeutet, daß sich in ihm die Historiographie des Alterthums noch einmal darstellt. Sein unmittelbarer Vorgänger war Ammian und man muß ihn, um ihn zu verstehen, eben mit Ammian vergleichen. Sie gehörten, der eine wie der andere, zur persönlichen Umgebung der Feldherren, deren Thaten sie beschreiben; Ammian der des Ursicinus, Procop der des Belisar. Der erste dieser Autoren war ein Kriegsmann und thut sich hauptsächlich durch militärische Aufschlüsse und Darstellungen hervor. Der zweite war ein Rhetor und Sachwalter, Civilbeistand Belisars. Ein Unterschied zwischen ihnen liegt darin, daß Ammian mit dem großen Gegner des Constantius, Julian, in engen Beziehungen stand. Er ist nicht so parteiisch für Julian eingenommen, daß er geradezu auf die entgegengesetzte Seite träte; aber überall sieht man doch, daß er zu demselben hinneigt. Wenn dagegen Procop sich an Belisar anschließt, so war derselbe in fortwährender Abhängigkeit von Justinian und Procop hat es nicht schwer, sich auch dem Kaiser ergeben zu erweisen. Ammian war ein Grieche, welcher lateinisch schrieb; er hatte unaufhörlich mit den Schwierigkeiten zu schaffen, welche daraus entsprangen. Er hat dieselben auf das Glänzendste überwunden. Seine Darstellung ist in Bezug auf Auffassung und Sprache das Werk eines ausgezeichneten, gebildeten Geistes von innerer Kraft. Dagegen bediente sich Procop seiner Muttersprache ohne besondere Anstrengung, aber mit angeborenem Talent.

Auch darin ist Procop seinem Vorgänger ähnlich, daß er den Barbaren Gerechtigkeit widerfahren läßt und überhaupt den Glaubenseifer der Zeit nicht theilt. Ohne Zweifel ist er ein Christ gewesen. Er erwähnt einmal der dogmatischen Streitigkeiten seiner Zeit; aber sich seinerseits in dieselben einzulassen, widerstrebt ihm. Er will darüber schweigen und sich damit begnügen, daß er das allgemein Anerkannte nicht verwirft. (μὴ ἀπιστῆσαι τὰ τετιμημένα Gothica I c. 3).

Was ist aber das allgemein Anerkannte? Der Ausdruck ist wenigstens sehr kühl und vieldeutig. Doch findet sich auch eine Stelle, in welcher er sich bestimmter ausspricht (Persica II c. 13). Sie betrifft die angebliche Correspondenz zwischen Jesus Christus und Abgar von Edessa, welche Eusebius (Hist. eccl. I c. 13) mittheilt. Indem Procop ihren Inhalt wiederholt, spricht er aus, daß er Christus für den Sohn Gottes halte, der damals in menschlicher Gestalt (ἐν σώματι ὤν) mit den Einwohnern von Palästina umgegangen sei (τοῖς ἐν Παλαιστίνῃ ἀνθρώποις ὡμίλει). Er ist durch die Sündlosigkeit und die Wunderthaten desselben überzeugt, daß derselbe der Sohn Gottes sei. An der Echtheit jener Briefe zweifelt er nicht; doch macht ihm eine Stelle Bedenken, die sich bei Eusebius nicht findet, auf welche aber die Edessener besonderen Werth legten: daß ihnen Christus nämlich versprochen habe, ihre Stadt werde niemals von Barbaren eingenommen werden [1]). Bei diesem Zweifel geht er aber selber noch einen Schritt weiter. Er geräth auf den Gedanken, daß Christus die Stadt, schon weil die Einwohner diese Meinung hegten, beschützt habe, damit sie nicht etwa in Irrthümer fallen. Genug, Procopius erkannte in Christus Gottes Sohn und nahm auch eine fortdauernde Einwirkung desselben auf die menschlichen Angelegenheiten zu Gunsten der Gläubigen an. So drückt er sich einmal aus, allein auf seine Geschichtschreibung hat diese Ansicht keinen Einfluß. Von eusebianischen Gesichtspunkten und Combinationen ist er weit entfernt.

Im Allgemeinen erscheint Procop als ein Mann der politischen und rhetorischen Bildung, wie sie aus dem Alterthum überkommen war. Mit Recht ist bemerkt worden, daß er Herodot

1) Diese Versicherung bildet den Schlußsatz in dem Briefe, wie ihn Cedrenus S. 310 mittheilt.

nachahmt [1]). Man erkennt das an mannigfaltigen Ausdrücken und Redeweisen. Aber noch enger schließt er sich doch in seinen Gesinnungen an Polybius an. Bei aller Rücksicht, die Polybius dem Willen und der Thatkraft der Menschen widmet, nimmt er doch auch ein über denselben erhabenes Moment an, das er bald als Gottheit, bald als Tyche bezeichnet. Schon Ammian hat sich dem angeschlossen, jedoch dabei auf die Nemesis, die auch Polybius anerkennt, fast noch mehr reflectirt, als dieser selbst. Bei Procop erscheinen überall Zufälligkeiten, die aber doch mehr sind, als das. Zuweilen ist von dem Neide der Tyche die Rede. Einmal flicht er eine Bemerkung ein, in der er die von Belisar getroffenen Vorsichtsmaßregeln belobt, aber doch hinzufügt: was die Menschen vornehmen, diene nur dazu, der Tyche den Weg zu bahnen (ἵνα γένηται τῇ τύχῃ τρίβος, Vand. I c. 18 S. 384, 19).

Bezeichnend ist es (Vand. II, c. 14), wenn er bei der Erzählung von dem Aufstand in Libyen sagt, nicht ein Gott habe den Mord Solomons verhindert, sondern etwas Göttliches (τι θεῖον). Zuweilen tritt auch die unmittelbare göttliche Einwirkung unverhüllt hervor. Unter Anderem verwirft Procop (Goth. III, 13) die von Belisar bei seiner Rückkunft nach Italien ergriffenen Maßregeln: möge er das Richtige überhaupt nicht gesehen oder Gott (ὁ θεός) ihn verhindert haben, es ins Werk zu setzen. Wenn jemand einmal unglücklich sein soll, so setzt sich die Tyche auch dem besten Rath entgegen und verwandelt ihn in einen schlechten, eine Ansicht, bei der die Tyche an die Stelle des Verhängnisses und der Gottheit tritt; und dabei war Procop ein Christ und gab den Anschauungen über die Einwirkung des Erlösers auf menschliche Angelegenheiten Raum. Von dem Conflicte der Vorstellungen, welche aus dem Alterthum stammen, mit den emporkommenden christlichen Ideen stellt sich in Procopius gleichsam eine Uebergangsform dar. Indem er das Entgegengesetzte vereinigt, geräth er in eine Confusion von Begriffen, die beiden Welten angehören und die bei ihm keine feste Idee

1) Diese Bemerkung verdanke ich Dahn, Procopius von Cäsarea, eine Schrift, die mir überhaupt vielfach nützlich gewesen ist. Vgl. Kanngießer in seiner Uebersetzung der Geschichtsbücher Procops, Bd. I S. XXIV ff.

über die Weltregierung, über die das Schicksal der Menschen bestimmenden Gewalten aufkommen läßt. Aber dafür geschieht es auch wieder, daß die Anschauung der Thatsachen selbst dadurch nicht unmittelbar beeinträchtigt wird.

Procop hatte einen Begriff von den Pflichten eines Historikers. Er vindicirt in seiner Vorrede zum persischen Krieg der Rhetorik Stärke des Ausdrucks, der Poesie Mythenbildung — ich verstehe mythische Tradition — der Historie Wahrhaftigkeit (I c. 1 S. 10. 17 ed. Bonn.). Er habe daher, so sagt er, auch in Bezug auf seine besten Freunde das, was durch jeden geschehen sei, genau beschrieben, möge es gut oder böse sein. Für die Benützung seiner Schriften ist nun eben das die Hauptfrage, inwiefern sie nicht allein in Bezug auf das Persönliche, sondern im Allgemeinen Glauben verdienen. Ich muß bekennen, daß mir das oft sehr zweifelhaft erscheint. In den Berichten über die Ereignisse, welche vor der Zeit liegen, die den eigentlichen Gegenstand seiner Erzählung bildet, darf man ihm meinem Dafürhalten nach nicht folgen. Man wird zum Beispiel die Erzählung von der Einsetzung des Königs Jezdegerd zum Vormund des jungen Theodosius II. durch Arcadius, die sehr an die Verhandlungen anlautet, die später zwischen Römern und Persern gepflogen wurden, nicht deshalb annehmen, weil sie sich bei dem im Uebrigen zuverlässigen Procop findet (I c. 2 S. 14, 4 ff.). Er erzählt es in Verbindung mit Sagen, in denen die Magier und das Gefängniß der Vergessenheit, eine wunderliche Ausgeburt der Phantasie, eine große Rolle spielen.

Wie wenig für die frühere Geschichte aus Procop zu entnehmen ist, erkennt man in der durch und durch fabulosen Erzählung von der Einnahme Roms durch Alarich (Band. I. c. 2). Honorius ist ins Erbärmliche karrikirt. Was er von Attalus erwähnt, ist nicht so ganz erdichtet, aber von vornherein dadurch verunstaltet, daß er die Verwicklungen zwischen Alarich und Attalus erst nach der Einnahme Roms durch den Ersteren setzt (Band. I, 3 S. 317, 14; I, 4 S. 330 ed. Bonn.). Auch läßt er Attila in Folge des Todes des Aëtius seinen Zug nach Italien unternehmen, während Attila doch noch vor Aëtius gestorben ist. Seine Absicht ist in diesen Zeiten mehr auf eine Einleitung in anmuthenden Zügen, als auf die Erforschung der Wahrheit gerichtet.

Die ersten Abschnitte (c. 1—8) in dem vandalischen Krieg sind recht eigentlich fabelhafter Natur. Von Marcian erzählt Procop die Fabel von dem ihn mit seinen Flügeln deckenden Adler, vom Tode des Aëtius und Valentinian die Geschichte der Entehrung der Gemahlin des Maximus. Ich habe schon in den Anmerkungen über die eine und die andere Erzählung Procops Zweifel erhoben. Im Allgemeinen ist meine Ueberzeugung, daß er in den Regionen, die ihm der Zeit oder dem Orte nach fern liegen, Irrthümer begeht oder veranlaßt Wenn man aber in den Vorberichten und Einleitungen der Werke Zweifelhaftes und Unwahres bei Seite zu legen genöthigt ist, wie verhält es sich mit dem, was den eigentlichen Gegenstand seiner Erzählung ausmacht und was er in der Nähe sah? Da finde ich ihn, wenn auch nicht in jedem einzelnen Zug, doch im Ganzen durchaus glaubwürdig. Procop hat es dem Leser schwer gemacht, dem wesentlichen Inhalt der Werke selbst zu folgen. Um ihn zu benutzen muß man sich vor allen Dingen in die Vertheilung des Stoffes in drei verschiedene Theile, Persica, Vandalica, Gothica, finden.

Schon längst hat man bemerkt, daß die Erzählungen Procops in den drei Theilen ziemlich gleichzeitig abschließen. Die Persica im vierten Jahre des im Jahre 545 getroffenen Waffenstillstandes mit Persien; die Vandalica mit der Wiederherstellung der Ruhe nach einem Aufstande im Jahre 547, welche im Jahre 548 erfolgte. Diese beiden Theile haben einen gewissen Schluß; der dritte, die Gothica, führt die Ereignisse bis in den Mai des Jahres 550 und bricht dann mitten in der Erzählung ab. Man sieht, wie nahe die Begebenheiten, die den Schluß der drei Theile bilden, sich berühren. Man hat nun bisher angenommen, daß diese in Einem Zuge nach einander niedergeschrieben worden seien.

Und in der That finden sich Beziehungen in dem einen auf das andere, welche das möglich erscheinen lassen. Einmal jedoch sagt der Autor nicht: es soll erzählt werden, sondern, indem er von einem folgenden Buche spricht: er habe es geschrieben (Vand. I c. 14 S. 370, 20 ed. Bonn. ὥσπερ ἐν τῷ περὶ τῶν Γότθων μοι γέγραπται [1]).

[1]) Die Nachweisung der Stelle verdanke ich Dahn, Procopius von Cäsarea S. 36 N. 1, ich fand die Stelle auch späterhin auf in der Uebersetzung von Kanngießer, Band II. S. 69.

Das ganze schriftstellerische Verfahren läßt sich überhaupt nur daher erklären, daß der Autor bereit liegende Materialien verarbeitet, diese aber gewissermaßen unabhängig von einander vorlegt. Die Eintheilung seines Werkes nach den drei verschiedenen Regionen, Persien, Afrika, Italien entsprang ungefähr aus derselben Rücksicht, welche bei Appian vorschwebte, daß das jedes Land Betreffende beisammen sein müsse, damit man nicht immer in Gedanken von einem auf das andere überzugehen brauche. Bei Procop kam hinzu, daß er auch noch auf den Zustand der Feinde, welche Justinian bekämpft, Rücksicht nimmt. Er hat zugleich einen ethnographischen Zweck, welcher der Historie insofern sehr zu statten kommt, als er die östlichen sowohl wie die westlichen Verhältnisse unter Gesichtspunkten auffaßt, die nicht exklusiv die römischen sind, obwohl sie eben nur an das anknüpfen, was man in dem römischen Heerlager davon vernahm. Hier ist das aber doch insofern für die Anschauung des Zusammenhanges der Begebenheiten verwirrend, als es eine und dieselbe Action ist, welche alle verbindet. Die Kriege werden allenthalben in der Hauptsache von Belisar geleitet, wie man denn auch im Alterthum eben die Darstellung Belisars und seiner Feldzüge als den vornehmsten Gegenstand der Werke des Procop bezeichnet hat. Um nun den Faden aufzufinden, welcher die Ereignisse innerlich verbindet, muß man zu verschiedenen Malen von einem Buch auf das andere übergehen. Da aber hat man dann wieder, wie schon bemerkt, Manches bei Seite zu legen, was minder zuverlässig ist. Je weiter man ihn aber begleitet, um so mehr hat man festen Grund und Boden unter den Füßen. Bei dem persischen Krieg, dessen fabulose Anfänge wir berührten, sieht man aus Theophanes, daß Procop hier in den Einzelheiten nicht eben genau ist. Aber die allgemeine Ansicht stellt er treffend auf und, sowie nun Belisar an der Spitze der Römer erscheint, wird der Autor ausführlich und glaubwürdig. Jedes seiner Worte verräth seine persönliche Theilnahme. Es ist der erste Theil der Denkwürdigkeiten Belisars, welche zugleich die Memoiren Procops selbst sind. Doch überwiegen noch die allgemeinen Angelegenheiten. Procop führt dort den persischen Krieg bis zum Frieden von 531 fort. Wenn er Belisars Abberufung von der Absicht des Kaisers, ihn gegen die Vandalen zu schicken, herleitet, so braucht

man dies Motiv nicht zu bezweifeln, obwohl zwischen dieser Abberufung und dem neuen Krieg der Aufstand der Nika liegt, welchen Procop schildert. Diese Schilderung ist, wie bereits bemerkt, von großem Interesse im Allgemeinen, nicht so sehr bei den einzelnen Vorfällen. Nirgends ist ersichtlich, daß Procop damals in Byzanz anwesend war. Die Persica müssen ihm einen Platz dafür gewähren.

Um so stärker tritt die Verbindung Procops mit Belisar bei dem vandalischen Krieg hervor. Die Erzählung, wie er durch einen Traum bewogen sei die Stelle eines Beiraths wieder zu übernehmen, lasse ich auf sich beruhen (Vand. I c. 12 S. 363, 2). Auch den Briefwechsel, den er den Ereignissen voranstellt, möchte ich nicht geradezu für echt erklären. Procop folgt darin der alten Historiographie, welche die Einflechtung von Briefen und Reden ohne Rücksicht auf urkundliche Echtheit gestattet. Um so zuverlässiger ist er aber, sobald er der eigentlichen Vorgänge gedenkt. Schon im Voraus hat er die Zusammensetzung des Heeres und der Flotte genauer, als wir irgendwo sonst finden, angegeben (c. 11). Jetzt schildert er die Seefahrt, die noch immer sehr langwierig und gefährlich erschien, mit fast allzugroßer Genauigkeit.

Die Flotte, an deren Spitze der Feldherr selbst segelt, gelangt zuerst nach Heraclea, wo sie fünf Tage verweilt, um die Pferde aufzunehmen, welche der Kaiser dem Feldherrn zum Geschenk macht (I c. 12 S. 363, 18); in Abydos verweilen sie dann abermals vier Tage wegen Windstille. Procop erzählt, wie Belisar daselbst Manneszucht auch unter den barbarischen Genossen seines Zuges aufrecht erhalten und die Weise geordnet hat, in welcher die Flotte segeln soll, damit sie immer beisammen bleibe. Er schildert dann weiter die Fahrt nach Sigeum, Malea, Tänarum, Methone, ohne der Veränderungen des Windes und der Schwierigkeiten, die daraus entstanden, zu vergessen. Sie nahmen Wasser in Zakynthos ein und brauchten dann bei schwachem Winde sechszehn Tage, um nach Sicilien zu kommen. Procop gedenkt der Mittel, welche die Gemahlin Belisars in ihrem Schiffe anwandte, um das Wasser brauchbar zu erhalten (c. 13). Man kann schon hier nicht zweifeln, daß man ein Tagebuch, das der Autor für sich selbst niederschrieb, vor sich hat. In gleichem oder doch nahe verwandtem Tone aber geht die Erzählung weiter. Von

dem Aufenthalt in Sicilien erfährt man eben nur das, was dem Procop selbst begegnete. Aus den Erkundigungen, die derselbe einzog, schloß Belisar, daß er ohne weiteres nach Afrika segeln könne. Die Fahrt nach Afrika wird glücklich vollendet; Procop versäumt nicht, die Dauer der Reise anzugeben; bei der Landung tritt er dann selber wieder hervor. Er erwähnt eines Gespräches, das er dabei mit Belisar hatte und das sich auf eine Art von Wunder bezog, denn das Wunderbare liebt er sehr (I c. 15). Am folgenden Tage ermahnt Belisar die Soldaten, das Land nicht zu verwüsten.

Auf der Stelle wird dann eine Truppenabtheilung nach Syllectum geschickt und mit Anbruch des nächsten Tages die Stadt genommen (Vand. I, c. 16). An demselben Tage, fährt Procop fort, geht der Postmeister des Staates [1]) mit seinen Pferden zu ihm über; auch wird einer der Veredarii des Vandalenkönigs gefangen genommen. Alles verräth, daß Procop auch hier ein Tagebuch, das er selbst aufgezeichnet hatte, wiedergiebt. Bei der nächstfolgenden Erzählung scheint er dasselbe einfach abgeschrieben zu haben. Nach einigen Bemerkungen über die Anordnungen Belisars, die noch historisch gehalten sind, kommt er auf dem Marsch von Syllectum nach Karthago. „Wir legten alle Tage achtzig Stadien auf dem Wege nach Karthago zurück. (*ὀγδοήκοντα σταδίους ἀνύοντες εἰς ἡμέραν ἑκάστην . . διετελέσαμεν . . . αὐλιζόμενοι* S. 382, 15) und übernachteten in einer Stadt oder in einem Lager. So gelangten wir durch Leptis und Adrumetum nach Grasse (*ἀφικόμεθα*), wo, nachdem die Soldaten sich an den Früchten gesättigt haben, doch kaum eine Abnahme derselben zu bemerken war“ [1]), (c. 17, S. 382, 15—383, 5 ed. Bonn.). Was dann von Gelimer erzählt wird, ist nichts weiter, als das, was man im Lager vernahm. Procop fährt fort (S. 383): *Γελίμερ ὄπισθεν οὐ παρέχων ἡμῖν αἴσθησιν, εἵπετο . . . ἐν Γράσσῃ ηὐλισάμεθα . .* (l. 20.) *ταύτῃ γέγονεν ἡμῖν φανερὸν οὐ πόῤῥω εἶναι πολεμίους ἐνθένδε ἡμῖν πορευομένοις* (l. 22 ff.).

Von Grasse brauchen sie vier Tage bis nach Decimum (*ἀφικόμεθα τεταρταῖοι ἐς Δέκιμον* c. 17 z. E.). Wir rückten, sagt er, auf Decimum vor, ohne von dem Geschehenen (dem

1) *ὁ τοῦ δημοσίου δρόμου ἐπιμελόμενος.* (S. 380, 3 ed. Bonn).

Treffen zwischen Johannes und dem Bruder Gelimers, Ammatas) irgendwelche Kunde zu haben: *ἡμεῖς τῶν γεγονότων οὐδ' ὁτιοῦν πεπυσμένοι ἐπὶ τὸ Δέκιμον ἤειμεν* (c. 19. in.). Man sieht, das Buch enthält die Ereignisse des Hauptquartiers, welche ein Paredros des Feldherrn aufzuzeichnen besonders veranlaßt war. Von dem ersten Kampfe des Johannes und der Massageten sagt er: sie kehrten zu uns zurück, berichteten, was vorgefallen war, und brachten mit uns die Nacht in Decimum zu. Am folgenden Tage, fährt er fort, marschirten wir alle auf Karthago (*τῇ ὑστεραίᾳ ξύμπαντες τὴν ἐπὶ Καρχηδόνα ἐπορευόμεθα* c. 20 in.). Sie kamen vor Abend an und übernachteten im Lager.

Das „Wir" verliert sich, sobald Belisar von Karthago Besitz ergriffen hat, während das Frühere mit der bei einem Betheiligten natürlichen Ungezwungenheit erzählt wurde.

Es leuchtet ein, daß die Theilnahme des Autors an dem Feldzuge seinen Berichten die volle Glaubwürdigkeit sichert. Sie bilden ein wichtiges Stück einer Geschichte der Epoche, obwohl es aus seinem Standpunkt hervorgeht, daß dieselben nur einseitig sein können; aber das eine hängt mit dem andern zusammen.

Zunächst folgte nun Procop dem Oberanführer nicht nach Constantinopel. Ueber die Motive des Krieges gegen die Gothen, deren er zweimal gedenkt, ist er daher wenig unterrichtend; denn gegen seine Berichte, welche diese Zeit betreffen, lassen sich gegründete Einwendungen machen. Damals war er in Afrika zurückgeblieben, zur Seite des Domesticus Solomon, der die Aufgabe hatte, die durch den Sieg begründete Ordnung der Dinge in Afrika durchzuführen. Ueber die hiebei eingetretenen Schwierigkeiten und Empörungsversuche giebt Procop wieder einen vortrefflichen Bericht. Die verschiedenen Schichten der zur Empörung Vorschreitenden und ihre Motive entwickelt er mit Einsicht und Unparteilichkeit. Aber Solomon war genöthigt, zu entfliehen; Procop selbst begleitete ihn. Sie wendeten sich nach Sicilien (II, c. 14 fin.), wo sich Belisar aufhielt; dieser wird bewogen, unverzüglich noch einmal nach Afrika zu gehen. Das bloße Gerücht von seiner Anwesenheit genügt, die kaiserliche Autorität in den Haupttheilen des Landes wiederherzustellen. Mit voller Bestimmtheit erhellt es nicht, daß Procop auch hiebei Belisar

begleitete, aber es ist sehr wahrscheinlich und wenigstens seine Erzählung erhält sich immer auf der gleichen Höhe der Anschaulichkeit. Die Nachrichten über das Wiederaufleben der Empörung, gegen welche dann Germanus ins Feld geschickt wird, lassen vermuthen, daß er dieselben in Folge seiner Theilnahme an den afrikanischen Angelegenheiten erhalten hat. Das Auffallende ist nur, daß er die Thätigkeit des Belisar nicht in ein Ganzes verwebt hat, wiewohl sie doch einen der größten Momente enthält, der in dessen Leben vorgekommen ist — die Unterwerfung Siciliens und von da aus die Befestigung der Herrschaft in Afrika. Niemals erscheint seine persönliche Thätigkeit großartiger. So sah man es doch in Constantinopel an, wie sich aus der Continuation der Chronik des Comes Marcellinus (zum Jahre 535) ergiebt, welche die Bedeutung der beiden Expeditionen Belisars, die sich hier vereinigen, gut ins Licht stellt. Procop aber wurde durch die provinciellen Gesichtspunkte, die er verfolgte und die mit seiner Theilnahme an den Geschäften zusammenhingen, verhindert, seinem Helden hier die gebührende Ehre in der Erörterung der Machtstellung, die er einnahm, zu erweisen. Er beschäftigt sich einmal mit Afrika, das andere Mal mit Sicilien und Italien, soweit er nämlich hier oder dort gegenwärtig war. In Syrakus traf er mit Belisar abermals zusammen, wahrscheinlich hat er ihn wieder dahin zurückbegleitet, und von da an beginnen nun seine ausführlichen Nachrichten über den Feldzug gegen die Gothen.

Die Erzählung über die Eroberung von Sicilien läßt viel zu wünschen übrig (Goth. I. c. 4); einige Momente lernen wir besser aus dem kurzen Bericht des Jordanes kennen. Erst bei dem Uebergang über die Meerenge wird Procop umständlich und unterrichtend. Ueber die Gegenanstalten der Gothen erfahren wir jedoch bei ihm viel zu wenig; die Aufstellung des Ebrimuth, von der Jordanes berichtet (Get. c. 60), kennt Procop eigentlich nicht; er weiß nur von seinem Abfalle. Er sah ihn kommen und gehen, und erfuhr, daß er Patricius geworden war (I. c. 8, S. 39, 3 ff.). Dagegen hält er sich um so länger bei dem Widerstande auf, welchen die Neapolitaner eine Zeitlang dem heranrückenden Heere leisten. Und nicht ohne Grund, wir wissen, wie wichtig derselbe für den Verlauf des Krieges war. Sehr gut sind

die Motive entwickelt, welche die Einwohner vermochten, gegen den Kaiser Stand zu halten, sowohl die, welche sie selbst, als die, welche die bei ihnen eingelagerten Gothen hatten, um alle Aufforderungen zur Uebergabe zurückzuweisen. Selten ist ein verwegenes Strategem so gut geschildert, wie hier von Procop. Er weiß zugleich den Charakter des Oberfeldherrn ins rechte Licht zu stellen. Die Erzählung ist ein kleines Meisterstück der Poliorketik; sie beweist die genaueste Kunde des Autors, der seinerseits das Verdienst hat, die großen Gesichtspunkte allezeit festzuhalten (I, c. 8—10). Ueber Theodahat ist Procop noch weniger unterrichtet, als über Gelimer. Die Einnahme von Rom erscheint als die unmittelbare Folge der Eroberung von Neapel, insofern die Einwohner von Rom das gleiche Schicksal befürchteten. Der Augenzeuge bemerkt den sonderbaren Umstand, daß an demselben Tage die Gothen fortzogen und Belisar durch ein anderes Thor einzog (c. 14, S. 75, 9 ff.). Die dazwischen stehenden Bemerkungen über Cumä und die appische Straße (c. 14) sind zufällige Notate eines gelehrten Reisenden, der diese Regionen passirte, ebenso, was er über Benevent und die Zähne des calydonischen Ebers erzählt (c. 15, S. 77, 7). Sehr unterrichtend ist Procop über die Fortification der Stadt durch Belisar und über die Ausbreitung seiner Autorität über Tuscien hin, ebenso über den ersten Kampf mit Vitiges bei Perugia (c. 16). Das eigentliche Interesse aber beginnt erst bei der Belagerung Roms durch Vitiges. Man erfährt mit aller Bestimmtheit die Befehle, welche Belisar für den Rückzug der vorgeschobenen Truppen ertheilt, die dann die Nachricht mitbrachten, daß Vitiges in der Nähe sei und die Maßregeln Belisars zur Abwehr gegen die Gothen. Sehr anschaulich wird die Verlegenheit geschildert, in welche Belisar durch die Schwäche seiner Mannschaft und die Unzuverlässigkeit der Römer gerieth. Man begreift seine Absicht, durch eine an altberühmter Stelle errichtete Befestigung die Gothen aufzuhalten, bis Alles zur Vertheidigung vorbereitet sei. Der Kampf, der sich nun entspann, und an dem Belisar selbst theilnahm, wird mit lebendigster Vergegenwärtigung beschrieben; auch das Pferd, das er ritt und der gerade auf ihn gerichtete Anfall der Gothen. Augenscheinlich trägt die Erzählung hier panegyristische Farbe. In allen Gefahren erscheint Belisar als rettende Potenz, aber ich

denke, das war die Stimmung der Zeitgenossen in diesem Augenblick. Hierauf bekommt der Bericht etwas tagebuchartiges; am folgenden Tage, am 18. Tage u. s. w. Selbst für die antiquarische Forschung gewinnt Procop durch die Nachrichten, die er beibringt, einen besonderen Werth. Am 18. Tage kommt es zum ernstlichen Angriff auf die Mauer (c. 22); von diesem Versuch ab zählt er dann einige Tage und fährt dann, nachdem er die Einnahme von Portus am dritten Tage nach dem Sturm erzählt hat, fort: Am 20. Tage nach der Besetzung von Portus (c. 27). Die kleinen Ereignisse, die eine Belagerung begleiten: Ausfälle und dergleichen werden ebenfalls nach den Tagen — freilich nicht immer genau — angegeben, denn aus den tagebuchartigen Notizen, welche zu Grunde lagen, mußte eine Erzählung gebildet werden. Es wird ihm der Details selbst zu viel; er läßt von der Erzählung der Scharmützel ab, um nur noch die beiden letzten zu schildern. Ein großes, für den Feldzug entscheidendes Ereigniß war es nun ohne Zweifel, daß Justinian sich bewogen fühlte, dem durch die Belagerung in Bedrängniß gerathenen Belisar eine ansehnliche Hülfsmacht zuzuschicken. Der Continuator des Marcellinus berichtet, es sei auf dringende Bitten Belisars geschehen (Belisarius auxilium ab imperatore deposcit). Er ergänzt die Namen der Anführer, die wir bei Procop kennen lernen, berichtet von ihrer Ankunft in Portus Romanus, durch welche Vitiges veranlaßt wird, einen dreimonatlichen Waffenstillstand zu versprechen. Für die Methode Procops ist es sehr bezeichnend, daß er diese ganze Hülfsleistung als eine Sache erwähnt, von der man gerüchtweise in Rom Nachricht erhalten habe (II. c. 4, S. 159, 1). Eben in Folge dieser Gerüchte wurde Procop von Belisar nach Campanien geschickt mit dem Auftrage, Lebensmittel zusammenzubringen — eine Reise, bei der er nach seiner Art mit Vorliebe verweilt; er unterläßt nicht zu bemerken, daß man damals in Neapel eine Eruption des Vesuv befürchtete. Daran knüpft sich dann das Vorrücken des Johannes, der als Magister militum mit dem Hülfsheer angekommen ist, nach Rom. Procop erwähnt seine eigene Rückkehr nach Rom nicht besonders; sie ergiebt sich aber aus den Thatsachen. Er verfolgt dann die Ereignisse weiter bis zum Abzug der Gothen, zur Frühlingsgleiche 538 nach

einer Belagerung von Einem Jahr neun Tagen. Wohl werden diese Ereignisse auch anderwärts erwähnt, aber nur summarisch, man könnte Procop in keiner Weise entbehren.

Bei dem ferneren Verlauf der Begebenheiten schildert Procop überall die Sachen, wie er sie sah: die Mauern von Ancona, den Zustand, in welchem Urbisalvia sich befinde, (*οὕτως Ἀλάριχος καθεῖλεν, ὥστε ἄλλο γε αὐτῇ οὐδ' ὁτιοῦν ἀπολέλειπται τοῦ προτέρου κόσμου, ὅτι μὴ πύλης μιᾶς* II. c. 16 z. E.). Er kommt dabei auf ein wunderbares Ereigniß zu reden, das er selbst erlebt hat (c. 17). Er schildert die Bewegungen des Hauptquartiers des Belisar im Einzelnen, nicht so die des Narses, der, wie wir bei anderen Autoren lesen, unmittelbar von Constantinopel an die Küste des adriatischen Meeres gekommen war. Bei Auximum gibt Procop selbst dem Oberfeldherrn einen guten Rath über die den Truppen zu gebenden Signale (Goth. II. c. 23, S. 241, 23 ff.). Wir haben überall zugleich persönliche Denkwürdigkeiten des Autors in Verbindung mit den Ereignissen, welche den obersten Heerführer betreffen. Alles andere erscheint schwächer, je nach dem Grade der Entfernung, in der es vorgeht. Er schildert den Einbruch der Franken in Italien, ihre Sitten, wie man im Hauptquartier davon sprach, wie sie, noch großentheils grause Götzendiener, selbst Menschen opfern, ihre vornehmste Waffe, die Streitaxt, Francisca (c. 25, S. 248, 20 ff.). Besonders für die Erzählung kleiner Ereignisse hat Procop ein bemerkenswerthes Talent. Er macht dabei nicht viel Worte, aber man sieht die Sache gleichsam mit Augen z. B. die Lebensgefahr, in die Belisar vor Auximum geräth und seine Rettung. Dabei zeigt er allenthalben Vorliebe für das Wunderbare.

In der Seichtigkeit des Poflusses, durch welche die Zufuhr der Gothen abgehalten wird, nach Ravenna zu kommen, sieht er eine Entscheidung der Tyche: „Denn wir haben gehört, daß sich das niemals früher so zugetragen habe" (*τοῦτο ξυμβῆναι οὐπώποτε πρότερον ἀκοῇ ἴσμεν*, c. 28, S. 261, 8).

Der Gipfel seiner Darstellung ist die Belagerung von Ravenna. Hier, wo die beiden Parteien oder eigentlich drei: nicht allein Belisar und die Gothen, sondern auch der erneuerte Einfluß von Constantinopel zusammenstießen, legt er die genaueste

Kunde an den Tag. Was in dem Hauptquartier verhandelt wurde, sah er mit eigenen Augen. Dort aber erfuhr man auch, was bei den Gothen vorfiel.

Seine Anwesenheit im Feldlager Belisars ist die Bedingung unserer Kunde dieser Ereignisse überhaupt. Man erkennt die Momente, welche die große Entscheidung herbeiführten. Procop hat sich den Dank aller Zeiten dafür erworben, daß er die Momente auseinanderlegt. Unter den Geschichtschreibern gleichzeitiger Begebenheiten alter und neuer Zeit nimmt Procop von Cäsarea eine der ersten Stellen ein.

Man hat wohl vermuthet, daß die Erzählungen, wie sie vorliegen, aus Berichten genommen seien, die Procop in seiner amtlichen Eigenschaft an Justinian erstattet habe[1]). Diesen Charakter officieller Geschichtsschreibung aber tragen sie doch nicht. Procop war dem Oberfeldherrn zur Civilgeschäftsführung beigegeben; nur in dessen Namen konnte er an den Kaiser schreiben. Von einer Zwischenstellung zwischen Beiden, die ihn doch näher an den Hof, als an den Feldherrn geknüpft haben würde, ist keine Spur vorhanden.

Gegen diesen legt er die größte Ergebenheit an den Tag. Er hat ihn wahrscheinlich auch auf seinem Feldzug gegen Persien[2]) und wiederum nach Italien begleitet. In dieser Zeit hielt sich Procop jedoch auch eine Zeit lang in Constantinopel auf, wie seine Beschreibung der Pest beweist, in deren Schilderung er mit Thucydides wetteifert. Bei der zweiten Expedition Belisars nach Italien ist Procop zuweilen sehr kurz, er behandelt sie annalistisch nach dem Muster der alten Historiker, dann aber wieder sehr ausführlich. Den Rathschlägen Belisars läßt er Gerechtigkeit widerfahren. Seine Mißerfolge leitet er von der Unfähigkeit und Unbesonnenheit derer her, denen die Ausführung der Beschlüsse anvertraut war. An der einen und der anderen Stelle finden wir Nachrichten, wie sie nur von einem Augenzeugen herrühren können.

Auch über die letzte Abberufung Belisars giebt er die besten

1) Namentlich Kanngießer a. a. O. S. XVIII hat diese Vermuthung ausgesprochen.

2) Dahn, Procopius von Cäsarea, S. 30.

Nachrichten. Wir erfahren, wie Belisar zu dem Entschluß kam, sich mit einer Anzahl Truppen, auf die er besonders rechnete, in Rom einzuschiffen und mit ihnen nach Tarent zu steuern. Diese Seefahrt wird ausführlich beschrieben, mit den gewohnten Exkursen über die Merkwürdigkeiten, die er dabei sah, über die Umstände, durch welche es geschah, daß Belisar nicht nach Tarent kam, sondern in Croton anzulegen genöthigt wurde. Man kann nicht zweifeln, daß Procop hierbei zugegen war.

Belisar mußte sich darauf beschränken, mit seiner Flotte die Küstenstädte zu unterstützen. Das war im Winter 547—48. Damit hört nun aber die ausführliche Erzählung Procops über die Handlungen Belisars auf. Man kann nicht anders urtheilen, als daß er sich erst da von ihm getrennt hat. Aus der Art und Weise, wie er der Unschlüssigkeit Justinians gedenkt, darf man schließen, daß er dann wieder seinen Aufenthalt in Constantinopel nahm. Noch besonders sieht man das aus dem 8. Buch der Gothica, das er später hinzufügte, indem er von der provinziellen Sonderung der Ereignisse abstrahirte. Auch hier aber ist er der vornehmste Gewährsmann unserer Kunde.

Die Nachwelt hat sich Glück zu wünschen, daß sie über die hochwichtigen Ereignisse dieser Epoche die Nachrichten eines so wohl unterrichteten, unparteiischen und durch die Sprache und treffliche Darstellungsgabe ausgezeichneten Autors, der auch für die Eigenthümlichkeiten der Völker, die mit dem römischen Reich in Kampf geriethen, ein offenes Auge hat, in ihrem vollen Umfang, wie er sie selbst herausgab, besitzt. Nur in Einem Stücke täuscht er unsere Erwartung; über die inneren Verhältnisse von Constantinopel geht er leicht hinweg, auch da, wo der Feldherr, dem er seine Darstellung gewidmet hatte, sehr nahe von denselben berührt wurde.

Gleich bei der Rückkehr Belisars von Ravenna (Goth. III, c. 1, S. 280, 10) erzählt Procop, daß Justinian ihm keinen Triumph bewilligte, ohne doch ein Wort zur Erklärung dieser auffallenden Verweigerung hinzuzufügen. Bei der zweiten Sendung Belisars nach Italien trat ein offenbares Mißverhältniß zwischen dem Feldherrn und dem Hofe ein. Es war so wenig Geheimniß, daß auch der Continuator des Comes Marcellinus desselben gedenkt. (Roncallius II, S. 330: Belisarius

de oriente evocatus in offensam periculumque incurrens grave et invidiae subjacens rursus remittitur ad Italiam.)

Bei Procop findet man Notizen, die ein Mißverständniß dieser Art voraussetzen lassen; über den Grund desselben aber lesen wir bei ihm keinerlei Nachweisungen. So ausführlich er über den Aufstand der Nika war, so schweigsam verhält er sich über die späteren Zustände des Hofes und die inneren Verhältnisse. Da tritt nun die lange verborgen gehaltene, endlich zum Vorschein gekommene, viel besprochene Schrift ein, die man unter dem Namen Anekdota kennt und als Historia arcana des Procop bezeichnet hat. Zur Würdigung des Procop nicht allein, sondern auch der Zeitgeschichte überhaupt ist es unerläßlich, ihren Inhalt zu erörtern und über ihre Entstehung sich ein Urtheil zu bilden.

Wie verhält es sich überhaupt mit den Ergänzungen der procopianischen Erzählung, die in dieser Schrift vorkommen?

Faktische Mittheilungen über Ereignisse, die schon in den Historien erzählt worden waren, finden sich eigentlich doch nur zwei. Der Vorfall in den Gothica, bei welchem während des ersten Aufenthalts Belisars der frühere Befehlshaber von Spoleto, Constantinus, weil er einem durchreisenden vornehmen Römer zwei prächtige Dolche hat wegnehmen lassen, von Belisar zur Rechenschaft gezogen, den Dolch gegen ihn zückte und hingerichtet wurde, wird dort als ein Werk des neidischen Geschicks (*τῆς τύχης ὁ φθόνος*, Goth. II, c. 8 in.) dargestellt.

In den Anekdota wird die Sache der Antonina zugeschrieben, die in ihrer häßlichen Ehebruchsgeschichte von Constantin beleidigt worden war (c. 1, S. 16, 10 ed. Bonn.). Wahrscheinlich hat Antonina so wenig Schuld daran, als der Neid der Tyche. Das Ereigniß war, insofern es zum ersten Mal eine Insubordination eines Truppenführers gegen den obersten Feldherrn zu Tage brachte, ein Symptom des militärischen Zustandes überhaupt.

Das andere ist tiefer eingreifend. In den Anekdota wird angegeben, zur Ermordung der Amalasuntha sei Theodahat durch den kaiserlichen Gesandten Petrus selbst, im Auftrag der Kaiserin insgeheim bewogen worden (c. 16, cf. c. 24, S. 136, 21). Innere Wahrscheinlichkeit hat diese Beschuldigung in der That nicht. Theodora soll für die eheliche Treue ihres Gemahls besorgt gewesen sein (*τὸ τοῦ ἀνδρὸς ἐλαφρὸν δείσασα*), wenn

Amalasuntha nach Constantinopel komme, was eine Zeitlang im Werke war; denn eine Frau von königlicher Herkunft, körperlicher Schönheit und geistigen Eigenschaften werde ihn zu sich hinüberziehen. Aber man weiß ja, daß Justinian der Theodora, die er in einem mehr als gewöhnlichen Sinne als Kaiserin anerkannte, zugleich unverbrüchlich ergeben war; diese aber hatte durch ihre Allianz mit einer Partei des Circus und ihre geheime Verbindung mit den Führern der Monophysiten eine beinahe unabhängige Stellung für sich. Unter keinen Umständen hätte sich der Kaiser von ihr losreißen können. Möglich, daß der Aufenthalt der Amlasuntha in Constantinopel der Theodora unangenehm gewesen wäre. In dem hier angedeuteten Sinne hatte sie von derselben gewiß nichts zu fürchten. Schon Niebuhr hat einmal bemerkt, daß er die Sache annehmen würde, wenn nicht die der Theodora schuldgegebenen Motive zu unglaublich wären[1]). Und beinahe zu stark ist der Widerspruch, in welchen Procop mit sich selber geräth. Den Anekdota zufolge soll der Tod Amalasunthas durch Petrus herbeigeführt worden sein. Nach dem Gothica sucht Theodahat den Petrus zu überzeugen, daß er keinen Antheil an der Ermordung der Amalasuntha habe, diese sei das Werk der vornehmen Gothen (Goth. I, c. 4, S. 25, 21). Aber überhaupt scheinen noch andere Verhältnisse obgewaltet zu haben, die weder in der einen noch in der andern Erzählung aufgeklärt werden.

In den Variä Cassiodors finden sich Briefe der Gemahlin Theodahats Guodelina an Theodora (X, 20 ff.), die eine unmittelbare Beziehung zwischen der Königin der Gothen und der Gemahlin des Kaisers andeuten, wobei selbst von dem römischen Stuhl und von geheimen Botschaften der Kaiserin nach Italien die Rede ist, so daß man noch ganz andere persönliche Verhältnisse voraussetzen muß, als die erste und zweite jener Nachrichten in sich schließt. Sind nun aber — so ist die alte, aber immer wieder neu auftauchende Frage — diese Anekdoten wirklich echt?

Wenn Agathias, der Fortsetzer Procops sie nicht kennt, so

1) Nisi causa quam affert tam parum credibilis foret, ut hoc quoque crimen maledictis vesanae impudentiae accenseri posse confidam (Corp. Byzant. praef. S. XXIII).

läßt sich das wohl dadurch erklären, daß sie eine Zeit lang verborgen gehalten bleiben konnten, wie sich auch daraus Nichts ergiebt, daß Suidas sie erwähnt: denn in der Zwischenzeit konnten sie öffentlich bekannt geworden sein. Die beste Einwendung gegen die Echtheit der Anekdota ist nach meinem Dafürhalten, daß Procop in denselben behauptet, er habe in seiner Geschichte aus Rücksicht auf Theodora die volle Wahrheit nicht schreiben können (c. 16 S. 96, 19: *ἵνα δή μοι τῶν πεπραγμένων ἐκπύστους ποιεῖσθαι τὰς ἀληθείας δέει τῆς βασιλίδος ἀδύνατα ἦν*). Nun ist aber Theodora 548 gestorben und die Geschichtsbücher Procops sind erst in dem Jahre 550 herausgegeben worden. Offenbar ein grober Widerspruch. Man müßte daraus schließen, was wir ohnehin annahmen, daß diese Bücher aus Denkwürdigkeiten bestehen, die schon vorher ausgeführt waren. Aber gewiß ist doch, daß Procop mit seinen Nachrichten über Theodora nicht aus Furcht vor derselben zurückhalten konnte, nachdem sie bereits gestorben war.

Eine andere Einwendung ergiebt sich aus der Form, in welcher die kleine Schrift eingeführt wird. Gleich bei dem Anfang der Anekdota stößt man auf eine Schwierigkeit, die kaum aufzulösen ist. Die kleine Schrift beginnt mit denselben Gedanken nicht allein, sondern Worten, mit denen im 8. Buche die Abweichung von der Methode, die der Autor bisher befolgt hat, erklärt wird.

Sie bestand, wie angedeutet, darin, daß in den früheren Büchern die Eintheilung nach den verschiedenen Kriegsschauplätzen gemacht war, auf denen die Handlungen vor sich gingen, im 8. Buche dagegen eine zusammenhängende Erzählung der Ereignisse dargeboten wird. Für das 8. Buch paßt das sehr gut, für die Anekdota sehr schlecht. Und wie hätte es überhaupt einem Autor einfallen sollen, zwei verschiedene Werke mit denselben Worten einzuführen. Ich finde nur einen Unterschied, nämlich den Zusatz: *ἐπὶ καιρῶν* in den Anekdota; im VIII. Buch heißt es nur: *ἐπὶ χωρίων*; in den Anekdota *ἐπὶ καιρῶν τε καὶ χωρίων*, was doch sehr nach einer Interpolation aussieht.

In der That werden auch die Zeiten in den Anekdota nicht unterschieden. Allein wie wäre bei solchen Zusätzen, wie sie gemacht werden, eine bestimmte Zeitfolge möglich gewesen.

Ich schließe, daß der im 8. Buche vorliegende Text abgeschrieben, aber seinem Zweck gemäß verändert wurde. Für echt procopisch kann man diesen Anfang nicht halten.

Einen weiteren Anstoß gibt der zweite Satz. Der Verfasser sagt darin: er habe Manches nicht erzählen wollen, weil die Personen noch lebten, die es vollbracht hatten (*οὐχ οἷον ἦν περιόντων ἔτι τῶν αὐτὰ εἰργασμένων ὅτῳ δεῖ ἀναγράφεσθαι τρόπῳ*). Wenn man nun annimmt, daß das Werkchen noch vor dem Tode Justinians geschrieben worden sei, von dem doch die schimpflichsten Handlungen berichtet werden, wodurch würde der Autor alsdann vor diesem Schicksal gesichert gewesen sein? Wollte man aber voraussetzen, daß die Schrift erst nach dem Tode Justinians geschrieben sei, so würde man durch den Schluß widerlegt, in welchem erst von dem künftigen Tode Justinians die Rede ist. Ein so greller Widerspruch, wie er selten vorkommt. Wenn es nun weiter heißt: der Verfasser wolle die geheimen Ursachen der erzählten Begebenheiten mittheilen, so erweckt er damit Erwartungen, die er zu erfüllen gar nicht gemeint sein konnte [1]). In diesem Vorwort folgen noch einige andere Bemerkungen, an die sich dann der Anfang der Arbeit in sehr abrupter Weise anschließt: *πρῶτα μὲν ὅσα Βελισαρίῳ μοχθηρὰ εἴργασται ἐρῶν ἔρχομαι.* Muß man nicht auf den Gedanken gerathen, daß wir hier mehr ein mit einer unpassenden Vorrede versehenes Fragment als eine wirklich durchdachte historische Arbeit vor uns haben? Von Belisar selbst kommt darin nicht viel Bedeutendes vor. Und was erzählt der Verfasser uns von Belisar? Er spricht hauptsächlich von seinem Verhältniß zu seiner Gemahlin Antonina. Das Stück über Antonina halte ich für echt (c. 2, 4), es ergänzt allerdings die Erzählung Procops, es ist im Geiste früherer Abschnitte der Persica geschrieben, an die es anknüpft; daß es aber in jene Geschichte selbst nicht aufgenommen ist, kann man nicht mißbilligen. Man erfährt daraus eben weiter nichts, als eine widerwärtige Ehebruchsgeschichte, Umstände, die wohl dann und wann Einfluß auf die großen Angelegenheiten gehabt haben können, aber deren man doch nicht bedarf, um diese zu

1) Auf die Lücken in den Handschriften und die Differenz der Ergänzungen (bei Dindorf und bei Isambert *Ἀνέκδοτα* ou Histoire secrète de Justinien, traduite de Procope S. 365) kommt es hierbei nicht an.

erklären. Belisar erscheint darin zu schwach gegen seine Gemahlin und gleichsam blind. Es ist eben Gerede von Dingen, welche hinter den Coulissen vor sich gingen, die von den Aussagen von Dienstboten und untergeordneten Persönlichkeiten herrühren, und deren Wahrheit man auf sich beruhen lassen kann. Doch kommen auch Nachrichten vor, welche für den Fortgang der Geschichte von erheblichem Werthe sind. Oben ist erwähnt worden, wie sehr man in den Historien nähere Mittheilungen über die Verhältnisse vermißt, welche die zweite Sendung Belisars nach Italien veranlaßten. In den Anekdota finden sich solche sehr bestimmt und ausführlich, wobei wir den Stil Procops wieder erkennen (c. 4, S. 34, 20 ff.). Sie sind ohne Zweifel von ihm geschrieben; ich habe kein Bedenken getragen, in meiner Darstellung von diesen Mittheilungen Gebrauch zu machen. Damit soll nun aber keineswegs gesagt sein, daß ich die Anekdota überhaupt für ein Werk Procops halte; gleich darauf finden sich Nachrichten, die eine ganz andere Quelle vermuthen lassen. Daß die Errettung Justins von einem Traum hergeleitet wird, der den Befehlshaber, unter dem er diente, der ihn bestrafen wollte, davon abhielt, hätte wohl auch Procop sagen können, nicht aber was dann folgt. Die immer furchtbarere Erscheinung soll den Befehlshaber bedroht haben, wenn er Justin nicht schone: denn dieser Mann und sein Geschlecht seien dazu bestimmt, wenn die Zeit dazu gekommen sei, die Schale des Zorns über das Menschengeschlecht zu ergießen (*αὐτοῦ τε τοῦ ἀνθρώπου καὶ τῆς ξυγγενείας χρέος οἱ μέγα ὀργισθησομένῳ ἐς χρόνον τὸν ὄπισθεν εἴη* c. 6 S. 44, 4.) Die Thronbesteigung Justinians wird als ein Unglück, das vom Himmel über das ganze menschliche Geschlecht verhängt sei, betrachtet (*ὥσπερ πάθος ὅλῳ τῷ γένει ἐπεισπεσὸν ἀνέπαφον οὐδένα παντελῶς εἴασε* S. 46, 2). Dem Kaiser Justinian, heißt es hier, galt es für Nichts, sein Reich zu Grunde zu richten; sein Angriff auf Italien und Afrika wird dahin ausgelegt, daß er die Bewohner habe verderben wollen, ebenso gut wie die seines eigenen Reiches (S. 46, 8). Ich denke, Procop, der die Geschichte dieser Kriege einsichtig und ausführlich geschrieben hat, konnte sich niemals dahin verirren, einen so unhistorischen Satz, nach welchem nicht die Eroberung, sondern die Verwüstung, die Absicht Justinians gewesen sei, niederzuschreiben. Aber noch viel

weiter soll er gegangen sein. Er soll ausgesprochen haben: Justinian und Theodora seien gar nicht Menschen gewesen. Sie sind böse Dämonen (*δαίμονες παλαμναῖοι* c. 12, S. 79, 13), die mit einander berathschlagt haben, wie sie am schnellsten das menschliche Geschlecht vernichten können. Später wird der Erzählung der Mutter Justinians gedacht, daß er nicht der Sohn ihres Ehemannes Sabbatius, sondern eines Dämonen (S. 80, 10 *δαιμόνιον οὐχ ὁρώμενον*) gewesen sei.

An seiner Stelle haben Menschen, die sich rein gehalten, eine dämonische Erscheinung (*φάντασμα δαιμόνιον* l. 14) gesehen; dem Justinian sei einst, als er aufgestanden und, wie er gewohnt, einen Gang im Zimmer machte, der Kopf verschwunden, und er sei eine Zeitlang ohne Kopf umher gegangen; dann habe sich der Kopf mit dem übrigen Körper wieder vereinigt (S. 80, 17 — S. 81, 1). Ein Mönch, welcher zur Audienz bei Justinian vorgelassen wird, meint den Satan selbst (*τῶν δαιμόνων τὸν ἄρχοντα*) auf dem kaiserlichen Thron zu sehen (S. 81, 7—20). Damit hängt zusammen daß auch von einem Besuch böser Geister bei Theodora, als sie noch der Schaubühne angehörte, erzählt wird (S. 82, 2 ff.).

Soll man nun glauben, daß Procop, der eigentlich das Beste, was man von Theodora weiß, — beim Aufstande der Nika erzählt hat, und der von Justinian, wenn er auch ihn tadelt, doch immer mit Ehrerbietung redet, diesen fanatischen Aeußerungen, die nur von dem wildesten Hasse eingegeben sein konnten, selbst seinen Griffel geliehen habe? Ich halte es für unmöglich. Einige folgende Stellen führen nach einer ganz anderen Seite hin.

Von der Regierung Justinians ist darin immer, im Widerspruch mit den Schlußworten der Schrift, wie von einer bereits abgelaufenen Epoche die Rede. Es heißt: er war kein Mensch, sondern ein Dämon. Die Zahl der Menschen, die unter seiner Regierung umgekommen sind, wird aufgezählt, so übertrieben und gehässig, daß es niemand hätte wagen können, sich bei Lebzeiten Justinians so zu äußern (c. 18 S. 106, 14). Vergegenwärtigt man sich den Zustand, der sofort nach dem Tode Justinians eintrat, die Bewegung im Circus, die Concessionen Justin II., so scheint es unleugbar, daß diese Stimmungen sich in der Schrift ausdrücken,

in der die Raubsucht, die Justinian gegen seine Unterthanen ausübte, und die Verschwendung an die Barbaren ausführlich erörtert sind. Man kommt auf den Gedanken, daß die im Nika-Aufstand niedergeworfene Partei der Grünen sich wieder regte. Und noch mehr deuten die Lobeserhebungen, die der Regierung des Anastasius gespendet werden, darauf hin, da dessen Anhänger eben die Oberhäupter jener Partei waren. Anastasius wird als der fürsorglichste und am meisten ökonomische unter allen Imperatoren gerühmt (*προνοητικώτατός τε ἅμα καὶ οἰκονομητικώτατος πάντων αὐτοκρατόρων* c. 19 S. 112, 24); er hat 320 000 Pfund Goldes gesammelt, die Justinian schon bei Lebzeiten seines Oheims sofort vergeudet haben soll (S. 113, 8). Auch Lydus erwähnt die von Anastasius gesammelten Schätze[1]); aber Justin und Justinian wird hiebei vielmehr eine Rücksichtnahme auf die Unterthanen zugeschrieben, — wenn ich nicht irre, grade das Gegentheil, was die Anekdota beibringen. Justinian hat, heißt es in diesen, die höchste Würde ohne Fug und Recht an sich gerissen, zuweilen wird er als *τύραννος* bezeichnet, so c. 22, seine Staatsverwaltung als eine Art Tyrannei, c. 7. Wie hätte aber Procop die Autorität Justinians als eine unrechtmäßige betrachten können?

Manches Andere, was im Einzelnen vorkommt, steht im direkten Widerspruch mit seinen Angaben. Im c. 17 (S. 101, 3) wird die Errichtung einer Art von Magdalenenstift erwähnt; aber hier wird getadelt, was in dem Buch de aedif. I, c. 9 mit Recht gelobt wurde[2]).

Ebenso sind die Schmähungen, die über die Baulust Justinians ergehen, unvereinbar mit den dieselbe lobenden Nachrichten, welche Procopius von ihnen giebt. Auch in diesem Abschnitte mag sich Einiges finden, was sich von Procop herschreibt. Allein die Notizen, wie sie hier vorliegen, können unmöglich ihm zugeschrieben werden; sie sind die Ausgeburt eines leidenschaftlichen Parteihasses, der sich in die wildesten mönchischen

---

1) *περὶ ἀρχῶν* c. 51 S. 244, 5 ed. Imm. Bekker: *ἀπεστρέφοντο τὰς κατὰ τῶν ὑπηκόων ἐπηρείας, ἅπας ὁ πλοῦτος Ἀοαστασίου εἰς ἀπείρους μυριάδας χρυσίων λιτρῶν συναγόμενος, διεῤῥύη.*

2) Vergl. Malalas XVIII S. 440, 14.

Phantasien verliert. Nach meinem Dafürhalten sind die Anekdota eine Verquickung ächter, procopischer Nachrichten mit den oppositionellen Manifestationen einer Partei, welche bei der Thronbesteigung Justinians durch die Besiegung der Nika niedergeworfen, aber keineswegs vollständig unterdrückt worden war.

Hält man diesen allgemeinen Standpunkt fest, so gewinnen die Angaben, welche in den letzten Capiteln der Anekdota vorkommen, hohen historischen Werth. Sie enthalten eine Art von Uebersicht über die Staatsverwaltung Justinians, von der sie den schlechtesten Begriff geben. Der Tadel, den sie aussprechen, mag übertrieben sein, aber er wirft ein Licht auf die Lage der Dinge, durch welche das kleine Buch eine gewisse Wichtigkeit erhält und nicht übersehen werden darf. Soeben wurde der Vergeudung der von Anastasius hinterlassenen Schätze gedacht. Diese Ansammlung wird dadurch motivirt, daß Anastasius sein Volk vor dem Druck habe bewahren wollen, welchen möglicherweise sein Nachfolger aus Geldmangel auszuüben in die Versuchung kommen könnte. Von Justinian wird nun behauptet, er habe diese Schätze sofort an die Barbaren verschwendet und sich nun anderer gehässiger Mittel bedient, um seine Unterthanen ihrer Besitzthümer zu berauben. Unter diesen bilden die Prozesse, welche anhängig gemacht und die Urtheile, die darin gesprochen werden, den vornehmsten Artikel.

Von Bedeutung ist schon, welcher Art diese Prozesse waren, sie wurden verhängt wegen Vielgötterei, Abweichungen von der geistlichen Orthodoxie, Päderastie, Umgang mit heiligen Frauen, und wegen Betheiligung an der prasinischen Partei, die als in der Empörung begriffen betrachtet wurde. Aber der oppositionellen Schrift zufolge sind es nicht die Vergehungen, die man verfolgt; man habe nur gewünscht, das Vermögen begüterter Personen an sich zu bringen. (c. 19 S. 113, 17 — S. 114, 6.)

Das sei nun auch der Zweck gewesen bei den Monopolen, für die eine förmliche Magistratur errichtet worden wäre.

Die Einsetzung des praetor plebis, welcher die Anweisung bekommen hatte, Diebstähle zu verhüten [1]) und über Brandschäden

---

1) civitatem a bestiis furta facientibus purgare, nach dem Ausdrucke der Verfügung. Der Verfasser der Anekdota giebt diese Bestimmung der Magistratur

die Aufsicht zu führen, wird hier dahin ausgelegt, daß der Prätor die besten der gestohlenen Sachen, von denen man nicht wisse, wessen Eigenthum sie seien, dem Kaiser zuwenden sollte. (S. 116, 5.)

Die Einsetzung eines Quästors, welcher eine Art Fremdenpolizei in Constantinopel ausüben und Bettelei und Umhertreiben verhüten sollte [1]), bringt der Verfasser im Zusammenhang mit Erforschung von Ketzereien und mit ketzerischer Absonderung von der Kirche und sexuellen Ausschweifungen (*τοὺς παιδεραστοῦντας τίννυσθαι καὶ γυναιξὶν οὐ νόμιμα μιγνυμένους ἐπήγγελλε καὶ εἴ τῳ τὰ ἐς τὸ θεῖον οὐκ ὀρθῶς ἤσκηται* l. 14). Die Einrichtung war eine an sich nicht unzweckmäßige. Es werden mancherlei Mißbräuche vorgekommen sein, die man abzustellen für unerläßlich hielt. Den Mißbrauch stellen die Anekdota als die Absicht des Gesetzgebers hin, die dahin gegangen sei, sich des Vermögens der reichen Leute zu bemächtigen. Der Zusammenhang der Gedanken ist, daß durch die Verschwendung der von Anastasius gesammelten Schätze alle die Unzuständigkeiten veranlaßt worden seien, von denen unter Justinian Jedermann bedrängt wurde. Unter diesen Gesichtspunkt als Theilnehmer an den Gewaltsamkeiten der Regierung werden nun die Minister Justinians geschildert, was nicht ganz unwillkommen ist, da wir sie hiebei überhaupt kennen lernen.

Eines der wichtigsten kaiserlichen Aemter war die Quästur, welche Tribonian bekleidet hatte. In Bezug auf Tribonian beruft sich der Autor (c. 20 S. 117, 15) auf die Schilderung Procops, die im bell. Pers. I c. 24 vorkommt und in welcher derselbe der Geldgier und der äußersten Willkür angeklagt wird. Seinem

---

ebenfalls an, aber er betrachtet dieselbe nicht als den eigentlichen Zweck ihrer Einführung: *ἀρχὴν τοῖς κλέπταις τῷ λόγῳ ἐπέστησεν* c. 20. Justinian hat diese Magistratur, die unmittelbar unter dem Kaiser stand, durch Novelle 13 vom 16. September 535 eingesetzt. Ihr lag die Fürsorge für die Sicherheit und die Aufrechterhaltung der Ordnung der Stadt überhaupt ob, besonders auch die Verhütung von Volksaufläufen (populares tumultus componant). In dem Text der Novelle ist von praetores plebis die Rede; es scheint jedoch, daß es jeder Zeit nur Einen praetor plebis gab. Vergl. Zachariä von Lingenthal, Geschichte des griechisch-römischen Rechts S. 347 Nr. 7.

1) Diese Magistratur wurde durch die Novelle 80 vom 9. März 539 begründet. Von dem Wirkungskreis, den der Verfasser der Anekdota derselben zuschreibt, findet sich weder in der Verordnung, noch sonst an einer Stelle eine Andeutung.

Nachfolger Junilus wird vorgeworfen, daß er kein Griechisch verstanden habe; er habe die kaiserlichen Rescripte verkauft und dabei die Hand wohl selbst nach einem Geldstück ausgestreckt. Dann folgt Constantin, der als hochmüthig und unzugänglich geschildert wird: man habe ihn nicht sprechen können, außer wenn er mit dem Kaiser oder von ihm gekommen sei, was immer mit großer Eile geschah. Die Anekdota schließen daraus, daß er keinen Augenblick habe unbenutzt lassen wollen, um sich zu bereichern. Nicht zwar er, aber an seiner Stelle die Diener hätten Geschenke für ihn entgegengenommen. Von Justinian dagegen finden wir mehr als ein Edikt, in welchem er denselben höchlich rühmt. (Nicolaus Allemannus S. 446 ed. Bonn.) [1]).

Von den Quästoren geht der Autor auf die praefecti praetorio über (c. 21). Diesen hat der Kaiser große Erpressungen auszuüben gestattet, aber nur um ihnen, wenn die Zeit gekommen war, Alles, was sie besaßen, zu entreißen. Ein paar ehrliche Leute habe es unter ihnen gegeben [2]), aber noch vor Ablauf ihres Jahres habe man sie abgesetzt, als Leute von veralteter nicht passender Sinnesweise (*ἀχρεῖοί τε καὶ τοῦ καιροῦ τὸ παράπαν ἀλλόκοτοι*). Auch der Aemterverkauf hatte deshalb so unglückliche Folgen, weil wohlgesinnte Leute ihr Vermögen nicht verwenden wollten, um die Befugniß zu erhalten, Anderen ihren Besitz zu rauben. Die Käufer der Aemter zahlten den Preis dafür meist mit erborgten Capitalien, für welche sie schwere Zinsen zahlen mußten und diese wurden dann von den Provinzialen beigetrieben. Die Novelle vom 15. April 535 (nov. 8) enthält ein Gesetz Justinians, welches eben gegen diesen Mißbrauch gerichtet ist, den er der früheren Verwaltung Schuld giebt. Er wollte denselben abstellen; jeder Beamte mußte mit dem schwersten Eide schwören

---

1) Tribonian starb im Jahre 545; Junilus bekleidete nach ihm die Quästur sieben Jahre (Anekd. c. 20 § 7) d. i. bis zum Jahre 552; Constantin, der ihm folgte, kommt noch im Jahre 563 als Quästor vor (Malalas XVIII, S. 494, 22).

2) Phocas, Bassus c. 21 S. 119, 16 ff.; des ersteren gedenkt auch Lydus mit Lob am Schluß seiner Schrift *περὶ τῶν ἀρχῶν* (III c. 76); er erzählt, Justinian habe ihn nur mit Mühe für diesen, für das ganze Reich wichtigen Posten gewinnen können.

und betheuern, daß er für sein Amt Nichts bezahlt habe. Auch das Motiv, daß die Verzinsung der für den Aemterkauf geliehenen Kapitalien den Druck vermehre, wird in dem Gesetz angeführt. Justinian erklärt, alle Dem ein Ende machen zu wollen, wobei die Modalitäten, unter denen dieser Mißbrauch ausgeübt werden konnte, aufgezählt werden. Und ebenso mußte der Beamte heilig versprechen, den Unterthanen des Kaisers Nichts zu entziehen, sondern sich mit dem Solde begnügen zu wollen. Der Autor kennt das Edikt sehr wohl; er versichert aber, daß es nur Ein Jahr bestanden habe; dann habe der Kaiser wieder die Aemter verkauft. Der Widerspruch zwischen dem Gesetz und seiner Ausführung ist hier nicht minder stark, als bei den früheren Verordnungen. Und daß das Gesetz nicht allezeit befolgt worden ist, ergiebt sich aus einem Edikt Justins des Zweiten, durch welches der Aemterverkauf definitiv abgestellt werden sollte. In diesem Zusammentreffen der kleinen oppositionellen Schrift mit den Einrichtungen des Nachfolgers liegt doch der Beweis, daß die Beschwerden nicht so ganz unbegründet gewesen sind, wie man bei einer bloßen Vergleichung des Tadels mit den Bestimmungen des Gesetzes vermuthen sollte.

Wohl sei der Kaiser, fährt der Verfasser fort, dann einmal von diesem System zurückgekommen, aber was an die Stelle desselben getreten sei, wenn ich ihn nicht falsch verstehe, eine Art Regie, habe sich noch viel schädlicher erwiesen (c. 21. S. 121, 8). Gedungene Menschen verübten hierauf die entsetzlichsten Räubereien. Unter den Nachfolgern des Johannes von Cappadocien erregt besonders Petrus Barsymes den Widerwillen des Autors (c. 22). Er hat den Einwohnern verdorbenes Getreide verkauft. Theodora schützte ihn hauptsächlich deshalb, weil er an Bosheit und wohl auch an magischen Künsten mit ihr gewetteifert habe (S. 127, 15).

In der ganzen Schrift tritt der Widerstreit hervor, in den die Finanzwirthschaft Justinians mit der Wohlfahrt der Gemeinden und der Einzelnen gerieth. Unter anderem wird daran erinnert, daß Anastasius den von den Barbaren eingenommenen Städten die Auflagen auf sieben Jahre erließ, während Justinian es nur auf Ein Jahr that (c. 23. S. 129, 24). Die Einführung der Seidenmanufaktur wird als eine Beschränkung der zu Berytus und Tyrus blühenden Industrie geschildert, deren

Verderben durch die Regierungsmaßregeln herbeigeführt worden sei (c. 25 S. 140, 21). Die Erhebung von Zöllen an den beiden Meerengen erscheint dem Verfasser nur als eine Bedrückung der Schifffahrt und des Handelsverkehrs. Es ist eben die Kehrseite, welche hier einseitig, aber nicht ohne Kenntniß hervorgehoben wird. Der Autor geht alle die verschiedenen Klassen der Bevölkerung durch, Rhetoren, Aerzte, Lehrer der freien Künste, denen allen ihr Unterhalt entzogen worden sei.

Zuletzt spricht er vom Volke im Allgemeinen, welches durch die Auflagen auf nothwendige Lebensmittel und besonders auch durch die Vernachlässigung der Wasserleitungen zu Grunde gerichtet worden sei. Diese leitet er nicht von der Sparsamkeit des Kaisers her, sondern von der Absicht, das Volk zu verderben (c. 26, S. 146, 4).

In der Schrift de aedificiis erwähnt Procop dagegen die Fürsorge Justinians für die Wasserleitungen. (I. z. Schluß.) Ueberall verfolgt der Autor der Anekdota den Gesichtspunkt, daß die Regierung des Kaisers eben nur das Unheil der Unterthanen hervorgebracht habe. Man wird das so nicht annehmen dürfen, aber man lernt doch aus dem, was hier angeführt wird, die Grundlage der Opposition kennen, die unmittelbar nach dem Tode Justinians zum Ausdruck kam. Und aus der Luft gegriffen ist doch keineswegs, was der Verfasser sagt; bei Evagrius finden sich sehr ähnliche Klagen über den Kaiser; die folgenden Zeiten lassen sich nicht verstehen, wenn man dieselben nicht kennt. Wenn ich noch einmal auf das Buch als solches zurückkommen darf, so setzt es sich aus drei verschiedenen Bestandtheilen zusammen; es enthält Ergänzungen der Geschichte durch Procop selbst, heftige Ausfälle auf Justinian und eine einigermaßen rationelle Erörterung über die Mängel seiner Verwaltung. Ich halte alle drei für Produkte jener Zeit. Nur dürfen der zweite und dritte dem Geschichtschreiber Procop nicht zugeschrieben werden. Sie sind aneinander geschoben, hier und da ineinander verflochten, aber von verschiedenem Werthe; der erste in seiner Art unterrichtend und brauchbar; der zweite eine wilde Manifestation des in der Tiefe wirksamen Hasses in mönchischem Sinne, der dritte enthält eingehende Erörterungen über die Administration.

Als ein literarisches Werk, als ein wirkliches Buch können die Anekdota kaum betrachtet werden. Sie haben keinen rechten Anfang. Die Eingangsworte sind aus einer anderen Schrift Procops herübergenommen und dabei verdorben. Die Schlußworte setzen den Tod Justinians in die Zukunft. In dem Buche aber wird von ihm schon als von einer vergangenen Größe gehandelt.

Ueberall finden sich Widerholungen und Widersprüche. Die Schrift ist eine Compilation verschiedener Stücke, die eben in der Absicht, alle vom Geschichtschreiber Procop herzuleiten vereinigt worden sind. Im Allgemeinen ist sie eine Kundgebung der Opposition gegen Justinian, die sich gegen das Ende seiner Regierung und beim Beginn der folgenden gewaltig regte. Insofern ist sie ein nicht unwichtiges Dokument für die Zeitgeschichte.

IV. Jordanes.

Ich bekenne: es wird mir schwer Jordanes zu schreiben, nicht Jornandes, an welchen Namen ich mich von Jugend auf gewöhnt, und der durch die gelehrten Untersuchungen Jacob Grimms eine neue Begründung erhalten hatte. Aber wie einst unser Grimm selbst andeutete, ich unterwerfe mich der Autorität der seitdem untersuchten Handschriften, von denen die besten und ältesten Jordanes haben. Wer aber war dieser Jordanes? Er erzählt selbst, daß er von gothisch-alanischer Abkunft, sein Großvater Notar eines alanischen Königs gewesen ist. Auch er widmete sich diesem Geschäft, das eine allgemeine Kunde fremder Sprachen voraussetzt, und trat dann in den geistlichen Stand. Wie sehr er sich der gelehrten Cultur der Zeit anschloß, ergiebt sich aus seiner Schrift de summa temporum vel de origine actibusque gentis Romanae [1]), die er bis auf das Jahr 551 herabführt. Er zeigt darin eine mannigfaltige Belesenheit und verfolgt selbst eigenthümliche Gesichtspunkte. Das Ganze ist jedoch eine Compilation, der nur in den allerletzten Abschnitten ein gewisser Werth zukommt. Ungleich wichtiger ist nun aber sein zweites Werk, dem er wahrscheinlich mit Bezug auf das Erste den Titel gegeben hat: de origine actibusque Getarum, und das er selbst als einen Auszug aus Cassiodor darstellt, desselben Mannes, der unter Theoderich und dessen Nachfolger die Summe der Geschäfte in Händen gehabt hat. Neben seiner politischen Thätigkeit hat Cassiodor auch in der Litteratur eine große, die

1) Ich folge dabei den aus dem Vergleich der Handschriften hervorgegangenen Ermittelungen Mommsens in der Einleitung zu einer Ausgabe S. XV.

Jahrhunderte verknüpfende Thätigkeit ausgeübt, wovon ich später noch ein Wort zu sagen gedenke. Die beiden Richtungen seines Lebens vereinigen sich aber in der Beziehung zugleich zu Rom und den Gothen. Vor Kurzem ist eine alte Nachricht aufgetaucht, wonach Cassiodor von Theoderich selbst aufgefordert war, die Geschichte der Gothen zu schreiben[1]). Gewiß hat er das gethan und zwar in 12 Büchern. Wir finden ein Schreiben, in welchem er aufgefordert wurde, dies Werk zu publiziren. Den Inhalt desselben hat er selbst in einem Stücke, das den Variae einverleibt ist, angegeben. In einem Brief des Athalarich an Cassiodor, den dieser selbst verfaßt hat (Var. IX, 25), wird er gerühmt oder rühmt sich selbst, daß er Alles zusammengebracht habe, was sich in Schriftstellern grauer Vorzeit fast vergessen über die Gothen finde. Er habe auch die alten gothischen Könige gleichsam aus ihrer Verborgenheit hervorgezogen; er habe besonders den Ruhm der Amaler, von welchen der damalige König in der siebzehnten Generation abstamme, an den Tag gebracht; er habe auf mancherlei Feldern Blumen gepflückt und sie in einen Kranz gewunden; den Römern, welche auch von edler Abkunft sind, habe er den Dienst erwiesen, zu zeigen, daß sie von Fürsten vornehmster Herkunft beherrscht werden.

Auch bei Jordanes nun walten diese Gesichtspunkte im Allgemeinen vor. Er hat die siebzehn Generationen der Könige nach einander aufgezählt; und wen sollte es nicht in Erstaunen setzen, daß wir ein Wort jenes Briefes am Schlusse der Schrift des Jordanes wörtlich wiederfinden: er habe auf weiten Gefilden Blumen gesammelt und, so gut er es verstanden, einen Kranz daraus gewunden (me majorum secutum scriptis ex eorum latissima prata paucos flores legisse, unde inquirenti pro captu ingenii mei coronam contexam c. 60). Man könnte daraus schließen wollen, wir hätten unter dem Namen des Jordanes das Werk Cassiodors selbst vor uns. Eben dahin führt dann eine Vergleichung der Ausdrucksweise Cassiodors in seinen Variae mit

1) Usener Anecdota Holderi S. 4, 27. Praecipiente Theodoricho rege historiam Gothicam originem et loca moresque XII libris annuntians (?).

den von Jordanes angewandten Wortfügungen[1]). Die Aehnlichkeit ist stärker, als man sie bei einem bloßen Auszug erwarten dürfte. Diese Bemerkungen schmälern den Werth des Büchleins nicht, sie erhöhen ihn vielmehr. Eine Modifikation dieser Annahme tritt jedoch von vorn herein hervor. Ich finde: das ursprüngliche Werk Cassiodors war mehr auf die alte Reichshauptstadt berechnet; wie er an einer andern Stelle sagt: die Curie möge Respekt vor der Ehre des transalpinischen Geblüts haben. Jordanes dagegen hat sein Augenmerk vornehmlich auf Constantinopel gerichtet, den Umständen gemäß, unter denen das Werk herausgegeben wurde. Es ist eine besonders durch die Bemerkungen des letzten Herausgebers ausgemachte Thatsache, daß die Herausgabe der vorliegenden Schrift in das Jahr 551 fällt[2]). Fassen wir dann die Lage der Angelegenheiten in dieser Zeit ins Auge, so erkennen wir auch die Gesichtspunkte, unter denen das Buch definitiv abgefaßt worden ist. Italien war vom Kaiser Justinian zwar erobert, aber größtentheils auch wieder verloren; er rüstete sich damals es wiederzugewinnen, nicht jedoch mit seinem eigenen Recht allein, sondern auf Grund des Erbrechts der gothischen Könige, das durch die Vermählung seines Brudersohnes Germanus mit Mathesventha, der Tochter Amalasuinthas, an sein eigenes Haus gelangt war. Germanus selbst kam um, gleich bei dem Beginn seines Unternehmens. Aber in dem nachgeborenen Sohne desselben, ebenfalls Germanus genannt, sah Jordanes den geborenen Fortsetzer des gothischen Reichs in Verbindung mit dem Römerreiche. Schon Cassiodor hatte bei seiner Arbeit den Zweck, den Gothen in Erinnerung zu bringen, daß ihre Fürsten aus einem alten königlichen Geschlecht stammen; den römischen Unterthanen aber, daß sie von einer Dynastie von königlicher Abkunft be-

---

1) Dies ist eingehend von Schirren De ratione quae inter Jordanem et Cassiodorum intercedat S. 9 ff. nachgewiesen worden.

2) Mommsen Vorrede p. XVI. Auch Jacob Grimm: Über Jornandes in den Abhandlungen der Berl. Ak. 1846 p. 13 war schon zu diesem Resultat gelangt. Er bewegt sich in dem Halbdunkel dieser Nachrichten mit Geist und Takt. Seine Vermuthungen sind noch nicht widerlegt. Wie viele andere haben sich im Lauf der Jahre daran geknüpft. Großentheils sind sie bei Wattenbach verzeichnet.

herrscht würden. Diese Ansicht nun wurde zur Zeit der Abfassung dieses Werkes von doppelter Bedeutung, da das gothische Königsgeschlecht mit dem Kaiserhause soeben verschmolzen war. Man hat es längst bemerkt, und es sehr auffallend gefunden, daß Jordanes zwar in seinem ersten Werke den Totila erwähnt, aber in seiner den Thaten der Gothen gewidmeten Schrift dieses Königs, unter dem sich die Macht der Gothen aufs Neue erhob, mit keinem Worte gedenkt. Es erklärt sich daraus, daß Totila dem alten Königsgeschlecht der Gothen nicht angehörte und als ein unbefugter Usurpator betrachtet wurde, auf den keine weitere Rücksicht genommen zu werden brauchte. Auch war er eben mit Justinian und den Römern in blutigem Kriege begriffen. Es gab zwei große Faktionen unter den Gothen, von denen die eine in Totila einen Fürsten sah, dem sie sich anschließen müßte, die andere in der Verbindung mit Constantinopel ihr Heil erblickte. Der letzteren hat Jordanes in seinem Buche Ausdruck gegeben. Schon das Geschlechtsregister der Könige, wie er es darstellt, führt darauf. Er folgt zunächst ohne Zweifel seiner Vorlage.

Der fünfte in der Reihe ist Amal, von dem sie alle ihren Namen haben, wie ja auch Meroveus nicht der erste der fränkischen Könige ist, die nach ihm genannt werden. Jordanes geht aber noch weiter als Cassiodor, wenigstens in jenem Werke, gegangen sein konnte; man müßte dann annehmen, dieser selbst, der damals noch lebte, habe bei der neuen Redaktion seine Hand mit im Spiel gehabt. Er gedenkt auch der Enkelin Theoderichs von seiner Tochter Amalasuintha, Mathesuentha. Dabei versäumt er nicht zu erwähnen, daß auch deren Vater Eutharich, den man für einen Westgothen hielt, ein Amaler war (c. 43, 250: Amalorum stirpem jam divisum conjunxit. c. VIII, 298, Eutharicum Amalorum de stirpe descendentem). Den meisten Nachdruck legt er schon an dieser Stelle darauf, daß Mathesuentha, nach Constantinopel gebracht, mit dem Neffen des Justinian, Germanus vermählt wurde, aus denen dann ein Sohn, der junge Germanus, entsprossen sei, auf den damals die Gothen ihre Hoffnung gerichtet hätten.

Jordanes stützt sich zuweilen auf Ablavius, von dem wir sonst nichts Genaueres wissen (c. IV). Er möchte, da er die

Trennung von Ost- und Westgothen zuerst mitgetheilt hat, doch auch aus einheimischen Quellen geschöpft haben. Wie sich aber dieser nun zu den römischen im Einzelnen verhalte, worauf dann die Glaubwürdigkeit des Jordanes beruht, muß gleich bei dem ersten Vorfall, von dem hier die Rede ist, mit einem Worte erörtert werden.

Jordanes, der von der Ansicht ausgeht, daß Römer und Gothen immer Verbündete gewesen, berichtet, daß Philippus Arabs ihnen die gewährten Jahrgelder entzogen habe, worauf sie über die Donau gegangen seien (XVI, 89).

Man hat diese Erzählung meistens angenommen; ich bin dadurch selbst veranlaßt worden, ihr im Laufe meiner Darstellung [1]) eine für jene Stelle fast zu ausführliche Erörterung zu widmen. Hier brauche ich nur zu bemerken, daß Philippus zwar den Carpen, aber nicht den Gothen Jahrgelder entzogen hat: das erweckte vielmehr den Neid der Carpen, daß die Gothen sie fortbezogen. Ferner ist Decius nicht gegen die Gothen abgeschickt worden (90), sondern gegen die Legionen an der Grenze, die sich gegen die von Philippus eingesetzten Befehlshaber empörten. Die Gothen sind durch die Entzweiungen der Römer unter einander veranlaßt worden, über die Donau zu gehen; nach deren Beilegung aber, durch neue Geldzahlungen begütigt, sind sie wieder über die Donau zurückgegangen. Was bei Jordanes vorkommt, ist also in der That historisch unhaltbar und kann nur verwirren.

Jordanes erwähnt dann in kurzen Zügen die folgenden Ereignisse. Die Gothen führen hin und wieder Raubzüge aus; im Allgemeinen aber unterstützen sie die Römer. Sie helfen im persischen Krieg gegen Narses (c. XXI, 110), unterstützen Constantin (111), sie haben sogar an der Erbauung Constantinopels Antheil gehabt (112). Vergebens sucht man hier eine Spur originaler Tradition. Ueberall ist der Autor nur bemüht, die Wichtigkeit der Verbindung der Gothen und Römer für die Römer selbst zur Anschauung zu bringen. Er versichert, dem Constantin seien vierzig Tausend Gothen zu Hülfe gekommen. Daher erklärt er dann, daß sie in seinen Dienst aufgenommen worden und den Namen Föderati

1) Weltgeschichte III, 1. S. 416 ff.

erhalten hätten. Daß sich das Alles nicht so verhält, liegt am Tage. Der Kaiser trat mit ihnen in ein Bündniß, weil sie ihm furchtbar waren, nicht um sich ihrer Hülfe zu bedienen, sondern um sie unschädlich zu machen. Diese Nachrichten des Jordanes sind nicht eigentlich historisch; sie sollen nur beweisen, daß die Gothen dem römischen Reiche zu Hülfe gekommen seien.

Spuren einer original-gothischen Ueberlieferung finden sich erst bei dem großen Ereigniß des Uebergangs der Gothen über die untere Donau unter Valens. Offenbar ist, daß auch hier Berichte des Alterthums zu Grunde liegen; was über die östlichen Völkerstämme, die Hermanarich besiegt habe, erzählt wird, wird auf Ablavius zurückgeführt; die Schilderung der Hunnen ist großentheils aus Ammian entnommen, bei Jordanes finden sich nur einige Verbesserungen. Dann aber beginnt eine unzweifelhaft gothische Tradition. Unter den übrigen Stämmen, die Hermanarich gehorchen, sind auch die Rosomonen (c. XXIV, 129). Aus ihrem Stamme geht Einer betrügerischer Weise davon, Hermanarich fühlt das um so mehr, da soeben die Hunnen heranrücken. Er rächt sich an der Gemahlin des Entwichenen, die er von Pferden in Stücke reißen läßt. Dafür wird er von den Brüdern derselben angefallen, diese bringen ihm eine Verwundung bei. Dies Ereigniß aber ist es, was dem Hunnenführer Balamber Veranlassung giebt, in das Gebiet der Ostgothen einzufallen (130). Hermanarich, schon 110 Jahr alt, stirbt vor Schmerz über die Einfälle der Hunnen, ohne jedoch eigentlich einen Kampf bestanden zu haben. Auch hier stimmt wohl Jordanes insofern mit Ammian (XXXI, 3, 2: magnorum discriminum metum voluntaria morte sedavit) überein, daß Beide keine Schlacht erwähnen, aber der Römer läßt den Gothen aus Verzweiflung in sein eigenes Schwert fallen; die gothische Sage enthält eine motivirende Erzählung, die doch damit endigt, daß er in hohem Jahren eines natürlichen Todes gestorben sei (130: tam vulneris dolore quam etiam Hunnorum incursiones non ferens grandaevus defunctus est).

Auf den Uebertritt der Westgothen kommend berichtet nun Jordanes Dinge, die doch auch eine gewisse Beachtung verdienen, wenngleich sie mit Falschem verwoben sind. Namentlich erscheint der Antrag, den sie dem Kaiser Valens machen lassen, deut-

licher als wir ihn sonstwo finden: wenn er sie in Thracien oder Mösien aufnähme, so wollen sie sich dem Imperium und seinen Gesetzen unterwerfen (XXV, 131: ut, partem Thraciae sive Moesiae, si illis traderet ad colendum, ejus se legibus ejusque vivere imperiis subderentur). Zweifelhaft jedoch wird dies allerdings durch die zu Tage liegende Tendenz, das Unternehmen der Gothen den Römern gegenüber in einem Licht erscheinen zu lassen, wodurch die ersteren gerechtfertigt werden. Und wenn Jordanes sie nun noch versprechen läßt, sie wollten Christen werden, so stimmt das doch nicht mit dem überein, was man sonst erfährt; denn ein Theil der Gothen war bereits zum Christenthum übergetreten. Valens nimmt den Vorschlag an, weil er immer schon die Absicht gehabt hat, die Gothen den anderen feindlichen Völkerschaften gegenüberzustellen. Besonders liegt ihm daran, die Gothen zu seinem eigenen Bekenntniß, zu der arianischen Sekte herüberzuziehen, die dann von den Westgothen auf die Ostgothen und Gepiden übergegangen ist. Die Auffassung bei Jordanes hängt mit der ganzen Ansicht des Buches, daß die Gothen die natürlichen Verbündeten des Imperiums und der katholischen Kirche seien, zu gut zusammen, als daß sie eine besondere Rücksicht verdiente. Die Abweichung von dem katholischen Bekenntniß, die im 6. Jahrhundert ein Anlaß zur Feindseligkeit war, wird doch von der Einwirkung eines römischen Kaisers hergeleitet. Ueber den Uebergang folgt Nichts weiter, als daß die Gothen in Dacia ripensis, Moesien und Thracien Sitze empfangen haben, wo sie aber, da das Land zunächst unbebaut ist, in den Fall kommen, Lebensmittel von den Römern zu verlangen.

Bei der Berathung hierüber erscheinen in der Mitte der Westgothen dieselben Namen, die wir bei Ammian als Ostgothen finden. Die Schlechtigkeit, die Lupicinus und Maximus an den Tag legen, wird mit ähnlichen Zügen erzählt, wie bei Ammian, die aber doch wieder einiges Eigenthümliche enthalten. Besonders wird Nachdruck darauf gelegt, daß die Gothen ihre Kinder hätten als Sklaven hingeben müssen (XXVI, 135). Die Andeutungen Ammians sind hier mit dunklen Farben ausgeführt. Nicht Alles aber, was hierbei erzählt wird, läßt sich aus Ammian ableiten. Manches könnte wohl aus einheimischer Ueberlieferung stammen. Wenigstens erscheint das nächste Ereigniß, die Handlungen Fritigerns in

Marcianopolis in einer nahezu poetischen Fassung. Fritigern tritt bei Jordanes herrischer auf, als bei Ammian. Während er bei Lupicinus speist, vernimmt er das Geschrei der Gefährten, die mit ihm gekommen waren und jetzt überfallen werden. Er springt auf; das bloße Schwert in der Hand kommt er zu seinen Gefährten hinaus und führt sie sogleich zur Ermordung der Römer an (XXVI, 136). Es folgt ein Treffen, durch welches die Gothen vollkommen Meister in den ihnen angewiesenen Landstrichen werden; sie gebieten nun auch den Provinzialen. Die näheren Umstände, die bei Ammian vorkommen und Alles wie Zufall erscheinen lassen, werden bei Jordanes verwischt. Wenn ich meine Meinung frei heraus sagen darf, so geht sie dahin, daß wir in der Erzählung vom Tode Hermanarichs und dem Heldenmuth Fritigerns originale gothische Tradition vor uns haben. Alles andere aber athmet zugleich die politische Intention, die bei Cassiodor und Jornandes überhaupt vorwaltet.

Ueber die Entscheidungsschlacht von Adrianopel wird nichts Bemerkenswerthes beigebracht; sie wird mit den Worten lacrimabile bellum abgethan. Das Ende des Valens wird als eine Strafe Gottes für die Begünstigung des Arianismus angesehen. Den Tod des Valens erzählt Jordanes ungefähr, wie die eine der Nachrichten lautet, die Sokrates überliefert hat. Er läßt ihn in einem Prädium bei Adrianopel verbrennen. Jordanes ist noch kirchlicher als Sokrates und selbst Orosius (VII, 33), dessen Worte er aufnimmt, aber eigentlich erst verständlich macht. Leider läßt sich aus alledem eigentlich Nichts entnehmen. Denn, daß die Gothen als Herren des Landes, Herren der Provinzialen aufgetreten seien, ist doch wohl auch nur aus den ostgothischen Verhältnissen entlehnt. Ein Glück, daß wir Ammianus Marcellinus haben, der in dem, was er über die Hunnen sagt, auch nicht vollkommen zuverlässig, doch da glaubwürdig wird, wo er das Zusammentreffen von Gothen und Römern schildert.

Indem Jordanes dann auf die Pacification der Gothen durch Theodosius kommt, erzählt er, die Gothen seien anfangs geschlagen, aber durch eine Krankheit des Theodosius veranlaßt, nochmals zu den Waffen zu greifen und zwar dergestalt, daß die Einen unter Alatheus und Safrax sich in Pannonien aufstellten, die Andern unter Fritigern nach Thessalien vorrückten

(XXVII, 140). Den Ersten setzt sich Gratian während der Krankheit des Theodosius entgegen; aber nicht mit Waffen, sondern mit Güte bringt er sie zum Frieden victualia eis concedens (141). Dem schließt sich nun auch Theodosius an, nachdem er genesen ist. Er trifft ein Abkommen mit Athanarich, den er nach Constantinopel zu kommen einladet.

Der Nachdruck der Erzählung liegt dabei auf dem Eintritt Athanarichs in Constantinopel, wie er sich überall umgesehen, seine Erwartungen bei Weitem übertroffen gefühlt und endlich ausgerufen habe: der Kaiser müsse ein Gott auf Erden sein (XXVIII, 143). Das alles zeigt eine mehr germanische und populare Färbung, wie oben bei dem Widerstand Fritigerns in Marcianopel, — ein sagenhaftes Element, welches aber mit den anderen Ueberlieferungen nicht zu combiniren ist.

Jordanes führt dann die Geschichte weiter, wobei sich verschiedene Stücke, welche kleine Besonderheiten bilden, unterscheiden lassen. Vornehmlich möchte die Geschichte von Alarich mit ihrem Anfang, der Schlacht von Pollentia, und dem Untergang nach dem Versuch nach Sicilien überzusetzen ein Ganzes bilden. Pollentia und Consentia sind durch und durch poetisch (XXX, 154—158). Bei Jordanes kommt Vieles vor, z. B. der Zug nach Unteritalien, der Versuch nach Sizilien überzugehen, der schon bei Orosius erwähnt und von Olympiodor mythologisch begründet wird. Aber das Ganze hat die Farbe nicht allein der sagenhaften, sondern auch der poetischen Auffassung, wohin dann vor allem das wundervolle Begräbniß Alarichs gehört, welches die Gothen dem verstorbenen Könige in einem Flußbett (dem des Busento) bei Cosenza bereiten [1]). In der Erzählung von der Schlacht von Pollentia und von diesem Begräbniß meine ich dieselbe nationale Sage wahrzunehmen, die sich bei Hermanarich und Fritigern erkennen läßt. Das Faktische ist Nebensache, die heroischen Züge die Hauptsache und ein Glück, daß sie nicht verwischt sind; sie tragen ein originales germanisches Gepräge.

Die Geschichte des Athaulf gipfelt bei Jordanes in der Ver-

1) Die Lesarten der Handschriften variiren; Busento oder Busiento ist der heutige Name des Flusses. Closs in seiner Ausgabe der Getica des Jordanes S. 115.

bindung dieses Fürsten mit Placidia und zugleich in dem Gegensatz zu den Vandalen. Das Verhältniß Athaulfs zu Honorius erscheint befriedigender, als es war, die Richtung gegen die Vandalen feindseliger, als sie war. Das gehört eben zur allgemeinen historischen und zugleich politischen Combination, die dem Buche zu Grunde liegt. Aber der Tod des Athaulf durch den Evervulf, den der König verachtete, verräth doch wieder eine germanische Ader (163). Auf den Bericht über die Rückgabe der Placidia und den zwischen Honorius und Wallia abgeschlossenen Frieden folgt ein an dieser Stelle wenig passendes Capitel über Gaiserich und die Vandalen (166 ff.). Die gesammte Geschichte der Vandalen wird bis zu Ende ausgeführt, freilich sehr summarisch. Den Hauptpunkt bilden die Charakterzüge Gaiserichs und seine Einrichtungen (XXXIII, 168). Jordanes braucht die Vandalen: denn von ihrem Zerwürfniß mit den Westgothen ging die große Bewegung des Attila gegen Gallien aus. Bei ihm kommt die germanische Tradition der historischen Auffassung zu Hülfe. Auch bei der Catalaunischen Schlacht habe ich geglaubt, ihn nicht vernachlässigen zu dürfen. Der Großvater des Jordanes war Notar des Candac, des Sohnes des Andag, der in der Schlacht auf den Catalaunischen Feldern den Theoderich getödtet haben soll (XXXX, 209). Man darf, denke ich, annehmen, daß sich in der Familie des Jordanes eine Tradition über die Schlacht erhalten hat, welche er wiederholt. Er flicht diese Begebenheiten in die Geschichte der Westgothen ein, die er sofort bis auf Alarich II. fortführt. Erst hier kommt er auf die Herrschaft der Ostgothen selbst.

Er beginnt dieselbe mit einem Siege der Gothen über die Hunnen und mit dem Zusammentreffen der Siegesbotschaft mit der Geburt Theoderichs, eines Sohnes des Theodemir. In seiner Erzählung der Kämpfe der Ostgothen in Pannonien hat man eine eigenthümliche Ueberlieferung aus der alten Geschichte der Gothen vor sich. Alles hat Farbe und Leben. Neben dem römischen Kaiserthum erwächst jetzt das ostgothische Königthum zu einer großen Macht in Pannonien. Jordanes hält seine freundschaftliche Gesinnung gegen die Römer fest, ohne doch den Heroismus der Gothen im Mindesten zu unterschätzen. Die Erzählungen des Jordanes über die Kämpfe in Pannonien tragen ein so eigenthümliches Gepräge,

daß man sie nicht einmal kritisiren kann, zumal da sie anderweit nicht erwähnt werden. Sie führen in die Mitte der mit einander ringenden Völker ein. Anders verhält es sich mit den Ereignissen, die sich auf Constantinopel beziehen. Darüber haben wir die Fragmente eines gleichzeitigen Autors, des Malchus, der aus Philadelphia in Palästina gebürtig, wie sein Name zeigt, ein Semit, als Sophist in Constantinopel lebte und sieben Jahre des Kaisers Zeno, von 473—480, in sieben Büchern beschrieben hat. Die Fragmente stammen aus den Excerpten de legationibus, werden aber besonders auch deshalb für die Benutzung schwierig, weil die Legationen an die Römer und von den Römern gesondert vorkommen und chronologisch nicht eben leicht zu bestimmen sind. Die Hauptsache aber ist historisch sicher. Da spielen nun die Verhältnisse Zenos zu den beiden Gothenstämmen, dem pannonischen und dem thracischen, dem ersten unter dem jüngeren, dem letzteren unter dem älteren Theoderich eine große Rolle. Die thracischen Gothen sind Feinde des Kaisers; um sich einigermaßen zu schützen, knüpft Zeno mit den pannonischen Gothen an und veranlaßt sie zu Feindseligkeiten gegen ihre Stammesgenossen. Von den hiebei vorkommenden Verwicklungen hat Jordanes keinen Begriff. Ihm liegt nur daran, die Verbindung Theoderichs mit Zeno zu motiviren. Auch Theophanes ist mit der Nachricht von Jordanes nicht auszugleichen; vielmehr erzählt dieser, Theoderich habe sich von Johannes Scytha bei dem Feldzug gegen Illus getrennt und sei nach Thracien zurückgekommen (S. 203,8) [1]); er hätte Thracien einnehmen können; nur aus Erbarmen habe er es geschont; dann sei er von Zeno vermocht worden, sich nach Italien zu wenden. Daß Theoderich jemals Geisel in Constantinopel gewesen ist, erhellt wenigstens nicht aus Malchus [2]). Aber darin stimmen Beide überein, daß Theoderich nach Constantinopel kommt und zu hohen Stellungen befördert wird: denn der andere Theoderich war indeß gestorben. Hier nun läßt Jordanes den Theoderich mit Zeno in die engste Verbindung treten und von Beiden den Beschluß fassen, daß der Gothenkönig nach Italien gehen

1) Nach Johannes Antiochenus wurde Theoderich von Zeno, der Mißtrauen gegen ihn gefaßt hatte, abberufen und zwar schon in Nikomedien (Fgt. 214, 4 bei Müller IV S. 620).

2) Es wird jedoch von Theophanes S. 203 berichtet.

soll unter der ausdrücklichen Versicherung, er wolle Italien als Geschenk des römischen Kaisers besitzen. Das geschah nach Jordanes (LVII, 290) im Jahr 485.

Aber aus anderweiten, unverwerflichen Nachrichten in dieser Epoche erhellt, daß Theoderich 487 wieder Feindseligkeiten gegen Constantinopel begangen hat (Marcellinus: usque ad regiam civitatem infestus accessit [1]). Er kehrt erst zurück, als er einen großen Theil der Landschaft verwüstet hat; was sich mit dem Bericht des Jordanes nicht vereinigen läßt. Das Verhältniß des Kaisers und des Gothenfürsten war noch keineswegs geordnet. Auch nach jenem Consulat brachen Feindseligkeiten aus. Zu einer Abkunft, wie sie Jordanes beschreibt, kann es damals in Constantinopel unmöglich gekommen sein. Als Sage verdient die Erzählung des Jordanes auf jeden Fall Berücksichtigung, aber als Historie kann sie nicht gelten. Dem wirklichen Verlauf der Dinge nach hängt das Unternehmen Theoderichs mit dem Eingreifen Odoakers in Rugiland zusammen.

Von besonderem Interesse sind die Schlußcapitel des Buches. Jordanes läßt Theoderich mit einer Ermahnung sterben, den Senat und das Volk von Rom zu lieben und den orientalischen Kaiser sich immer geneigt zu halten (placatum semper propitiumque haberent post Deum, LIX, 304). Neun Jahre lang wird das nun beobachtet. Dem König Athalarich wird zugeschrieben, daß er den Franken die ihnen entrissenen Stücke von Gallien zurückgegeben (305), — was doch erst Vitiges gethan hat — übrigens aber lebt er in Frieden, da er sich dem Kaiser sogleich angeschlossen hat. Amalasuintha vermählt sich mit Theodahat, der aber bringt sie dann um (304). Justinian sieht in der Ermordung der in seinen Schutz aufgenommenen eine Beleidigung und schickt Belisar. Von Abwehr ist keine Rede; nur von den Unterwerfungen des Sinderith in Syrakus, des Evermud in Rhegium, worüber der Autor Nachrichten hat, die man sonst nicht findet (308. 309). Hier aber stoßen wir auf eine neue, unerwartete Schwierigkeit, vielleicht die größte von allen, die

1) Sehr wahrscheinlich ist die Vermuthung, daß hier Regium gelesen werden müsse, Johannes Antiochenus sagt: Frgt. 8 bei Müller Frgt. Hist. Graec. V: ἐστρατοπεδεύσατο ἐν τῷ λεγομένῳ Ῥηγίῳ. Rhegium, in der Nähe von Constantinopel, wird auch von Procop erwähnt.

uns begegnet sind, wenn wir die Getica des Jordanes, aus denen man bisher allein schöpfte, mit seinem zweiten Werk, den Romana, vergleichen.

In den Romana findet sich zuerst über Evermud ein in der Hauptsache abweichender Bericht. Mit aller Bestimmtheit wird erzählt, daß Evermud, bereits in Sicilien, erschreckt durch den glücklichen Fortgang des Unternehmens Belisars, zu diesem gegangen sei und ihn aufgefordert habe, sobald als möglich nach Italien zu kommen, das seine Ankunft erwarte und nach ihm seufze (370). In Jordanes Getica (c. 60, 309) liest man nur, er habe sich ergeben, indem er erklärte, den Oberhäuptern des römischen Reiches dienen zu wollen. Dieser Evermud aber war der Schwiegersohn Theodahats. Die Gothen scheinen in seinem Abfall, der eine Verrätherei war, einen Akt ihres Königs gesehen zu haben, von dem sie argwöhnten, indem er sie ins Feld schicke, wolle er doch nur sein Verbrechen (den Tod der Amalasuintha) gut machen (qui cum sanguine Gothorum et interitu sua cupit scelera excusari, Romana 372); er denke seine Rettung mit dem Blut und Verderben der Gothen zu erkaufen.

Dies war der Grund, weshalb sie Vitiges zu ihrem König ausriefen. Wie verhält es sich nun mit diesem entscheidenden Ereigniß?

In den Getica bleibt Alles sehr dunkel. Vitiges wird in den Campi Barbarici zum König erhoben (310), man erfährt aber nicht, wie er dahin kam. Er geht dann nach Rom. Er schickt drei treue Männer nach Ravenna und trägt ihnen die Ermordung des Theodahat auf. Die Ermordung wird vollzogen und dem Volke bekannt gemacht. Die Worte sind schwer zu erklären. Unverständlich ist es, daß, nachdem vorher die Ankunft des Vitiges in Rom gemeldet war, es hier nochmals heißt, er wäre in den Campi Barbarici gewesen (Vitiges Romam ingreditur. . . . . occiso Theodahado rege qui a rege missus adveniebat et adhuc in campis Barbaricis erat Vitiges).

Es folgt dann doch, er sei von Rom nach Ravenna gegangen und habe sich dort mit Mateswentha vermählt. Indem er hier das Glück der Vermählung genießt, nimmt Belisar Rom ein. Die Eroberung von Neapel wird nur beiläufig erwähnt (subversa Neapoli 311). In den Romana wird dieser Eroberung zwar

kurz, aber doch so gedacht, daß man die Erzählung Procops wiedererkennt. Dies Ereigniß ist es, was über alles Folgende entscheidet; denn nun erfolgt erst, den Romana nach, die Erhebung des Vitiges. Und wenn man in den Getica gar nicht erfährt, wie so Vitiges in die Campi Barbarici gelangt und was daselbst vorgegangen ist, so sind die Romana darüber umständlicher und augenscheinlich wahrer. Ihnen zufolge wurde nach der Eroberung von Neapel das gothische Heer unter einem der Führer desselben gegen Belisar ins Feld geschickt (Vitiges unum inter alios ductorem exercitus praeponens contra Belesarium dirigit, Romana 372). So gelangten sie nach jenem Platz innerhalb der pontinischen Sümpfe. Hier aber kam der Widerwille gegen Theodahat zum vollen Ausbruch. Die Kriegerschaaren, von Theodahats Treulosigkeit überzeugt, zeigten Neigung, Vitiges an ihre Spitze zu stellen. Ueber Theodahat erklärten sie unumwunden, er müsse aus dem Wege geräumt werden: tollatur, inquiunt, de medio (Romana 372). Hierauf wird Vitiges, nachdem man sich seiner Person gleichsam bemächtigt hat (factoque impetu in eo consona voce), einmüthig zum König ausgerufen. Er hat es selbst gewünscht und giebt nach. Die Erzählung ist in den Romana deutlicher und offener; ich habe kein Bedenken getragen, sie aufzunehmen.

Aus den Romana sieht man, daß dem Jordanes der spätere Verlauf des gothisch-römischen Krieges sehr wohl bekannt war. Da wird der Erhebung Ildibads (378), die hernach die des Totila herbeiführte, eingehend gedacht. Auch der persischen Kriege und der zweiten Anwesenheit Belisars in Italien geschieht Erwähnung. Der Verlauf wird als ein für den Hof von Constantinopel sehr ungünstiger geschildert. Jener Todesfall des Germanus in Sardica erscheint als ein Unglück für die Römer und ein Glück für Totila. Von alledem aber abstrahirt Jordanes in den Getica. Für ihn ist die Verbindung der beiden Familien, Anicier und Amaler, die Hauptsache. Ueberhaupt liegt in dieser Verbindung der Kernpunkt der Auffassung, aus welcher das ganze Buch entsprungen ist. Die Darstellung in den Getica des Jordanes hat zugleich etwas von einem politischen Pamphlet, sie ist auf den Moment berechnet. Das Buch wurde nach dem Tode des Germanus geschrieben, als

das Heer desselben nach Salona gegangen war, um von da aus nach Italien vorzudringen, und zugleich eine Flotte ausgerüstet war, welche den Auftrag hatte, die Unternehmung gegen Italien auszuführen. Die Römer in Italien warteten auf die Ankunft dieser Unterstützung, und ihnen schlossen sich nun auch die Gothen an, welche ihr Heil von der Wiederaufrichtung des römischen Uebergewichts erwarteten. Höchst außerordentlich ist die Erscheinung, daß ein Autor in derselben Zeit über dieselben Begebenheiten zwei Werke verfaßt, die einander sehr nahe stehen und doch so weit von einander abweichen. In den Romana hat die geschichtliche Thatsache das Uebergewicht; in den Getica walten politische Gesichtspunkte vor. Man könnte wohl auf die Vermuthung gerathen, daß der Senator, der damals im höchsten Alter, als Stifter und Vorsteher eines Klosters, auch zugleich als großer Herr lebte, und literarisch noch immer thätig war, der intellektuelle Urheber der Schrift des Jordanes, deren Inhalt ihm selbst formell angehörte, gewesen sei. Er würde seiner ursprünglichen Darstellung, die sich nur auf das Verhältniß zu Rom bezog, die Wendung, durch welche Constantinopel in die Fragen der Politik gezogen wurde, selbst gegeben oder doch zugelassen haben, daß ihr eine solche gegeben wurde. Diese Annahme würde alle die Schwierigkeiten, die sich aus der Vorrede, die aus einem fremden Werke entlehnt ist [1]), und dem Verhältniß der Texte ergeben, beseitigen. Jordanes hätte nur den Namen gegeben, durch welchen der eigentliche Ursprung verborgen gehalten werden sollte [2]); er wäre mehr Redaktor als Autor.

Ich verberge mir nicht, daß sich auch hiegegen mancherlei Einwendungen vorbringen lassen. Ich will damit nicht eine Behauptung, sondern nur eine Vermuthung aussprechen, die anderweitig geprüft, angenommen oder verworfen werden mag. Unabhängig davon ist das Resultat der vorliegenden Untersuchung, daß nämlich das Buch des Jordanes de rebus Geticis zwar als eine auf historische Vorstudien basirte, aber zugleich auf den Moment angelegte, politisch-historische Arbeit über die Geschichte der Gothen anzusehen ist.

---

1) Sybel, Allgemeine Zeitschrift für Geschichtswissenschaft VII, S. 288.

2) Hat doch Garet in seiner Ausgabe des Cassiodor die Schrift des Jordanes geradezu unter die Schriften Cassiodors aufgenommen.

V. Gregor von Tours.

Was wir bei der griechischen Kirche und selbst in den Anfängen der lateinischen bemerkt haben, daß die höchsten geistlichen Würden an Männer von hohem Rang in den Provinzen übergingen, wodurch sie dann besonders befähigt wurden, sich den Kaisern zu opponiren, das geschah auch in Gallien. Gregor von Tours bezeichnet die Familie, zu der er gehörte selbst als eine senatorische; sie war im beinah erblichen Besitz bischöflicher Stellungen. Gregor bemerkt, daß von den achtzehn Bischöfen von Tours vor ihm dreizehn Verwandte seines Hauses gewesen seien[1]). Das Gefühl echt römischer Herkunft und religiöser Eifer erwachten vereinigt in dem gallo-römischen Klerus, als die fränkischen Könige die Oberhand in Gallien erhielten. Welche Stellung sie dann einnahmen, erfahren wir aus den Lebensereignissen Gregor's [2]), von denen er selbst in seinem Werk, das

---

1) Bis auf Gregor gab es achtzehn Bischöfe von Tours, welche er der Reihe nach aufführt (Hist. Franc. X c. 31), an anderer Stelle giebt er an, daß nur fünf von diesen nicht zu seiner Familie gehört hätten (VI c. 50: praeter quinque episcopos reliqui omnes qui sacerdotium Turonicum susceperunt, parentum nostrorum prosapiae piae sunt conjuncti).

2) Georgius Florentius hat den Namen Gregor nicht in der Taufe erhalten, sondern selbst zu Ehren des Großvaters seiner Mutter, Gregorius, des Bischofs der civitas Lingonum (Langres), welcher heilig gesprochen war, angenommen. Dieser war von höchstem Landesadel. Er war 40 Jahre lang comes der civitas Augustodunensis gewesen, ehe er im Jahre 486 Bischof von Langres wurde (Gregor, vitae patrum c. 7). Er war ein Zeitgenosse Chlodwigs und seiner Söhne. Gregors Mutter Armentaria gehörte ebenfalls einem vornehmen Geschlecht an, das sich in der Verwaltung geistlicher Aemter ausgezeichnet hatte. Man wird dabei an die Stellung des Ambrosius und

unter dem Namen Historia ecclesiastica Francorum allgemein bekannt wurde, und besonders für die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts die Hauptquelle unser historischen Kunde geworden ist, mit anschaulicher Ausführlichkeit handelt.

Wohl das Wichtigste dieser Ereignisse ist die Sitzung des fünften Concils zu Paris im Jahre 577, wo über die Schuld oder Unschuld des Bischofs Prätextatus von Rouen entschieden werden sollte. Prätextatus hatte in die Irrungen eingegriffen, die nach dem Tode des Königs Sigibert im fränkischen Reiche eintraten; er hatte den Sohn Chilperichs, Meroveus, mit der Wittwe Sigiberts, Brunhilde, zusammengegeben. Seine Absicht scheint gewesen zu sein, eine Regierung zu bilden, in welcher sich die austrasischen und die neustrischen Ansprüche vereinigten. Chilperich war seines Sohnes Meister geworden; aber er brannte vor Begier sich an Praetextatus zu rächen und stellte ihn vor eine Versammlung von fünfundvierzig Bischöfen, welcher Gregor beiwohnte, der sich des Angeklagten auf das Wärmste annahm. Er that dies nicht aus politischen Absichten, sondern weil er das bischöfliche Ansehen zu wahren und einen kirchlichen Rechtsgang einzuleiten gesonnen war, ungefähr wie Liberius und Damasus den Kaisern gegenüber. Er ist sehr ausführlich darüber und die Nachrichten, die er giebt, sind höchst lesenswürdig (Hist. Franc. V c. 19). Er vermochte jedoch nicht vollkommen zu seinem Zwecke zu gelangen; Praetextatus wurde auf eine der normannischen Inseln verwiesen.

Aber für Gregor ist es in hohem Grade bezeichnend, daß er an der Spitze der Bischöfe der königlichen Gewalt entgegentrat. Schon vorher hatte er Meroveus, der sich in die Kirche des heiligen Martin geflüchtet hatte, nicht ausliefern wollen, weil man keinen Flüchtling aus einer Kirche treiben dürfe. Eben darin liegt die ganze Position Gregors, daß er die Kirchengerechtsame gegen die königlichen Eingriffe in Schutz nimmt.

---

anderer geistlicher Würdenträger erinnert, die eben darum eine doppelte Bedeutung erlangten, weil sie von hoher Herkunft waren. Gregor war 573 Bischof geworden, ein Zeitgenosse der Söhne Chlotar II. und Zeuge ihrer Entzweiungen. Er ist in Tours am 17. November 594 etwa 54 Jahre alt gestorben.

Bald darauf aber, nach einigen Jahren, wurde Gregor selbst angeklagt. Man gab ihm Schuld über die Königin Fredegunde sich beleidigende, selbst ihre eheliche Treue verdächtigende Aeußerungen erlaubt zu haben. Einer der Kleriker seiner Kirche, Riculf, und der Comes von Tours, Leudastes, den Gregor antiklerikaler Anmaßungen beschuldigt, worüber sie mit einander zerfallen waren, hatten diese Anklage veranlaßt. Auf dem Concil von Braine im Jahre 580 sollte sich Gregor darüber rechtfertigen. Allein schon war die Lage eine andere geworden. Die geistlichen Herren trugen Bedenken, eine solche Anklage anzunehmen, und unter den Laien selbst hatte sich die Meinung ausgebildet, daß es sich nicht zieme, einen Bischof auf leichtfertige Anklagen hin in das Verhör zu nehmen. Gregor konnte ruhig nach Tours zurückkehren und sein Amt weiter verwalten (Hist. Franc. V c. 48 ff.). Bei der Verfolgung des Leudast hatte Gregor zuletzt sogar die Königin Fredegunde auf seiner Seite.

Wir erkennen die innere Bedeutung dieser Stellung, die dahin führte, daß die kirchliche Autorität zu immer größerer Geltung gelangte. Die Anklagen, die im Sinne der höchsten Gewalt gegen die großen Würdenträger der Kirche angestrengt wurden, konnten doch nicht durchdringen weder in Paris, noch in Braine. Die Verflechtung der Dinge bewirkte sogar, daß sich Gregor eines gewissen Einflusses auf die königliche Familie und den König selbst erfreute. Chilperich, der ein Gelehrter war, hatte den Gedanken, in die Entscheidung der theologischen Fragen selbst einzugreifen und über eine der wichtigsten, die Lehre vom heiligen Geist betreffend einen Unionsentwurf aufgesetzt. Gregor, dem er ihn vorlegte, fand darin Spuren alter Häresien, besonders sabellianischer, und bewirkte, von einem anderen angesehenen Bischof unterstützt, in der That, daß der König seinen Entwurf zurücknahm. Diese Frage nun aber, welche das Verhältniß des heiligen Geistes zu Gott Vater und Gott Sohn betraf, stand damals im Vordergrunde der kirchlichen Controversen. Die Arianer beharrten bei der Auffassung, die sie vor der kanonischen Entscheidung durch das Concil zu Constantinopel angenommen hatten. Allein der Begriff der Katholizität beruhte auf der Annahme dieser Entscheidung. Das System hatte die ganze gallo-römische Geistlich-

keit für sich. Es ist oben gezeigt worden, welchen lebendigen Antheil diese an den unter den Königen von Burgund ausgebrochenen Zwistigkeiten genommen hat.

Eine noch bedeutendere Stellung aber hatte der Arianismus bei den Westgothen, die durch ihre Siege in Spanien unter Leovigild zu großer Macht gelangten und an dem arianischen Begriff festhielten. Es kam vor, daß die Beziehungen der fränkischen und westgothischen Könige untereinander dadurch verwirrt und die Fürsten zu gegenseitiger Feindseligkeit angeregt wurden. Sie bildeten dann den wichtigsten Moment in den politischen Verhältnissen des Occidents überhaupt. Auch von diesen Irrungen aber wurde der Bischof der Kirche von Tours, welche ja die Metropole der Bekehrung war, unmittelbar berührt. Im Jahr 580 und nochmals 584 wurde er von den westgothischen Gesandten in Tours aufgesucht. Er selbst hat den Verlauf der Verhandlungen mit ihnen geschildert und die Argumente beider Parteien einander gegenübergestellt (V c. 42. VI c. 40). Das geschieht mit so vieler Deutlichkeit, als der Gegenstand nur immer zuläßt. Dabei wurde jedoch so wenig erreicht, wie bei jenen burgundischen Diskussionen, deren wir gedacht haben. Die erste Besprechung führte zu den Aeußerungen der entschiedensten kirchlichen Feindseligkeit. Die zweite wurde ohne Erfolg abgebrochen. Gregor war nicht allein von der orthodoxen Lehre tief überzeugt, er meinte auch, der heilige Martin habe sie durch Wort und That bekannt. Mit Vergnügen verweilt er bei den Wunderzeichen, durch welche die orthodoxe Lehre bestätigt worden sei, während die heterodoxe bei ihren Versuchen stets scheiterte. Man darf sich die Augen nicht dagegen verschließen, daß diese Festigkeit der gallikanischen Doktrinen auch auf Spanien zurückgewirkt und zur Vernichtung des westgothischen Arianismus wesentlich beigetragen hat.

Dazu aber war das Beharren der fränkischen Könige bei dem orthodoxen Bekenntniß nothwendig. Alles bedingte sich gleichsam: die Würde des Bisthums, die Strenge des Bekenntnisses, der Einfluß der Könige. Ich halte Gregor in dieser Beziehung für eine der bedeutendsten Erscheinungen in der Epoche Wie Alles kam und verlief, dafür ist besonders der zweite Theil seiner Kirchengeschichte der Franken unschätzbar. Er beginnt denselben mit einer besondern Vorrede, in welcher die Einheit

der höchsten Gewalt im fränkischen Reiche als eine Nothwendigkeit dargestellt wird, sowohl für das kirchliche Leben, als für das fränkische Reich. Diesen, den wichtigsten Bestandtheil der litterarischen Hinterlassenschaft Gregors will ich jedoch gleichsam nur berühren. Meine Hauptabsicht geht auf den ersten Theil des Geschichtswerkes, von welchem ich mich überzeugt habe, daß auch die neu revidirte Ausgabe nichts enthält, was gegen die Benutzung der älteren Bedenken erregen könnte. Ich darf es wohl wagen, noch ehe die neue Ausgabe erschienen ist, eine Meinung zu äußern, die sich mir bei dem Studium der älteren Drucke ergeben hat.

An Eusebius und Hieronymus anknüpfend beginnt Gregor mit einer theologischen Weltchronik, die er im ersten Buche bis auf die Gründung der Kirche von Tours führt.

So hat auch das zweite Buch von vornherein einen universalhistorischen Charakter, bei dem der Autor dann besonders Gallien im Auge hat, über dessen Verhältnisse er mancherlei Auszüge beibringt, bis er bald ziemlich unvermittelt auf seinen Hauptgegenstand, die Franken selber kommt. Schon in der Vorrede zum gesammten Werk hat er denselben Gesichtspunkt aufgestellt, wie in der Vorrede zum fünften Buch. Er sagt, daß es Niemand gebe, welcher die Ereignisse der Zeit schildere, wie die Wildheit der Völker gewüthet, die Wuth der Könige sich erschöpft, die Kirchen von den Häretikern angegriffen, von den Katholiken vertheidigt worden seien. Da ist nun keine Frage wichtiger für ihn, als wie die Könige der Franken, die eine so große Stellung in Gallien einnahmen, emporgekommen seien. In den Denkmalen und historischen Schriften älterer Autoren, von denen er einige Auszüge beibringt, findet er nichts darüber. Er geht also zu der einheimischen Sage über mit den Worten: tradunt enim multi, c. 9 (S. 62 Ruinart).

Die Ereignisse, über welche Gregor Nachricht giebt, sind für den continentalen Occident, Frankreich und Deutschland unendlich wichtig; und von selbst entsteht die Frage, welche Glaubwürdigkeit dem Bischof von Tours in diesen Berichten zukommt. Da diese Untersuchung sich nicht abweisen läßt und Gregor doch manches Zweifelhafte, bei dem sein kirchlicher Standpunkt vorwaltet, berichtet, so griff ich nach zwei kleinen

Schriften, die als Auszug aus Gregor betrachtet werden, bei denen sich aber bei näherer Betrachtung ergiebt, daß sie Manches enthalten, was bei Gregor nicht vorkommt und doch eine große innere Bedeutung hat. Der Autor einer Chronik, welche als Fortsetzung Gregors betrachtet wird, den man Fredegarius nennt, obwohl ohne rechten Beweis dafür, hat seinem Werke einige Auszüge vorangeschickt, von denen der wichtigste der vierte ist, dem man den Titel scarpsum de chronica Gregorii gegeben hat und der mancherlei mit Gregor gleichartige Ausführungen darbietet. Aber man kann nicht lange darin lesen, ohne auf andere Bestandtheile zu treffen, deren Ursprung näher zu erörtern sein wird, soweit es möglich ist. Man hat diese Aufzeichnungen wohl auch mit dem besonderen Titel der Historia epitomata bezeichnet. Eine andere historische Reliquie der Zeit bildet eine kleine Schrift mit dem Titel Gesta regum Francorum, welche besonders deshalb wichtig ist, weil sie in den späteren Darstellungen der westfränkischen Geschichtschreiber zu Grunde gelegt wurde. Die Anfänge derselben sind in zwei verschiedenen Texten vorhanden, von denen der eine von Freher mit Gregor und den Fredegarischen Fragmenten zugleich zum Druck befördert, der andre Text, der sich aus einem Codex aus Cambray herschreibt, von Boucquet mitgetheilt worden ist (II S. 529 ff.). Die beiden Texte stimmen jedoch dann wieder sehr gut zusammen. Man möchte dem Boucquet'schen beinahe den Vorzug der Authentie geben, doch kommt es darauf nicht eben sehr an, und die Identität in allem Wesentlichen ist unleugbar.

Das eine und das andere dieser beiden Werke, das Fredegarische sowohl wie die Gesta, weichen nun von vornherein darin von Gregor ab, daß sie die Franken von Troja herleiten, worauf Gregor nicht eingehen konnte, da er ältere Fragmente echter Geschichte vor sich hatte, welche die Existenz der Macht der Franken lange vor der Epoche, in welche jene beiden Schriften sie setzen, nachwiesen. Aber die Sage, wie sie in den beiden Werken enthalten ist, stellt eben den Ursprung des Königthums dar, und hier knüpft Gregor ohne Weiteres an sie an. Ich sage nicht an die vorliegenden Texte in ihrem Wortlaut, obwohl dieser sehr oft wiederkehrt, sondern in ihrem wesentlichen Inhalt. Ich bitte nur um die Vergünstigung, die Texte, wie sie jetzt vorliegen, unter

einander und mit Gregor vergleichen zu dürfen. Auf mich haben die beiden genannten Schriften den Eindruck gemacht, daß eine Herbeiziehung derselben für die Auffassung der Zeiten Chlodwigs und seiner Nachfolger unumgänglich erforderlich ist. Nicht als nähme ich eine Priorität dieser Schriften, wie sie vorliegen, vor Gregor an. Aber die Schriften sind Compilationen. Da sie Nachrichten geben, welche mit den gregorianischen nicht übereinstimmen, so müssen sie eine selbständige Grundlage gehabt haben, die sehr wohl in die Zeiten vor Gregor fallen kann; daß sie häufig mit Gregor übereinstimmen, ist kein Grund dafür sie bei Seite zu legen. Gregor fußt ungefähr auf denselben Grundlagen, wie die Verfasser der beiden Schriften. Ihre Uebereinstimmung und ihre Abweichung von einander sind von großer Wichtigkeit, nicht allein für ihr litterarisches Verhältniß, sondern für die Substanz der Ereignisse selbst.

Ich will jedoch ohne weitere Präludien zur Sache schreiten und dabei mit zwei Begebenheiten beginnen, welche auf die spätere deutsche Geschichte den größten nachwirkenden Einfluß gehabt haben, den Kampf der Franken gegen die Thüringer und gegen die Sachsen. In der Historia epitomata (Fredegar) c. 51 wird in den Anfang der Regierung Chlotars I. ein Krieg desselben gegen die Sachsen gesetzt. Diese nämlich haben rebellirt und mit ihnen die Thüringer. Man muß annehmen, daß bei dem Regierungswechsel weder die Thüringer in der ihnen auferlegten Unterthänigkeit, noch die Sachsen in dem Verhältniß der Abhängigkeit, in welches sie zu den Franken gerathen waren, verharren wollten. Es war also eine allgemeine Erhebung des nördlichen Germaniens gegen die Franken. Chlotar rückte nun mit Heeresmacht gegen sie ins Feld. Es kam zu einer Schlacht, welche die Gesta an die Weser setzen, die auch anderweit erwähnt wird; Thüringen wurde durchstreift, blieb also unterworfen. Nach der Historia epitomata rebelliren die Sachsen dann im nächsten Jahre abermals, was um so begreiflicher ist, als nur ein Theil von ihnen zu Grunde gerichtet war und nun führt Chlotar aufs neue sein Heer gegen sie ins Feld.

Dies ist der Feldzug, den auch Gregor (IV c. 14) beschreibt, aber bei ihm hat alles ein anderes Colorit. Chlotar ist in der Besitznahme des regnum Franciae, das ihm durch Theodebalds Tod zugefallen

ist, begriffen. Da vernimmt er, daß die Sachsen, zu ihrem Wahnwitz zurückkehrend, den Tribut zu zahlen verschmähen. Es ist doch ein Unterschied zwischen der Verweigerung eines gewohnten Tributs, wovon Gregor, und von einer alle Stämme umfassenden Rebellion, wovon die Historia epitomata redet. Wie nun das Heer in die Nähe der sächsischen Grenze kommt, schicken nach Gregor die Sachsen Gesandte mit der Erklärung, der neue König werde nicht von ihnen verachtet; sie seien erbötig, ihm zu leisten, was sie seinen Brüdern geleistet hätten und noch mehr — was doch die Voraussetzung in sich schließt, daß nur eben ihm bei seinem Regierungsantritt der gewohnte Tribut versagt worden sei. Der König glaubt ihren Versicherungen und will den Krieg nicht beginnen, um nicht gegen Gott zu sündigen; die Franken bleiben dabei, daß man über die Feinde herfallen müsse: denn sie seien Lügner und würden nie erfüllen, was sie versprächen. Die Sachsen bitten nochmals um Frieden, indem sie die Hälfte aller ihrer Besitzthümer anbieten (medietatem facultatis suae). Chlotar fordert sein Kriegsvolk auf, darauf einzugehen, um nicht den Zorn Gottes über sich hereinzuziehen. Abgewiesen bieten die Sachsen ihre Heerden, alles was sie besitzen, selbst ihre Kleider und die Hälfte ihres Landes an, ausgenommen ihre Frauen und ihre Kleinen. Die Franken verschmähen dies Alles; Chlotar erinnert sie, daß sie dann keine gerechte Sache gegen die Sachsen haben; er fleht sie an, von ihrem Vorhaben abzustehen. Die Worte sind (Gregor IV c. 14): Desistite, verbum enim directum non habemus.

Diese Gradationen der Erbietungen und der Zurückweisungen fehlen nun in der Hist. epit., ebenso wie die Angabe, daß die Rebellion in der Verweigerung des Tributs bestanden habe. Von Gesandtschaften und Annäherungen ist bei ihm eben so wenig die Rede. Aber die Substanz ist sehr ähnlich. Die Sachsen erbieten sich Alles wieder gut zu machen, worin sie gefehlt haben, und zur Sühne die Hälfte aller ihrer Besitzthümer hergeben zu wollen, ausgenommen Weiber und Kinder (offerentes cuncta emendare quae male gesserant, mediam partem omnium rerum eorum, exceptis uxoribus et liberis, in compositione offerunt). Die Erwähnung der Composition nach altem germanischen Brauch hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich

als die einfache Bitte um Frieden, welche Gregor betont; exceptis uxoribus et liberis scheint mir echter als die Worte Gregors: parvulis liberis. Das parvulis sieht fast aus wie eine Erweiterung der Sage. Die Franken aber wollen nach der Historia epitomata sich auch damit nicht zufrieden geben, sie wollen die Männer tödten (eos interficere conabantur). Auch hiebei sollte die Fassung der Hist. epit. den Vorzug zu verdienen scheinen, weil sie eine Sühne nur in dem Tode dessen sehen, der sie beleidigt hat. Sie sagen dem König, er dürfe keinen Frieden mit den Sachsen schließen; er möge sich erheben: wir wollen schlagen und uns an ihnen rächen: non pacificabis cum eis, sed surge, proeliemur et ulciscamur in illis. Da Chlotar dies verweigert, machen sie Miene ihn selbst zu tödten, worauf er ungern in die Schlacht zieht.

Auch hier schiebt nun Gregor eine Gradation ein, die doch dem alten germanischen Herkommen kaum entspricht. Chlotar bietet seinen Franken an, sie allein ins Treffen gehen zu lassen, ohne daß er selbst daran Theil nehme. Sollte wohl ein germanischer Fürst alter Zeit seinem Volke eine solche Selbständigkeit jemals gestattet haben? Gregor, dem Anschauungen dieser Art fern liegen, läßt hierauf die Franken in das Zelt des Königs eindringen und ihn mit Schmähungen überhäufen; sie wollen ihn tödten, wenn er noch länger zögere. Auch dies sieht mehr wie eine Erweiterung und Ausschmückung der Substanz einer Ueberlieferung aus; Gregor läßt sogar den König den Franken Unglück vorherverkündigen. Unleugbar ist, daß bei Gregor der geistliche Gesichtspunkt überwiegt, von welchem in der Tradition bei Fredegar keine Spur zu finden ist. Es kommt zur Schlacht, und darin stimmen die beiden Texte überein, daß die Franken eine schwere Niederlage erleiden (Hist. epit.: tanta strages a Saxonibus de Francis facta est, ut mirum fuisset — Gregor: maxima ab adversariis internecione caeduntur). Nur fügt Gregor hinzu, daß auch von den Sachsen eine große Zahl gefallen sei, sodaß Niemand die auf beiden Seiten Gefallenen habe zählen können; Chlotar habe die Sachsen um Frieden gebeten, den sie auch bewilligt hätten und seinen Schmerz nur damit getröstet, daß er es nicht gewesen sei, der den Anlaß zum Kriege gegeben habe.

Die Differenz ist von historischer Bedeutung: da sie den eigentlichen Anfang der Kämpfe mit den Sachsen so ganz zum

Vortheil der Sachsen erzählt: diese haben einen Angriff der Franken einfach abgeschlagen. In den Texten findet sich, soviel ich sehe, nur das eine anlautende Wort, daß Chlotar invitus in den Kampf gegangen sei: das ist eben der Kern der alten Sage. Uebrigens aber denke ich, Niemand wird in Abrede stellen können, daß die Erzählung, wie sie in der Hist. epit. steht, mehr die Farbe der Ursprünglichkeit an sich trägt, namentlich die Worte, die sich bei Gregor nicht finden: non pacificabis cum eis, sed surge, proeliemur et ulciscamur in illis, verrathen nicht den Scribenten eines Auszuges, sondern legen eine eigenthümliche Kunde an den Tag [1]).

Ein ähnliches Verhältniß Gregors zu der Hist. epit. glaube ich nun auch in dem für die deutschen Verhältnisse späterer Zeit entscheidenden Angriff der Franken gegen die Thüringer wahrzunehmen. In der Hist. epit. c. 33 wird die Katastrophe von Thüringen nur sehr summarisch erwähnt, aber doch in einigen bemerkenswerthen Grundzügen. Hermanfrid tödtet zuerst seinen Bruder Berthar und zwar auf Anstiften seines bösartigen Weibes Amalaberga (instigante uxore nequissima). Dann wendet er sich gegen Baderich und ruft gegen diesen den austrasischen König Theoderich zu Hülfe.

Gregor (III. c. 4) läßt den ersten Mord vollziehen, ohne der Amalaberga zu gedenken; er erwähnt zugleich der Kinder Berthars, besonders der Radegunde. Bei Gregor hat Amalaberga erst an der Entzweiung mit Baderich Schuld; wenn sie den Tisch nur halb deckt, weil Hermanfrid nur das halbe Reich besitze, so hat die fabelhafte Erzählung hier ihre Bedeutung, da hierauf erst der Krieg mit Baderich beginnt (talibus et his similibus ille permotus contra fratrem insurgit). Hermanfrid ruft den austrasischen Theoderich zu Hülfe, was auch in der Hist. epit. erzählt wird. Diese fährt fort. Hermanfrid sei dann durch Theodebert, den Sohn Theoderichs, erschlagen, Thüringen der Herrschaft der Franken unterworfen worden. Hier aber setzt Gregor mit einer noch weiter abweichenden Darstellung ein.

1) Unbestimmt bleibt, welche Bewandtniß es mit der jährlichen Lieferung von 500 Kühen hat, welche Dagobert I. aufgehoben haben soll. Chron. Fredeg. c. 74. Die oben angeführte Stelle weiß davon Nichts.

Die Hist. epit. hat die Hülfe Theoderichs mit dem einfachen Worte erwähnt, Hermanfried habe seinen Bruder cum solatio Theoderici besiegt. Daran knüpft nun Gregor die Versicherung: Si hunc interficis, regionem hanc pari sorte dividemus, wonach also dem Theoderich für seine Hülfe die Hälfte der zu machenden Eroberungen zugesagt worden wäre; nach der Heimkehr Theoderichs aber von dem glücklichen Feldzuge habe Hermanfried das gegebene Versprechen vergessen: oblitus fidei suae, quod regi Theoderico indulgere pollicitus est, implere despexit. Hierüber ergrimmt, ruft nun nach Gregor (III. c. 7), Theoderich, dem unterdessen ein anderer Feldzug gelungen war, die Franken zu einem Rachekrieg auf. Er führt ihnen die früheren Grausamkeiten der Thüringer gegen die Franken zu Gemüthe. Man ist in Verlegenheit die Epoche hierfür zu bestimmen, da unter Childerich ein freundliches Verhältniß bestanden haben soll, und die Thüringer von Chlodwig unterworfen wurden. Diesen Erinnerungen fügt er eine neue Beschwerde hinzu, daß nämlich der König von Thüringen sein Wort nicht gehalten habe (Greg. III, 7: ecce verbum directum habemus, eamus cum Dei adjutorio contra eos). Worauf die Franken heftig ergrimmt gegen die Thüringer ausziehen.

Ich will nun nicht verhehlen, daß es mir Eindruck macht, die beiden Ereignisse, den Verlust gegen die Sachsen und den Erfolg gegen die Thüringer, durch denselben Gedanken motivirt zu sehen. Gegen Thüringen behauptet nach Gregor der Frankenkönig ein gutes Recht zu haben, während bei dem Kampfe gegen die Sachsen das Gegentheil der Fall gewesen sein soll. Betrachtungen, welche durch den Erfolg bekräftigt werden. Ich meine darin die Ueberarbeitung durch dieselbe geistliche Hand zu erblicken. So hatte Gregor von Anfang an angekündigt, er wolle das Gute loben, das Böse brandmarken. Es gehört zu seiner geistlich-moralischen Anschauung. Daß es aber in den alten Volkserinnerungen begründet gewesen sei, wird man doch nicht annehmen wollen.

Für die historische Auffassung möchte ich eine ganz andere Combination in Vorschlag bringen. Thüringen stand, wie man weiß, in unmittelbarem Bezug zu dem Ostgothen Theoderich, im Gegensatz gegen die Franken. Daß nun nach seinem Tod,

namentlich bei den Angriffen Justinians auf die Gothen, die Franken den Gedanken fassen konnten, Thüringen niederzuwerfen, liegt am Tage. Dazu kam dann aber, daß Amalasuntha gestürzt wurde und Theodahat an ihre Stelle trat. Die Königin von Thüringen war dessen Schwester. Sehr möglich, daß dadurch das Selbstgefühl des thüringischen Hofes gesteigert wurde. Unter diesen Umständen brach der Krieg zwischen den Franken und Thüringern aus. Die Thüringer wurden besiegt, Amalaberga flüchtete zu ihrem Bruder Theodahat, der aber in diesem Moment selbst vernichtet wurde.

In dieser Ansicht bestärken mich die Gesta um so mehr, als sie von jenen Veranlassungen, über die Gregor so ausführlich ist, nichts wissen.

Wirklichen Widerstand finden die Franken nach Gregor nicht; denn jene Kriegslist, deren die Thüringer sich bedienen, Gruben anzulegen, die mit Rasen bedeckt sind, so daß die Reiter hineinstürzen, bewirkt doch nur, daß die Franken sich in Acht nehmen (hunc dolum observare coeperunt). Die Thüringer werden vollkommen geschlagen und fliehen bis an die Unstrut. Auch hier leisten sie keinen eigentlichen Widerstand; sie werden nur niedergemacht und ihre Leichen dienen als Brücke über den Fluß, worauf ihr Land eingenommen wird.

Daß Hermanfried lebendig nach Hause gelangt sei, wird nicht erwähnt; die ganze Sache ist durchaus sagenhaft. In den Gesta ist nicht, wie bei Gregor, von der Vorsicht der Franken die Rede, sondern von einer wilden Indignation (intelligentes quod equi corruissent, indignati sunt valde). Auch bei der zweiten Schlacht an der Unstrut erscheinen die Thüringer etwas besser, mit wiederhergestellter Kraft (reparatis viribus) kämpfen sie gegen die Franken. Die Niederlage derselben wird in den Gesta nachdrücklich betont, bei Gregor etwas stärker und in gewählteren Worten. Die Gesta geben mit Bestimmtheit an, daß Hermanfried entflohen sei (per fugam vix lapsus evasit). Die faktischen Abweichungen Gregors von den beiden anderen Ueberlieferungen liegen in den folgenden Momenten. Nach der alten Erzählung ist Amalaberga schon bei der Ermordung des ersten Bruders thätig; beim Kriege gegen den zweiten wird Theoderich herbeigerufen; Baderich wird dabei getödtet. Dann erfolgt eine Entzweiung, bei welcher Hermanfrid

von Theodebert getödtet wird (c. 33). In den Gesta erscheint der zweite Krieg als Hauptsache. Theoderich und Chlotar beginnen denselben ohne weiteren Anlaß, so daß für die Geschichte von Amalaberga kein Raum ist. Die Thüringer gehen den vereinigten Franken entgegen, worauf es zu einem Zusammentreffen kommt, nach welchem Hermanfried beim ersten Anlauf geschlagen, seine Truppen an der Unstrut vereinigt, aber wieder geschlagen wird. Es zeigt sich, daß Gesta und Hist. epit. nur wenig zusammenstimmen, sodann aber, daß die Gesta auch da, wo sie mit Gregor zusammentreffen, doch nicht aus demselben genommen sein können.

Gregor erwähnt zweimal auch der Radegunde (III. c. 4 u. c. 7), von welcher Fortunatus eine kleine Lebensbeschreibung hinterlassen hat (Venantii Fortunati Opera, nach der Edition von Luchi, herausgegeben von Migne, S. 498 ff.). Leider ist er über den thüringischen Krieg sehr einsilbig, er sagt nur: tempestate barbarica victoria Francorum regione vastata: da sei denn auch Radegunde als Gefangene mitgeführt worden (c. 2). Fortunatus hat nun die eigenthümliche Nachricht, daß jeder der beiden Könige, Theoderich sowohl wie Chlotar, Radegunde zu besitzen gewünscht hätte; es wäre ein Krieg zwischen ihnen ausgebrochen, wäre nicht Radegunde dem Chlotar zu Theil geworden. Er erzählt dann mit einer gewissen Anmuth, wie die königliche Jungfrau auf eine königliche Villa gebracht und dort erzogen sei; eine geborene Barbarin habe sie dort auch Wissenschaften gelernt und eine große Hinneigung zu denselben kund gegeben; dann, als der König zu Victoria (Arras) sich mit ihr vermählen wollte, habe sie sehr ungern eingewilligt, sei endlich aber doch vermählt worden. Aber dabei habe sie nie aufgehört, der Kirche und Christus anzugehören. Sie habe ihr Eigenthum zu Almosen verwendet. Dann aber wird ihr Bruder getödtet (Vit. Radeg. 12). Gregor stimmt hiermit überein, doch weiß er, daß der Tod des Bruders durch Chlotar erfolgt sei (cujus fratrem postea per iniquos homines injuste occidit, III. c. 7), worauf sie ihr Kleid verändert und ein Kloster gründet. Ueber diesen Act ist nun Fortunatus ausführlich und unterrichtend, insofern er den Unterschied des geistlichen und weltlichen Standes lebendig hervorhebt. Sie bringt ihren Schmuck den Kirchen

bar, auch Tours spielt dabei eine Rolle. Wer sollte die widrigen Abstinenzen erzählen, die sie vornahm? Die Summe lag darin, daß die Kirche der von ihrem Gemahl mißhandelten Königin als Zuflucht und Freistätte sich darbot. Die Gedichte des Fortunatus drücken eine Art pietistischer Leidenschaft aus, historische Momente darf man darin nicht suchen. Unter diesen Gedichten findet sich ein im Namen Radegundes verfaßtes, an ihren Vetter und alten Spielgenossen Hamalafred gerichtetes, der damals in Constantinopel war. (De excidio Thoringiae in Venantii Fortunati opera poetica, ed. Leo S. 271 ff.) Man sieht daraus, daß an dem Hofe von Thüringen wenigstens zwischen diesen beiden ein glückliches Verhältniß obwaltete. Der Palast wird geschildert, in welchem sie zusammen gelebt haben.

Aber ich will mich nicht von meinem Gegenstand entfernen, sondern eine Vergleichung der Texte auch für die frühere Zeit unternehmen.

Ich lege auf die Gesta, so fabelhaft auch ihr Bericht über den Ursprung der Franken lautet, doch deshalb viel Werth, weil darin des salischen Gesetzes mit unzweifelhafter Kunde der in diesem Gesetzbuche selbst angegebenen Umstände gedacht wird. In dieser Aufzeichnung liegt also eine Anknüpfung an das germanische Alterthum vor.

Noch auf eine andere Weise knüpft die Hist. epit. an die Sage des germanischen Alterthums an. Bei ihr findet sich die Erzählung von der zweifelhaften Erzeugung des Merwig durch ein Meerwunder (bestia Neptuni, minotauro similis c. 9). Gregor erzählt Nichts davon. Ganz unbekannt aber ist ihm die Sage doch wohl nicht gewesen, da er an dieser Stelle eine Expectoration über das Heidenthum einflicht, die nur davon zeugt, daß sein Standpunkt ein ganz anderer war: der durchaus christliche, wie er einem Bischof zukam. Er hat das Verdienst, von der Herleitung der Franken aus Troja zu schweigen. Er war viel zu gelehrt, um daran zu glauben; wie denn die aus älteren Autoren angeführten Stellen ihm keine Könige, sondern nur mächtige Heerführer unter den Franken nachwiesen. Christlichkeit und Gelehrsamkeit waren auch hier verbunden. Da er aber bei seinen Lebzeiten nur Könige kannte, so suchte er den Ursprung derselben doch wieder bei den Nachrichten, welche das germanische

Alterthum bewahrt hatte, auf. Auch er entschließt sich, die Franken aus Pannonien herzuleiten, was doch nur aus der Sage genommen sein kann, wie sie in den Gesta vorliegt.

Jedermann kennt die Schwierigkeiten, welche der Forschung dadurch erwachsen, daß Gregor (II c. 9) Dispargum, die Residenz Chlojo's, und die fines Toringorum auf die linke Rheinseite legt. Anders wenigstens läßt er sich nicht erklären. Welches sind aber die Thüringer auf dieser Seite des Rheines in Dispargum? Noch Niemand hat es enträthselt oder auch nur enträthseln zu können geglaubt. Die Gesta setzen den Rheinübergang nach Dispargum und der Aussendung der Kundschafter (Gesta c. 5: ipse postea cum exercitu Rhenum transiens), Gregor vorher (II c. 9). Darin eben liegt nun der Widerspruch. Ich wage die Meinung auszusprechen, daß dabei nur ein Irrthum des Gregor zu Grunde liegt.

Die Gesta erzählen dann, daß Chlojo nach dem Rheinübergange sich mit den Römern schlug, sie besiegte, durch den Kohlenwald zuerst nach Tornacum vordrang und es in Besitz nahm. Es verdient gewiß Beachtung, daß die Gesta erst Tournay einnehmen lassen. Der Sitz der alten Franken war an der Schelde, und Tournay, welches später als der Hauptsitz der Salier erscheint, gehört dieser Landschaft an. Es war damals, nachdem es schon einmal einen christlichen Bischof gehabt hatte, vollkommen heidnisch geworden, weshalb es später mit Noyon zu einer Diöcese vereinigt wurde (Löning II, 106). Man muß also auf eine frühe Besitznahme Tournay's durch die salischen Franken schließen. Nicht sowohl darauf, wie Chlojo nach Tournay gekommen sein soll (ich halte das für vollkommen fabelhaft), sondern darauf lege ich Gewicht, was er von dort unternommen hat.

Augenscheinlich ist, daß man die Erzählung der Gesta dem Gregor hier vorziehen muß. Auch was über die Besetzung von Cambray gemeldet wird, ist in den Gesta bezeichnender ausgedrückt: Romanos quos ibi invenit interfecit, woraus man schließen möchte, daß es im Uebrigen mit der Flucht der Römer abgethan war; die Besatzung von Cambray aber wurde niedergemacht. Ich denke, es ist wahrscheinlicher, daß Gregor, der nur nach den Namen der alten Könige suchte, hierbei aus einer Aufzeichnung schöpfte, welche mit der der Gesta identisch war,

als daß diese den Gregor willkürlich erweitert hätten. Im Folgenden stimmen die Texte überein; die Franken dringen bis an die Somme vor. Dies Vorrücken, bei welchem es zum Kampfe mit Majorian kam, ist das erste Ereigniß in dem Fortgange dieser Angriffe, welches als historisch angenommen werden muß. Das Zusammentreffen mit Majorian im Gebiete von Arras, dessen Sidonius gedenkt, gehört in die Zeiten, in denen das Vordringen nach der Somme erfolgt ist[1]).

In den folgenden Worten über die Zuchtlosigkeit und Vertreibung des Childerich stimmt Gregor (II c. 12) noch näher mit den beiden Texten zusammen, am meisten mit dem der Hist. epit. Nur den Hauptinhalt, den Bericht über Wiomadus, hat er nicht aufgenommen. Der sagenhaften Ueberlieferung zufolge haben die Franken den Unterschied von Römern und Germanen verkannt, ihren eigenen König verjagt und einen Römer zu ihrem König genommen. Das ist der wichtigste Moment, der in Frage war, Unterwürfigkeit unter die Römer und Zahlung ihrer Auflagen, oder Bestand eines einheimischen Königs, mit den Ausschreitungen in der Uebung seiner Gewalt. Auch hier entsteht der Zweifel, ob Gregor die Sage nicht kannte oder von ihr nicht reden wollte. Für ihn hatte der politische Inhalt wenig Sinn, da im südlichen Gallien die römischen Einrichtungen fortbestanden und durch Chilperich erneuert wurden. Auch darin sehe ich einen Vorzug des Textes der Gesta, daß sie beim Fortgang des Kampfes mit Aegidius die Eroberung von Köln und Trier erwähnen, die bei Gregor fehlt; das Vorrücken Childerichs an die Loire erzählen beide, aber sehr verschieden. Ich darf wohl dabei stehen bleiben, da die Begebenheit selbst mit dem wichtigsten Verhältniß zusammenhängt, in welchem sich Gallien damals befand, der Gefährdung seiner Küste durch die seefahrenden Sachsen.

Dem Bericht der Gesta zufolge (c. 81) rückt Childerich nach dem Tode des Aegidius, der in das Jahr 464 fällt, mit seinem Heer (commoto exercitu) nach Orleans vor, wo er Verwüstungen anrichtet. Von der andern Seite gelangt Odoaker, Herzog der Sachsen, mit seinen bewaffneten Fahrzeugen (cum navale

1) Der Kampf, den Sidonius erwähnt, fällt, wie aus Idatius erhellt, in das Jahr 431.

hoste) bis Angers, ebenfalls unter großen Gewaltthaten, und läßt sich von Angers und verschiedenen anderen Städten Geiseln geben, um sich so ihres Gehorsams zu versichern. Die Sachsen entfernen sich wieder, hierauf rücken die Franken von der Landseite dahin vor. Sie nehmen die Stadt geradezu in Besitz, der Comes Paulus, der die Römer anführt, wird getödtet (interfecto Paulo comite; nach dem cod. Camerac. Paulo comite occidit), das Stadthaus geht in Flammen auf. Bei Gregor (II, 18) wird weder exercitus noch hostis navalis erwähnt, sondern Childerich plündert ebenfalls Orleans, da kommt Odoaker nach Angers. Alles bekommt dadurch eine andere Gestalt, daß Aegidius erst nach diesem Angriff umkommt. Nach dem Tode desselben läßt sich Odoaker von Angers und anderen Orten Geiseln stellen.

Bleiben wir hierbei stehen, so ist vor allem einleuchtend, daß die Gesta nicht aus Gregor geschöpft haben können. Bei ihm liegt vielmehr eine andere Anschauung zu Grunde. Auf Veranlassung des Todes von Aegidius, so scheint es, haben Childerich und Odoaker gemeinschaftlich einen Angriff gegen die südlichen Gebiete desselben unternommen. Der eine geht nach Orleans, der andere fährt die Loire aufwärts nach Angers. Odoaker läßt sich Geiseln geben und entfernt sich dann. Hierauf rückt Childerich nach Angers vor, tödtet den dortigen Befehlshaber Paulus und bemächtigt sich der Stadt. Er zerstört das Stadthaus (oder, wie andere wollen, die Kirche). Der Gegenstand der Erzählung ist also die Besitznahme von Angers durch Childerich, dem Odoaker vorgearbeitet hat.

Sehr abweichend hiervon ist die Darstellung der Hist. epit. (c. 12). Die Worte derselben kann man nicht anders verstehen, als daß bei Orleans ein Kampf zwischen Odoaker und Childerich vorgefallen und dann Childerich als Sieger nach Angers vorgerückt sei und sich in Besitz des Platzes gesetzt habe (Childericus cum Odovacro rege Saxonum Aurelianis pugnans Andegabum victor perrexit). Nach einigen Notizen über den Krieg gegen die Gothen wiederholt die Hist. epit. sich eigentlich, indem sie nochmals berichtet, daß Childerich Odoaker besiegt und Angers eingenommen habe, nachdem der Comes Paulus getödtet war (Childericus Odoacro superato Paulum comitem interfecit).

Der Unterschied der Hist. epit. von den Gesta liegt darin, daß

in den Gesta Odoacer und Childerich mehr als Freunde erscheinen, in der Hist. epit. dagegen als die heftigsten Feinde. Franken und Gallo=Römer sind in ihr Verbündete. Sie bekämpfen die Sachsen, die vor ihnen fliehen. Einige von den Sachsen bereits eingenommene Inseln werden ihnen von den Franken entrissen (c. 12: insulae eorum a Francis captae atque subversae sunt). Hier also erscheinen zuerst die Franken allein, dann Franken und Römer verbündet gegen die Sachsen, welche zurückgetrieben werden. Damit stimmt auch Gregor überein. Sie erwähnen beide den Kampf mit den Sachsen in fast denselben Worten, nur hat die Hist. epit. bei weitem schlechteres Latein. Es könnte wohl scheinen, als wäre diese ein Excerpt aus Gregor, jedoch würde es immer auffallen, daß sie das bessere Latein in schlechteres umsetzt. Die ersten Worte der Hist. epit.: Childericus cum Odovacro rege Saxonum Aurelianis pugnans Andegabum victor perrexit, stimmen nicht zu Gregor; vielmehr vermeidet dieser im Anfang Odoaker zu erwähnen. Ferner hat Gregor wie die Gesta die Geiseln, Gregor II, 18: Quo defuncto (Aegidio) de Andegavo et aliis locis obsides accepit. Gesta: Adovagrius itaque de Andegavis vel de aliis civitatibus obsides accepit. (Im cod. Camerac. fehlen diese Worte.)

Der natürliche Schluß aus diesen Prämissen scheint mir der zu sein, daß es über den Zug Childerichs nach der Loire hin zwei entgegengesetzte Traditionen gab, von denen die eine eher ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Childerich und Odoaker voraussetzt, die andere aber eine entschiedene Feindseligkeit, von denen die eine in den Gesta steht, die andere in der Hist. epit. wiederholt ist. Gregor suchte beide zu vereinigen; er folgte anfangs der ersten, später der zweiten. Daher aber rührt es, daß seine Erzählung niemals hat verstanden werden können, zumal da sie die Verhältnisse zu den Westgothen und Britannen, wie schon in der Hist. epit. geschieht, mit einflicht. Ich will mich aber nicht in Combinationen über das Ereigniß selbst einlassen, wie sie vielfach versucht worden sind, sondern nur bei dem angedeuteten Verhältniß der Autoren stehen bleiben.

Dabei stoßen wir zugleich auf eine verständlichere Motivirung des Angriffs auf Syagrius.

Aegidius, der als tyrannus bezeichnet wird, war ge=

storben (in dem cod. Camerac. fehlt: tyrannus). Sein Sohn Syagrius war ihm nachgefolgt, hatte das Regnum eingenommen, dessen Sitz in Soissons war. Regnum kann hier nichts anderes bedeuten, als die dem römischen Reiche noch angehörigen Landschaften. Er war eigentlich das Oberhaupt der nach dem Tode des Aegidius noch unter der Herrschaft der Römer verbliebenen Landschaften. Nachdem Aegidius an der Loire besiegt worden war, wendet sich der Angriff der Franken naturgemäß gegen Syagrius. Die Niederwerfung desselben ist die vornehmste Kriegshandlung Chlodwigs überhaupt.

Der ganze Inhalt der Erzählung beweist, daß Syagrius nicht als König schlechthin bezeichnet werden konnte, doch würde der Titel rex nicht ausgeschlossen sein, da von regnum die Rede ist[1]). Es ist ein Zusatz Gregors, wenn Syagrius als Romanorum rex bezeichnet wird (II c. 27). In der Hist. epit. erscheint er als Patricius (c. 15), so lautet sein Titel auch bei Aimoin. Das würde in der That als das Angemessenste erscheinen, da es häufig in diesen Zeiten eine von dem römischen Reiche herrührende, aber doch abgesonderte Herrschaft bezeichnet, wie sie eben damals von Ricimer und von Odoaker ausgeübt wurde. Mit diesem also immer noch römischen Patriciat gerieth nun Chlodwig in Krieg.

Chlodwig verbündet sich mit Ragnachar und überfällt Syagrius. Gesta c. 9 und die Hist. epit. c. 15 stimmen hier vollkommen überein. Von dem Anerbieten und der Ansetzung eines Schlachttages, wie es bei Gregor (II c. 27: campum pugnae praeparare deposcit) sich findet, ist bei ihnen nicht die Rede. Ich denke mir, daß Gregor den Zusatz einschob, der ihm sagenhaft erzählt wurde, und halte es für das Beste, bei dem alten Texte stehen zu bleiben, der nur von einem Ueberfall weiß.

Gregor steht auch hier dem Text der Hist. epit. näher, als dem der Gesta. In beiden findet sich ein Zusatz über die gewohnte Furchtsamkeit der Gothen, der in den Gesta fehlt (ut

1) Die Handschriften der Gesta schwanken; im cod. Camerac. wird Aegidius als Romanorum rex (c. 8) bezeichnet; von Syagrius heißt es in diesem Codex einfach: Aegidii filius; die anderen Handschriften haben den Zusatz: rex Romanorum, während in ihnen Aegidius dux Romanorum genannt wird.

Gothorum pavere mos est). Auch lassen die Gesta den Syagrius nicht gebunden überliefern, was die beiden andern haben (vinctum legatis tradidit), sondern blos ausliefern. Auch über den Tod des Syagrius stimmen Gregor und die Hist. epit. überein. Man hat auch hier drei Texte, von denen der der Gesta der einfachste ist. Der Text des Gregor hat einige Zusätze, wie der der Hist. epit.

Wir kommen, einiges minder Wichtige übergehend, auf den zweiten wichtigen Akt Chlodwigs, seinen Uebertritt zum Christenthum in Folge der Vermählung mit einer burgundischen Königstochter.

Das Verhältniß der Texte in den Gesta (c. 11) und Gregor (II c. 28) ist hier sehr merkwürdig. Sie stimmen im Anfang überein über die Herkunft der Clotilde von einem Bruder des Königs Gundobad, Chilperich, der von diesem erschlagen wurde. Dann heißt es in den Gesta weiter: von den beiden Töchtern des Ermordeten sei die eine verbannt worden, die andere zu Hause geblieben (quarum unam seniorem mutata veste, exsilio condemnavit, juniorem domo retinuit). Nach Gregor werden beide verbannt (duas filias exsilio condemnavit). Zufällig kommt die eine den Gesandten Chlodwigs zu Gesicht; sie rühmen dem König ihre Schönheit, der sie beauftragt, um sie zu werben. Sie vollziehen das, und es findet die Vermählung statt. Während Gregor hierüber sehr kurz ist, verbreiten sich die Gesta sehr ausführlich darüber. Das geschah wohl nicht ohne Absicht. Denn auf dem Verhältniß zu Clotilde beruht nach den Gesta alles Weitere; Gregor hat davon kein Wort. Ueber die Geburt eines Sohnes, die dann folgt, stimmen die Texte fast wörtlich zusammen, dann aber schiebt Gregor (II c. 29) ein Zwiegespräch zwischen dem König und der Königin ein, durch welches der König mit den gewohnten Argumenten bewogen werden soll, das Heidenthum zu verlassen. Die Königin Clotilde erscheint sehr gelehrt. Sie spricht viel von den Abscheulichkeiten, welche Jupiter ausgeübt haben soll, selbst ein Ausdruck Virgils wird ihr in den Mund gelegt. Alles Dinge, die ihr selbst nicht zuzutrauen sind, für Chlodwig aber gewiß böhmische Dörfer waren. Es sind nur Theologumena, welche Gregor hier seinen früheren Exclamationen gegen das Heidenthum hinzufügt. Bei der Erwähnung der Pracht, mit der

die Taufe vollzogen wurde, fügt Gregor dann noch ein neues Argument hinzu. Gregor II c. 29: adornari ecclesiam velis praecepit atque cortinis, quo facilius vel hoc mysterio provocaretur ad credendum; Gesta: quomodo regis corda ad credendum compungerent. Hierauf über den Tod des Kindes stimmen beide Texte überein. Die Gesta haben: in ipsis albis transiens; Gregor: in ipsis sicut regeneratus fuerat albis obiit.

Untersuchen wir nun noch, wie sich zu diesen beiden Texten der dritte verhält sowohl bei der Brautwerbung, als hernach. In der Hist. epit. c. 18 erscheint Aurelian, den die Gesta als Gesandten Chlodwigs nannten, als Bettler. Er kommt nach Genf, wo die beiden Töchter Chilperichs sich aufhalten, findet als armer Bettler doch dadurch Zutritt bei Clotilde, daß sie ihm (mercedis causa[1]) die Füße wäscht. Dabei hat er nun Gelegenheit, mit Clotilde zu sprechen, die seinen Antrag mit Freuden aufnimmt, dem vermeinten Bettler, der ihr einen Ring Chlodwigs überreicht hat, auch von ihrer Seite einen Ring giebt und ihn nur ersucht dafür zu sorgen, daß baldigst Gesandte ankommen, welche die geheime Uebereinkunft bestätigen (obtenta ad praesens firmarent). Ganz anders die Gesta, welche die erste Begegnung des Gesandten mit Clotilde an die Schwelle einer Kirche verlegen, und bei der ersten Eröffnung des Gesandten Clotilde den Einwand aussprechen lassen, sie sei Christin und könne als solche einem Heiden, wie Chlodwig sei, nicht die Hand geben. Da erscheint es denn als eine Art von Verpflichtung zum Uebertritt, wenn Chlodwig doch auf die Verlobung eingeht. Die Gesta schreiben dem König von Burgund gleich von Anfang an große Bedenken zu. Die Hist. epit. begründet die Eile der Clotilde damit, daß man die Ankunft eines weisen Mannes, der beim Kaiser in Konstantinopel ist, nicht abwarten dürfe. Von religiösen Motiven ist in dieser Fassung nicht die Rede; Clotilde erscheint vielmehr von Anfang an mehr entschlossen und rachsüchtig. Nicht erst bei dem Beilager, wie in der Tradition der Gesta, bringt sie

1) Aus Erbarmen, für welchen Gebrauch Ducange eine Anzahl von Stellen angeführt hat.

das zugleich mit dem Christenthum zur Sprache, sondern es geschieht auf der Stelle. Chlodwig hat nichts dagegen, daß sie das burgundische Gebiet weithin verwüsten läßt, während der Wagen, auf dem sie gekommen ist, sammt allen Schätzen, von den Burgunden, zu denen jener weise Mann unterdessen zurückgekehrt war, in Beschlag genommen wird (cap. 19).

Der Unterschied der drei Traditionen liegt darin, daß Clotilde in der Hist. epit. den ihr geschehenen Antrag unverweilt annimmt. In den Gesta macht sie die Annahme desselben erst von dem Uebertritt Chlodwigs zum Christenthum abhängig. Gregor übergeht dies. Die Bekehrung zum Christenthum schreibt Gregor, wie erwähnt, dem durch die Geburt eines Sohnes veranlaßten Gespräch des Königs und der Königin, d. h. den der Königin in den Mund gelegten theologischen Argumenten zu. Die Gesta haben den genealogischen Ursprung des fränkischen Christenthums durch die Verbindung mit Burgund allein im Auge. Bei der Geburt des zweiten Sohnes, Chlodomers, werden die Worte der Gesta von Gregor wiederholt, nur etwa mit dem Unterschied, daß nach den Gesten das Leben des Knaben gerettet war: Domini praecurrente misericordia (c. 14), bei Gregor: Domino jubente.

Darin aber stimmen Gesta und Gregor überein, daß Chlodwig noch immer nicht hat bewogen werden können, Christ zu werden. Bei beiden geschieht es in der Alemannenschlacht in einem gefährlichen Augenblicke. Die Wort des Gebetes, in welchem Chlodwig seinen Uebertritt gelobt, sind dem Sinne nach dieselben, der Ausdruck zuweilen bei Gregor besser stilisirt, z. B. die Gesta haben: in quo compulsus est confiteri quod antea negaverat (c. 14 z. E.). Gregor (II, c. 30): in quo compulsus est confiteri necessitate quod antea voluntate negaverat. Gesta (c. 15): factum est ut Chlodovei exercitus nimis corrueret (cod. Camerac.: ut populus Chlodovei nimis caderet). Gregor: exercitus Chlodovei valde ad internecionem ruere coepit. Dann fahren die Gesta fort: qui subvenis in tribulatione, qui das auxilium in te sperantibus, tuum adjutorium devotus postulo. Gregor: qui dare auxilium, laborantibus victoriamque in te tribuere diceris, tuae opis gloriam devotus efflagito.

Gregor vermeidet das unschöne Wort tribulatio und flicht

zugleich die Hoffnung auf den Sieg ein, Veränderungen, die insofern nicht unwichtig sind, als sich gar nicht erklären ließe, wie der Verfasser der Gesta das bessere Latein in ein schlechteres umgesetzt hätte, wohl aber, daß Gregor tribulatio und adjutorium in ein besseres Latein zu bringen versucht war.

Das ist aber bei weitem noch nicht die Hauptabweichung. Diese liegt darin, daß die Gesta die Entscheidung von Aurelian ausgehen lassen, der die Vermählung mit Clotilde unter der erwähnten Bedingung zu Stande gebracht hatte: Domine mi rex, crede tantummodo dominum coeli, quem Domina mea Chlotildis regina (cod. Camerac.: quem regina tua) praedicat. Warum aber hat Gregor dies weggelassen? Weil er bei der Brautwerbung des Aurelian nicht gedacht und die Verpflichtung Chlodwigs, welche darin läge, seinerseits nicht angenommen hat. Auch jetzt vermeidet er sie zu erwähnen. Statt derselben bedient er sich nur der Worte compunctus in corde, welche in den Gesta fehlen. Es ist also bei ihm eine unmittelbare Einwirkung der Nothwendigkeit, was zur Annahme des Christenthums führt.

Der Einfluß Clotildens, der schon in den Gesta überwiegt, tritt in der Fassung der Hist. epit. noch unmittelbarer hervor. Nach dieser hat Clotilde dem König schon bei seinem Auszuge gegen die Alemannen das Gelübde abgenommen, daß er im Fall des Sieges Christ werden wolle (c. 21): rex, suadente regina, vovit si victoriam obtineret, efficeretur christianus. Von einer Gefahr in der Schlacht weiß die Hist. epit. nichts. Die Worte, die sie in der Schlacht dem Chlodwig in den Mund legt, sind nur eben eine Wiederholung des Gelübdes. Deum invoco quem Chlotildis regina colit; si me juvaret ut vincam hos adversarios illi ero fidelis. Diese dritte Version ist für sich die wahrscheinlichste. Die Gesta knüpfen an den Zusammenhang der über Clotilde mitgetheilten Nachrichten an. Gregor wiederholt sie, ohne jedoch diesen Zusammenhang anzunehmen. Das Ganze erscheint in der Hist. epit. am glaublichsten. Nach dieser sind übrigens die Alemannen schon neun Jahre ohne feste Wohnsitze. Auch aus dem Schreiben Theoderichs an Chlodwig erhellt, daß

es nur ein Stamm der Alemannen war, den Chlodwig bekämpfte und für den Theoderich Fürbitte einlegt.

Kommen wir aber zu dem Verhältniß der Gesta und Gregors bei dem Akte der Taufe Chlodwigs. (Gest. 15. Grg. c. II, 31). Gregor bietet auch hier einen besser stilisirten Text als die Gesta, mit denen er in der Sache übereinstimmt. In beiden fordert Clotilde den Bischof Remigius von Rheims zur Bekehrung des Königs auf. Gesta: vocavit, ut regi viam salutis praedicando ostenderet (im cod. Camerac. fehlt praedicando). Greg.: accersiri jubet, im regi verbum salutis insinuaretur. In den Gesta trägt hierauf Remigius einfach auf die Taufe an. Gregor fügt dem eine theologische Ausführung hinzu, eine Anmahnung, sich an den wahren Gott zu wenden. Auf die Ermahnung des Bischofs antwortet der König, daß er Bedenken habe wegen seines Volkes; ehe er aber noch spricht, erklärt das Volk mit lautem Zuruf, daß es die alten Götter verlasse und zu dem Gott übergehe, den Remigius verkündige: priusquam ille loqueretur, praecurrente potentia Dei omnis populus pariter acclamavit. Die Einwendung, daß das Volk seine Götter nicht verlassen wolle in den Gesta: non vult relinquere Deos suos wird bei Gregor dadurch etwas anders nuancirt, daß es heißt: non patitur relinquere — sodaß der König in seinem eigenen Entschluß dadurch gehindert werden könnte. Nach den Gesta spricht nun der König wirklich zu seinen Leuten: coepit cohortari eos; dann erfolgt sofort die Bekehrung (acclamaverunt praecurrente misericordia Dei et potentia ipsius). Bei Gregor ist die Bekehrung mehr einem Wunder ähnlich; sie erfolgt, noch ehe der König gesprochen hat. In den Gesta wird der König von dem Heere als gloriosus, bei Gregor als pius angeredet. Bei Gregor heißt es: Wir vertreiben (abjicimus) die Götter, in den Gesta: wir verlassen sie (relinquimus). Bei Gregor ist Alles ausgesprochen christlich, in den Gesta sieht man den Uebergang besser.

Der Taufakt ist im Allgemeinen derselbe. Nur heißt es in den Gesta gröblicher: Chlodwig habe dem Teufel und seiner Pracht entsagt (diabolo et pompis ejus), bei Gregor dagegen, der König habe sich von dem alten Aussatz und dem Schmutz der alten Sünden durch reines Wasser reinigen wollen, was einen

Leser des Eusebius voraussetzt. So heißt es auch Greg. V, c. 39 von der Taufe: Sufficit satis me ab originali peccato baptismo salutari semel ablutum fuisse. In der Historia epit. (c. 17) ist von Wunderbarem gar nicht die Rede, sowenig bei der Taufe als in der Schlacht, wohl aber von dem Einfluß der Königin Clotilde darauf. Den kriegerischen Ausruf des Königs bei dem Vorlesen der Erzählung von dem Leiden und Sterben Christi: „Wäre ich mit meinen Franken zugegen gewesen, so würde ich ihn gerächt haben" hat die Historia epitomata allein. Wie kommt es, daß dieser charakteristische Ausruf bei den andern fehlt? Die Hist. epit. folgte eben einer anderen Tradition.

Im Vorbeigehen möchte ich noch bemerken, daß der Text der Gesta dem Leben des heiligen Remigius von Hincmar zu Grunde liegt, wo dann besonders auffällt, daß die Legende über das von einer Taube überbrachte Fläschchen mit Salböl von Hincmar eingeschaltet worden ist. Gregor, welcher doch sonst das Wunderbare liebt, hat kein Wort davon, sowenig wie die Gesta.

Nach der Taufe folgt in den Gesta der erste burgundische Krieg, welcher dieser Schrift zufolge ohne weiteres unternommen wird (c. 16). Die beiden Brüder Godegisel und Gundobad halten zusammen, Chlodwig ist auch hier, wie überall Sieger. Die beiden Könige fliehen, Gundobad nach Avignon. Chlodwig wird durch reiche Geschenke und Versprechen eines Tributs bewogen, die Belagerung von Avignon aufzuheben.

Dieser kurze Bericht wird von Marius Aventicensis (ad a. 500), der ein Burgunder war, jedoch nicht ohne wesentliche Abweichungen, erweitert.[1]) Er weiß, daß Godegisel in politischer Verbindung mit den Franken gestanden habe. Mit Chlodwig verbunden schlägt und verjagt er Gundobad, der dann eine Zuflucht in Avignon findet. Bald aber wird Gundobad wieder stark genug, den Godegisel in Vienne zu belagern; er nimmt die Stadt ein und tödtet ihn. Dort läßt er auch viele Burgunder umbringen, die seinem Bruder anhingen, und herrscht dann über das gesammte Burgund. Diese burgundische Auffassung kehrt nun bei Gregor und in der Hist. epit. ebenfalls wieder, jedoch mit dem Unterschied, daß bei

1) Vgl. Jahn, Geschichte der Burgundionen II, S. 31.

Gregor von vornherein der Arianismus hervortritt, dessen die Hist. epit. nicht gedenkt.

Nach der Histor. epit. (c. 22) vermeint Godegisel, daß Chlodwig ein großer Schlachtenlieferer sei und wendet sich an ihn um Hülfe gegen seinen Bruder Gundobad, mit dem Versprechen, ihm Tribut zu zahlen, wenn es ihm gelinge, den Bruder zu verjagen. Das gewaltige Auftreten Chlodwigs hat indessen den Gundobad auch erschreckt, und er fordert seinen Bruder auf, ihm gegen Chlodwig beizustehen, damit nicht Burgund niedergeworfen werde, wie andere Völker (ut quod aliae gentes passae sunt, non perferamus nos).

Dieser Erzählung entspricht nun auch im Allgemeinen die gregorianische (II c. 32). Sogar das Wort dissolvere von dem zu zahlenden Tribut findet sich bei Gregor wieder; doch hat er eine Abweichung: der fränkische König soll Godegisel dazu helfen, seinen Bruder zu tödten (ut eum bello interficere aut de regno ejicere possim; in der Hist. epit.: si ejecerit Gundobadum a regno). Hauptsächlich aber: Chlodwig ist bereits im Anzug gegen Burgund und zwar zu der mit dem Godegisel verabredeten Zeit; dann erst mahnt Gundobad Godegisel auf, während in der Hist. epit. von Gundobad selbst der Krieg unternommen wird, der Macht Chlodwigs überhaupt zu widerstehen. Die Erzählung stimmt mit den Worten, welche Gundobad in der Versammlung der Bischöfe im Jahre 499 ausgesprochen hat, schlecht überein. (Collatio episcoporum coram Gundobaldo rege Burgundionum adversus Arianos Boucquet IV S. 101 D.). Denn da wird dem Chlodwig Schuld gegeben, daß er Godegisel gegen ihn aufreize (multa locutus est contra regem Francorum, quem dicebat sollicitare fratrem contra se); so daß die Initiative auf Chlodwig allein fällt, und der Zusammenhang ganz anders erscheint, als bei Gregor und in der Hist. epitom. Aber darauf kommt es hier nicht an, da es sich nur um das Verhältniß der Texte handelt. Ueber die Schlacht bei Dijon und die Flucht des Gundobad nach Avignon stimmt Gregor mit der Hist. epit. wörtlich überein.

Wenn es nun aber bei Gregor weiter heißt: Chlodwig sei gegen Avignon gezogen, mit verstärkten Kräften (auctis adhuc viribus), um Gundobad aus der Stadt zu entfernen und ihn zu tödten (ut eum de civitate extractum interimeret), so fehlt

diese letztere Intention in der Hist. epit., es heißt blos: er habe ihn aus der Stadt entfernen wollen (eum extrahi de civitate praecepit), wie das schon in der oben erwähnten Verhandlung fehlte. Man könnte zwar auch hier den Text der Hist. epit. für einen Auszug, den Text Gregors für den originalen halten, allein, wenn man die Worte vergleicht, läßt sich nach meinem Dafürhalten doch nicht bezweifeln, daß die Hist. epit. originaler ist als Gregor. Bei Gregor fordert Gundobad den guten Rath des Aridius, pavore perterritus metuebat, ne ei mors repentina succederet. Diese Motivirung fehlt in der Hist. epit., die nur erzählt, daß Aridius, den sie übrigens beide mit gleichen Worten schildern, dem König seinen Rath giebt (c. 23). Die Worte, die dann der weise Mann gegen Chlodwig äußert, stimmen bei Beiden nur im Allgemeinen zusammen. Gregor läßt ihn sagen: er werde sein gehorsamer Diener sein, der seine und der seiner Nachkommen, er gehöre ganz ihm an, ebenso die demüthigen Worte, mit denen Aridius den Rath, den er Chlodwig giebt, einleitet. Gregor liebt es, die geschichtlichen Personen redend einzuführen. Die Substanz des Rathes, den Aridius giebt, ist dieselbe, die Form etwas abweichend. Auf diesen Rath hin läßt Chlodwig bei Gregor sein Heer auf der Stelle abziehen und begnügt sich den Burgundern einen jährlichen Tribut aufzuerlegen. In der Hist. epit. gehen dem Verhandlungen voran. Gundobad versprach Alles auszuführen, was Chlodwig gefordert hat (jube Gundobadum tibi tributum solvendum et ipsum et regionem dominabis. haec injuncta a Chlodoveo Gundobadus implere promittens, Chlodoveus rediit in Franciam (c. 24).

Was dann in Hist. epit. folgt, ist nach meinem Dafürhalten verständlicher, als was wir bei Gregor lesen. Gundobad dringt durch einen Aquäduct in Vienne ein, erschlägt den Godegisel und die bei ihm befindlichen Franken und weigert sich alsdann, Chlodwig Tribut zu zahlen. Von der Flucht des Godegisel in eine arianische Kirche (Gregor II c. 34) weiß die Hist. epit. nichts. Aber bei ihr bleibt dann die Unabhängigkeit des burgundischen Reiches unangetastet. Bei der Fernhaltung aller religiösen Beziehungen könnte man auf die Vermuthung gerathen, daß die Grundlage der Hist. epit. aus Zeiten stamme, wo die religiösen Grundsätze noch nicht so

herrschend geworden waren, wie zur Zeit Gregors. Eine fernere wichtige Differenz bleibt es immer, daß die fränkischen Hülfstruppen nach der Hist. epit. (c. 23: Francos adgregatos in unam turrem ferro trucidavit) erschlagen, bei Gregor dagegen zu den Westgothen ins Exil geschickt werden, was schwer zu verstehen ist (Gregor II c. 33: Denique Franci qui apud Godegisilum erant in unam se turrim congregant. Gundobadus autem jussit, ne uni quidem ex ipsis aliquid noceretur, sed adprehensos eos Tolosae in exilium ad Alaricum regem transmisit). Wenn aber dann weiter das Aufhören der Tributzahlung bei Gregor schon vor den Sieg Gundobads über Godegisel gesetzt wird, so hat doch die Versicherung der Hist. epit. mehr Wahrscheinlichkeit, welche dies erst zum Schluß beibringt (nihil postea Chlodoveo reddere disponens). Denn darauf kam es an, daß Gundobad sich des widersetzlichen Bruders entledigte, beide Theile vereinigte und alsdann den Tribut nicht zahlte, der dem Chlodwig durch die entzweiten Brüder versprochen worden war.

Ich will in der Sache selbst nicht entscheiden; augenscheinlich ist jedoch, daß in der Hist. epit. ein Text vorliegt, welcher mit Gregor in vielen Punkten zusammentrifft, aber einen eigenthümlichen Charakter hat und kein Auszug sein kann.

Wir kommen zum westgothischen Kriege, wo wiederum der Text Gregors zu dem der Gesta in naher Verwandtschaft steht. Gregor (II c. 36) beginnt mit einer Erzählung von Bischof Quintianus von Rhodez, der in Verdacht geräth, daß er insgeheim die Herrschaft der Franken an Stelle der Westgothen wünsche, und der deshalb vertrieben wird (II, c. 36). Chlodwig entschließt sich dann, die Arianer aus dem gallischen Gebiet zu verjagen. Er zieht gegen Poitiers. Ein Theil seines Heeres kommt durch das Gebiet von Tours; ein Mann, der gegen den ausdrücklich gegebenen Befehl plündert, wird vom König niedergehauen. Als man an den durch Regengüsse angeschwellten Viennefluß gelangt, ereignet sich ein Wunder, indem auf Chlodwigs Gebet eine Hirschkuh erscheint, die dem Heere eine Furth zeigt (c. 37 S. 93 Ruinart). Bei der Annäherung an Poitiers verheißt ein dort von der Kirche des heiligen Hilarius ausgehender Lichtschein den Franken den Sieg.

In den Gesta (c. 17) ist die Legende um vieles ausführlicher als bei Gregor. Der Beschluß, Alarich anzugreifen, wird in Paris gefaßt und zwar unter Theilnahme der Königin Clotilde und nach Berathschlagung mit den vornehmsten Franken. Da wird beschlossen, dem heiligen Petrus, dem vornehmsten der Apostel, eine Kirche zu geloben, damit er im Kriege hülfreich sei, worauf dann der König, seine Streitaxt (Francisca) in die Luft werfend, dies Gelöbnis ausspricht. Auch in der folgenden Erzählung über die Sendung nach Tours, um bei dem Heiligen sich gleichsam ein Orakel über den Ausgang des bevorstehenden Unternehmens zu erbitten, findet sich bei Gregor nicht, worauf die Gesta vielen Werth legen: die Anfrage sei auf das rascheste nach Tours überbracht worden, Chlodwig habe dazu seinen besten Renner, den er sehr liebte, gebraucht: cum equo suo velocissimo, quem Rex amabat plurimum. Das Pferd war nachher in Tours zurückgehalten worden und wurde nur gegen ansehnliche Geschenke ausgeliefert, was Gregor nicht erwähnen wollte, weil es in der That etwas unziemlich lautete; er vermeidet also gleich am Anfang diese charakteristische Notiz. Die Hauptsache, daß die Sendung des Chlodwig bei der Kirche in dem Moment eintritt, als die Antiphonie: „Du hast mich mit Tapferkeit zum Kriege gerüstet" angestimmt ist, was als ein günstiger Orakelspruch betrachtet wird, ist bei beiden die nämliche. Doch sind auch an dieser Stelle die Wort der Gesta roher und vertraulicher: si tu Domine adjutor mihi es et gentem hanc incredulam tibi meis manibus tradideris, in ingressu basilicae sancti Martini dignatus esto mihi revelare, ut sciam si propitius sis famulo tuo. Gregor wiederholt die Worte bis incredulam; dann fügt er hinzu: semperque aemulam statt: tradideris sagt er: tradere decrevisti; dann: ut cognoscam, quia propitius dignaberis esse famulo tuo.

Die Worte sind besser stilisirt, das Gebet noch demüthiger.

Ein Auszug aus Gregor können die Gesta schon deshalb nicht sein, weil sie mehr enthalten, Angaben, von denen sich allenfalls erklären läßt, weshalb Gregor sie wegließ. Der Text der Gesta macht vielmehr hier, wie im Folgenden, den Eindruck, daß ihm die Priorität gebühre; sie haben mehr legendarische Einfachheit. Zuerst beim Uebergang über die Vienne, von welchem es in den Gesta (c. 17) heißt:

inundaverat enim a multitudine pluviarum deprecatusque est dominum ut ei vadum ostenderet et nocte illa ibidem fuit. Mane autem facto cerva mirae magnitudinis ante eos Domini voluntate praecedente vadum ostendit: illaque vadante populus quoque sequens vadavit. Gregor II. c. 37: intumuerat enim ab inundatione pluviarum. Cumque illa nocte Dominum deprecatus fuisset, ut ei vadum, quo transire possit, dignaretur ostendere, mane facto cerva mirae magnitudinis ante eos nutu Dei flumen ingreditur, illaque vadante, populus, quo transire posset, agnovit. Die Worte inundaverat statt intumuerat und besonders illaque vadante populus sequens vadavit statt illaque vadante populus, quo transire posset agnovit scheinen mir, ich will es bekennen, legendenmäßiger als bei Gregor. Dasselbe läßt sich von der Feuersäule sagen, die von der Kirche des heiligen Hilarius in Poitiers ausgeht und im Lager Chlodwigs erscheint. Allein die Differenz wird noch merkwürdiger dadurch, daß Gregor dem legendarischen Hergang die Worte hinzufügt: dadurch sei dem Chlodwig der Sieg über die Ketzer verkündigt worden, d. h. die Arianer, deren Widerstreit gegen die Katholiken dem Bischof von Tours unaufhörlich vor Augen schwebt. Warum sollten die Gesta diesen Zusatz weggelassen haben, wenn ihr Verfasser aus Gregor geschöpft hatte? Gregor flicht dann ein wundersames Zusammentreffen der fränkischen Truppen mit dem Abt Maxentius ein, das die Gesta nicht erwähnen, wahrscheinlich doch, weil sie es nicht kannten. Die historische Wahrheit wird darum nicht verlieren, wenn wir von allen diesen Legenden abstrahiren; sie sind nur von Werth, insofern sich daraus das Verhältniß der Texte abnehmen läßt.

Nur bei einer Nachricht müssen wir stehen bleiben, dem Aufenthalt Chlodwigs in Tours. In der Hist. epit. c. 25 findet sich davon nichts. Diese erzählt nur, Chlodwig habe die Schätze des Alarich von Toulouse nach Paris geführt und hier den Sitz seines Reiches aufgeschlagen. Von Tours und Poitiers heißt es, der König habe die Kirchen reich beschenkt: denn von den Heiligen sei er in seinem Unternehmen unterstützt worden. Darüber stimmen die Gesta überein, daß Chlodwig Paris zum Sitz seines Reiches erklärt habe, nachdem er die Schätze Alarichs von Toulouse weggeführt hatte. Aber

dazwischen flechten beide, Gesta und Gregor, nun eine ausführliche Erzählung über den Aufenthalt Chlodwigs in Tours ein. Die Gesta sprechen mehr vom Aufenthalt des Königs bei Bordeaux, von der Unterwerfung des ganzen gothischen Gebietes: die Mauern der Stadt Angoulème (Ecolosina) seien bei seiner Annäherung von selbst eingestürzt, so gnädig sei ihm Gott gewesen. Dann folgt eine sehr wunderliche Erzählung über die Auslösung des Pferdes, welches bei der früheren Gesandtschaft in Tours geblieben war; es wird erst zurückgegeben, als Chlodwig hundert und dann nochmals hundert Solidi bezahlte. Chlodwig selbst drückt sich über die Hülfe des St. Martinus ziemlich zweideutig aus: bonus est in auxilio, sed carus in negotio (carus in dem alten Sinne von quod nimio pretio emitur). Unter diesen zweifelhaften Erzählungen erscheint nun auch die Nachricht über das dem Frankenfürsten vom Kaiser Anastasius übertragene Consulat. Gregor (II, c. 37) hat die Erzählung von dem zurückgehaltenen Pferde, welche doch auf die Einwohner von Tours ein sonderbares Licht wirft, nicht aufgenommen, wohl aber den Einsturz der Mauern von Angoulème und die Uebertragung des Consulats. Dabei aber tritt die Differenz ein, daß die Gesta von einer goldenen Krone reden, welche Chlodwig auf sein Haupt gesetzt habe (corona aurea in capite suo), Gregor von einem Diadem (imponens vertici diadema). Bei beiden heißt es hierauf: tanquam Caesar et Augustus est Gregor: vocitatus, Gesta: appellatus. An die Sache selbst wird man weder in der einen noch in der anderen Form glauben dürfen.

Hätte der Verfasser der Gesta den Gregor vor sich gehabt, so würde er auch die Chlamys nicht vergessen haben, welche Gregor erwähnt, und Gregor war ohne Zweifel zu gut unterrichtet, als daß er das Vorhandensein einer goldenen Krone hätte annehmen sollen, wie die Gesta. Aber Alles ist Sage, und zwar eine solche, in welcher die Ideen von Consulat, Patriciat und Kaiserthum selbst durcheinander geworfen werden [1]). Die Nachricht vom Consulat hat man allgemein angenommen und,

---

1) Die Capitelüberschrift lautet bei Gregor in den Handschriften: De patriciatu Chlodovechi regis.

was hier vorkommt, entspricht in der That der Gewohnheit der byzantinischen Kaiser, hohe Würden durch Codicill zu verleihen. Warum sollte es nicht auch für Anastasius möglich erscheinen? Auch ließe sich bei Anastasius, wie mir scheint, für eine solche Annäherung ein Motiv auffinden. Sein Verhältniß zu Theoderich war doch nicht immer ungetrübt. Im Jahre 508 wird von einem maritimen Anfall der Griechen auf Tarent berichtet, welcher freilich unglücklich ablief [1]).

Da wäre es denn allerdings möglich, daß Anastasius eben in dieser Zeit im Gegensatz zu Theoderich an eine Verbindung mit dem Frankenkönig gedacht und diesem selbst consularische Ehren ertheilt hätte. Daß die byzantinischen Würden auch nominell solchen übertragen wurden, welche von ihrem faktischen Besitz ausgeschlossen waren, unterliegt keinem Zweifel. Das Consulat durch Codicill konnte keineswegs dem eigentlichen Consulat, wie es noch fortbestand, Concurrenz machen. Wenn Chlodwigs Name nicht in der Reihe der Consuln erscheint, so erklärt es sich daraus, daß ihm unter jenen Conjuncturen nur der Titel verliehen wurde; die Verleihung des Titels aber wurde als Uebertragung des Patriciats und selbst der höchsten Gewalt aufgefaßt.

Für die Geschichte Chlodwigs ist es unerläßlich, nun auch noch von den gräßlichen Mordthaten zu reden, durch welche er nach Gregor seine Verwandten zu Grunde gerichtet hat. Sie erscheinen auch in den anderen Texten, jedoch mit Abweichungen von einigem Belang.

Die Ermordung Ragnachars erzählen Gregor (II c. 42) und Gesta (c. 18) ziemlich mit denselben Worten. Doch ist ein charakteristischer Unterschied. In den Gesta wird Chlodwig von den Unterthanen Ragnachars aufgefordert, sie zu befreien, Gesta c. 18: Franci, qui cum eo erant, consentiebant Chlodoveo commoventes eum contra Ragnacharium. Bei Gregor (II c. 42) dagegen geht Alles von Chlodwig aus, welcher den Unterthanen Ragnachars Geschenke giebt, ut super eum inimicarentur (andere Lesart: invitaretur). Bei Gregor ist Alles eine von Chlodwig

1) Auch Sipontum wurde von demselben betroffen. Cassiodor, Var. II, 37: urbis Sipontinae negotiatores hostium se asserunt depopulatione vastatos, vergl. Garollo S. 145.

selbst angesponnene Verrätherei, während er sich in den Gesta der Verrätherei, die ihm angeboten wird, bedient.

Wie über die Ermordung Ragnachars mit den Gesta, so stimmt Gregor im Bericht über die Sigiberts (II c. 40) mit der Hist. epit. nicht überein. Von jener Gesandtschaft an den Sohn Sigiberts, durch welche ihn Chlodwig zur Ermordung seines Vaters reizt, steht nichts in der letzteren. Die Hist. epit. c. 26 meldet dagegen, daß Theoderich, der Sohn Chlodwigs, bei einer Fahrt auf der Schelde den Sohn Sigiberts für sich gewonnen habe, sodaß Chlodwig selbst an dem Tode Sigiberts ohne Schuld gewesen wäre. Dagegen wird der Tod des Sohnes Sigiberts der Hinterlist Chlodwigs zugeschrieben.

Kurz wird in der Hist. epit. c. 27 auch der Tod des Chararich erwähnt, jedoch nur mit wenigen Worten, ohne alle Motive. Die Einzelheiten der Erzählung, eigentlich die schlimmsten, die von Chlodwig aufbewahrt sind, beruhen allein auf dem Zeugnisse Gregors.

Auch über die letzten Worte, mit denen diese Scenen schließen, besteht doch eine nicht zu übersehende Verschiedenheit zwischen Gregor und der Hist. epit. In dieser wird von Chlodwig berichtet (c. 8): studiose tractavit, ut nullus de suis parentibus superesset nisi de suo semine, qui regnaret; so wird bei Gregor die Abscheulichkeit noch bei weitem überboten durch die Erzählung, Chlodwig habe die Franken alle zusammenkommen lassen und sich beklagt, daß er keine Verwandten mehr habe, aber das habe er nur gethan, um zu veranlassen, daß, wenn einer sich gemeldet hätte, dieser ebenfalls ermordet würde (II, c. 42). Hier überhaupt trägt Gregors Bericht den Charakter der Sage, der wir auch die poetischen Züge verdanken.

Es läßt sich doch nimmermehr denken, daß der Text Gregors in der Hist. epit. zu Grunde gelegen habe und etwa gemildert wäre. Ich halte die Einzelheiten der Erzählung für unabhängig von einander, während die Autoren die Hauptsachen mit denselben Worten berichten. Ich glaube drei verschiedene Abwandlungen der Erzählung zu erkennen, die erste bei den Gesta, welche sich nur auf die Gewinnung von Camaracum bezieht, die andere im Text der Hist. epit., die die Ermordung Sigiberts und die Erwerbung der ripuarischen Gebiete hinzufügt,

die dritte bei Gregor, welche beide Erzählungen, die in den Gesta sowohl als die in der Hist. epit. zum Nachtheil Chlodwigs umgestaltet und die Grundlage aller späteren Erzählungen geworden ist.

Ich halte jedoch inne: denn zu sicheren historischen Ergebnissen zu gelangen kann doch hier meine Absicht nicht sein. Ich wollte nur das Verhältniß der Texte nachweisen. Auch im Folgenden stimmen sie meistens zusammen, haben aber auch zuweilen sehr charakteristische Abweichungen. Es wird genügen, einige derselben hervorzuheben.

Die Gesta, welche überhaupt bei der Königin Clotilde zu verweilen lieben, gedenken derselben mit besonderer Wärme bei dem schrecklichen Ereigniß, der Ermordung der Söhne Chlodomers durch Childebert und Chlotar. Es hat mehr innere Wahrheit, wenn die Gesta c. 24 sagen: Illa (Chrothildis) vero prae nimio dolore et amaritudine cordis cum lacrymis ait: Satis undique me angustiae comprimunt. Si regnare non debent, quid mihi eos prodest nutrisse? Melius est illis mori quam tonderi. Gregor (III, 18): At illa exterrita nuntio et nimium felle commota, . . . amaritudine praeventa, ignorans in ipso dolore quid diceret, ait simpliciter: Satius enim mihi est si ad regnum non eriguntur, mortuos eos videre quam tonsos. Die bezeichnenden Worte: quid mihi eos prodest nutrisse fehlen bei Gregor ganz.

Wenn man die Texte einfach zusammenstellt, so scheint es mir unleugbar, daß die Gesta eine originale Auffassung in schlichten Worten enthalten, die bei Gregor vorliegende verräth überall eine zweite Hand. Gregor hatte eine weit umfassendere Absicht als der Verfasser der Gesta. Sein Augenmerk war die Gesammtgeschichte der Gallo-Römer, geistliche und weltliche, in der Epoche des Einbruchs der Franken. Die Gesta haben nur die Ereignisse des Königshauses selbst zu ihrem Gegenstand.

Die Gesta setzen dann die Geschichte der Könige weiter fort. Besonders beschäftigen sie sich mit Chlotar, den beiden Frauen desselben, die Schwestern waren, seinem Kampfe mit seinem Sohn Chramnus, seinem Tode und dem Streit der Nachfolger, Chilperichs und Sigiberts. Alles das erscheint nun auch

in dem Gregorianischen Texte, selbst in den Worten sehr übereinstimmend; Gregor hat aber einige Zusätze und Abweichungen, die doch nicht zu übersehen sind.

Wie es gekommen sei, daß Chlotar zwei Schwestern zu gleicher Zeit zu Frauen gehabt, darüber flicht Gregor ein zugleich romantisches und witziges Histörchen ein (IV c. 3), das in den Gesta fehlt. Bei dem Kampf gegen Chramnus nennen die Gesta den Fürsten der Britannier, zu dem Chramnus im Kampf mit seinem Vater seine Zuflucht nahm rex (c. 28), Gregor bezeichnet ihn als comes. Von dem erzählt dann Gregor (IV c. 20), er habe dem Chramnus in Vorschlag gebracht, den Vater zu überfallen, was dieser ablehnt. Auch nach dem weiteren Wortlaut eine offenbare Einschaltung. Wie sollte aber der Verfasser der Gesta, der kein Feind des Chramnus ist, es weggelassen haben, wenn er es gelesen hätte.

Die beiden Texte erwähnen ferner die Vermählung Sigiberts mit Brunhilde in sehr gleichartigen Ausdrücken und legen Werth auf den Uebertritt Brunhildes vom arianischen zum katholischen Bekenntniß. Die Gesta (c. 31) haben einfach: in nomine Sanctae Trinitatis. Gregor, der Bischof von Tours dagegen betont dem Standpunkt der Zeit gemäß die beata in unitate trinitas (IV c. 27). Das aber war damals der vornehmste dogmatische Streitpunkt. Denn eben darauf kam es an, wie man sich die Einheit in der Dreifaltigkeit denken sollte.

Man greift gleichsam mit Händen, daß von den beiden Texten, welche die Geschichte erzählen, demjenigen, welcher die Erzählung einfach mittheilt, die Priorität vor dem andern gebührt, welcher dem Berichte das Siegel der dogmatischen Rechtgläubigkeit aufdrückt.

Ich will es nun nicht versuchen, die Art und Weise, wie der gregorianische Text zu Stande gekommen ist, auseinanderzusetzen. Es genügt mir die Verschiedenheiten der beiden Texte Gesta und Gregor nachgewiesen zu haben. Der letztere ist überall stilisirter und doch klerikaler, predigerhafter als der erste. Aber er bietet auch eine Anzahl der merkwürdigsten Zusätze dar, welche zuweilen der fränkischen Sage angehören.

Wer mir bisher gefolgt ist, wird mir seine Aufmerk-

samkeit nicht versagen, wenn ich über das Verhältniß der sogenannten Historia epitomata zu Gregor einige Bemerkungen hinzufüge. Die Selbständigkeit der Hist. epit. ergiebt sich auch aus der Erscheinung, welche Childerich in der Nacht seiner Vermählung mit Basina gehabt haben soll (c. 12). Er sah die verschiedenen Generationen seiner Nachkommenschaft; die erste Generation als Löwen, Einhorn, Leoparden, die zweite wie Bären, Wölfe, endlich Hunde und kleinere Thiere, wodurch die abnehmende Kraft des Königthums gut symbolisirt wird. Daran knüpfen sich dann die Alemannenschlacht ohne Gefahr einer Niederlage (c. 21), bei der Taufe der charakteristische Ausruf des Chlodwig, wie wir denn auch anderer für die Sinnesweise bezeichnender Besonderheiten dieses Autors gedacht haben z. B. beim Burgunder- und Sachsenkrieg. Vielleicht die merkwürdigste bietet der Bericht über die Kämpfe zwischen Sigibert und Chilperich, die dem Tode Sigiberts vorangingen, dar. Diese Begebenheiten sind für das Frankenreich überhaupt, namentlich auch das Verhältniß von Austrien und Neustrien entscheidend gewesen, so daß man durch die Sache selbst aufgefordert wird, dabei zu verweilen. Alles beruht auf dem Tode Chariberts, von dessen Gebiet im südlichen Frankreich ein großer Theil an den König Sigibert von Austrasien gefallen, ein anderer seiner Gemahlin Brunhilde vorbehalten war. Chilperich wollte es dem Bruder nicht lassen. Ein wüthender Krieg entbrannte, welcher hauptsächlich es ist, durch den Gregor zu seinem Werke veranlaßt wurde. Der furor regum mit allen seinen Gewaltsamkeiten gegen Klerus und Klöster, wie er in der ersten Vorrede erwähnt und in der Vorrede zum fünften Buche weiter ausführt, brach los. Da tritt nun ein bedeutender Unterschied ein. Gregor und die Gesta, die wieder untereinander mancherlei Verschiedenheiten darbieten, stimmen doch darin überein, daß sie den Anfang in einen Ueberfall des Chlodwig, des jüngsten Sohnes von Chilperich, in Bordeaux setzen (Gesta c. 36). Tours und Poitiers waren nämlich durch Vertrag an Sigebert überwiesen, mußten aber, da der Sohn Chilperichs sie eingenommen hatte, demselben entrissen werden, was in Folge eines Vertrages zwischen Guntram und Sigibert vollzogen wurde (Gregor IV c. 46). Darauf begab sich der jüngere Sohn Chilperichs nach Bordeaux

und hielt hier in aller Ruhe Hof, als er plötzlich von einem Anführer Sigiberts, von Sigulf, überfallen wurde (Gregor IV c. 48). Wie ein aufgescheuchtes Wild wurde er gejagt (quem fugientem quasi labentem cervum fugans insequebantur Gregor, quem fugientem quasi fugientem cervum insequebatur Gesta), gelangte aber zu seinem Vater, der, wie die Gesta sagen, bereits in Paris war (qui vix ad patrem labens Parisios pervenit).

Von der schiedsrichterlichen Entscheidung Guntrams, wonach Bordeaux in die Hände der Brunhilde gelangen sollte, spricht keiner der beiden Texte, aber die Erzählung in der Hist. epit. stimmt mehr damit überein, wenn sie die Besitznahme von Bordeaux durch Chlodwig, den jüngeren Sohn Chilperichs, als eine Usurpation ansieht. Er wird darin durch den Führer Sigiberts, den Dux Sigulf gestört und verjagt (c. 69: Chlodoveus, filius Chilperici, Burdegalam pervadit. A Sigulfo duce superatus fugaciter ad patrem redit). Um dies zu rächen, greift Chilperich die zu dem Reich Sigiberts gehörigen Städte Poitiers und Tours an und schlägt das Heer Sigiberts, als dessen Führer ebenfalls Sigulf genannt wird (Hist. epit. c. 70). Zum Kriege zwischen den beiden Brüdern kommt es deshalb noch nicht. Chilperich giebt die von ihm in Besitz genommenen Städte einfach heraus. Er rüstet zwar das Jahr darauf, allein ein förmlicher Vertrag wird zwischen ihnen geschlossen, welcher zugleich ein gegen den dritten Bruder Guntram gerichtetes Bündniß ist, der nun von den beiden anderen seines Reiches beraubt werden soll (Hist. epit. c. 71). Die Stellen werden angegeben, bis zu welchen Sigibert von der einen, Chilperich von der anderen Seite vordringt. Man sollte nun einen Ausbruch des Krieges erwarten, aber ein Stillstand wird geschlossen und darauf eine definitive Abkunft. Die Kirche wird bezeichnet, in welcher Sigibert und Chilperich dem Guntram schwören, den Frieden halten zu wollen. Die Lage ist also diese, daß der Friede durch Chilperichs Invasion gestört, hiedurch die Macht Sigiberts in Bewegung gesetzt worden ist. Die Austrasier hatten erwartet, gegen die Neustrier ins Feld geschickt zu werden. Dadurch, daß Sigibert sich mit Chilperich gegen Guntram verbindet, wird das Vorhaben verhindert, und es ist nun wohl zu erklären, daß die Austrasier darüber mißvergnügt sind. Sie wollen nicht nach Hause gehen,

ohne Beute davongetragen zu haben. Gegen Guntram wollen sie nicht angehen, da ihm ein durch einen Eidschwur bekräftigter, sicherer Friede gewährt worden ist, wohl aber gegen Chilperich. Der vermag ihnen nun keinen Widerstand entgegenzusetzen, da sein Heer schon auseinandergegangen ist. Sigibert jagt ihn vor sich her und nimmt Paris ein. Da tritt ihm der heilige Germanus mit einer warnenden Prophezeihung entgegen, auf welche aber Sigibert nichts giebt. Er bleibt dabei, Chilperich stürzen zu wollen. In Vitry unterwerfen sich ihm alle Neustrier, da aber wird er durch die Hinterlist der Fredegunde ermordet. Der Zusammenhang der Erzählung ist, daß die Austrasier, aufgebracht durch die vorgefallenen Gewaltthätigkeiten, mit der Abkunft ihres Königs mit Chilperich nicht zufrieden, ihn zum Kriege gegen denselben antrieben; denn sie wollen immer mit Beute und nach Waffenthaten zurückkehren. Sie nöthigten ihn gegen Chilperich heranzuziehen, der jetzt bei seinem Volke wenig Beistand findet, das sich vielmehr seiner Herrschaft entzieht. Ganz anders bei Gregor, der überhaupt jenen Angriff auf Bordeaux als einen willkürlichen Angriff Sigiberts betrachtet. Der ältere Sohn Chilperichs, Theodebert wendet sich gegen die Städte Sigiberts, Poitiers und Tours, besiegt dessen Führer, der jedoch ein anderer ist, als der frühere und verhängt die äußerste Verwüstung über diese Gebiete, worüber Gregor in die bittersten Exclamationen geräth. Die größten Verschiedenheiten treten aber nun erst ein. Nach Gregor (IV c. 50) ruft Sigibert überrheinische Völker herbei, um Chilperich anzugreifen; dieser verbindet sich hingegen mit Guntram, der aber wird durch die Drohungen Sigiberts genöthigt, auf dessen Seite zu treten. Chilperich geht darauf zurück, bei Chalons treffen Sigibert und Chilperich zusammen. Chilperich will es zu einer Schlacht nicht kommen lassen, weil damit die Sicherheit des ganzen Reiches gefährdet werden würde, und entschließt sich die in Besitz genommenen Städte herauszugeben. Ich halte jeden Versuch, diese beiden Erzählungen zu vereinbaren, für eine vergebliche Mühe. Es sind zwei verschiedene Traditionen, die einander berühren, aber zugleich einander widersprechen.

Bei Gregor liegt der besondere Nachdruck auf den Gewaltthätigkeiten, welche die rheinischen Völker Sigiberts in der Um-

gegend um Paris ausgeübt haben. Er berichtet, sie seien mit der von Sigibert getroffenen Abkunft nicht zufrieden gewesen; aber dieser Fürst habe sie mit seiner Strenge zu zügeln gewußt (c. 50). Die Differenz liegt darin, daß die Austrasier nach der Hist. epit. schon vor dem Kampfe mit Chilperich, nach Gregor, nach demselben, nach jener, weil sie unzufrieden waren mit dem unter den drei Königen zu Gunsten des burgundischen abgeschlossenen Vertrage, bei Gregor wegen des Austrages mit Chilperich, der doch eigentlich sehr zu Gunsten Sigiberts war, sich empörten. Hierauf beginnt bei Gregor (IV, 50. 51) eine neue Unternehmung Chilperichs, der mit Guntram jenen doch nur einseitigen Vertrag schloß und darauf in die austrasischen Gebiete eindringt. Sigibert ruft die überrheinischen Völker von Neuem herbei und dringt bis Paris vor. Eine Abtheilung seiner Truppen wird nach dem südlichen Gallien geschickt, wo Theodebert, der Sohn König Chilperichs, noch eine ansehnliche Macht besitzt, er wird aber von den Truppen Sigiberts geschlagen. Guntram verträgt sich mit Sigibert, und Chilperich weiß nun weiter keine Rettung, als sich nach dem festen Tournay zu begeben. Die Erzählung Gregors beruht auf einer originalen Tradition, hat aber, wie bei ihm gewöhnlich, einen legendarischen Bestandtheil. Auch hier spielt die Einwirkung des heiligen Martin eine entscheidende Rolle. Die Mahnung, welche der heilige Germanus an Sigibert gerichtet haben soll, erscheint in beiden Ueberlieferungen, ebenso der Uebertritt der Neustrier zu Sigibert bei Vitry, welcher zu der Ermordung Sigiberts durch Fredegunde führt. Ueber die Ermordung hat die Hist. epit. nur eine allgemeine Notiz, Gregor aber eine mehr ausgearbeitete Nachricht. Aus den verschiedenen Traditionen eine eng zusammenhängende Erzählung zu bilden, ist nach meinem Dafürhalten unmöglich.

Wirft man einen Rückblick auf diese Erörterungen, so ist ihr Resultat, daß wir in den Gesta und der Historia epitomata des Fredegar zwei Schriften vor uns haben, die weit entfernt bloße Auszüge zu sein, vielmehr eigenthümliche Gesichtspunkte verrathen. Die Gesta sind vor allen Dingen genealogisch-klerikal, der fredegarische Text hat eine freiere Auffassung. Er ist darin der Chronik Fredegars, deren Werth Jedermann anerkennt, homogen. Neben diesen beiden Texten

erscheint Gregor mit alle den mit seiner Würde und Stellung zusammenhängenden Ansichten theologischer, klerikaler und politischer Natur. Diese geben seinem Werke eine eigenthümliche Farbe, bieten aber auch Veranlassung dar, seine exakte Richtigkeit zu bezweifeln. Ich fürchte nicht, dem ehrwürdigen Bischof von Tours mit meinen Bemerkungen Unrecht zu thun; von Jugend auf habe ich mich an seinen Erzählungen erfreut. Sie haben den Reiz von Denkwürdigkeiten; es sind nur eben solche, die nicht etwa ein Kriegsmann oder Staatsmann, sondern die ein Bischof mitten in den politischen und kirchlichen Kämpfen, an denen er Theil nahm, hinterlassen hat. Er erzählt vortrefflich; selbst da, wo er der geistlichen Controversen gedenkt, z. B. bei jenem Bekehrungsversuch eines Juden (VI c. 5), der ein Geschäftsmann des König Chilperich war, und welcher scheiterte, obwohl der König selbst dabei das Wort nahm; man kann ihn nicht weglegen, ohne ihn bis zu Ende gelesen zu haben. Was er über seine persönlichen Verhältnisse zu den Königen, denen er nahe stand, mittheilt, ist sehr unterrichtend.

Als sich Augustin Thierry mit der Geschichte der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts beschäftigte und die Dissonanzen der in demselben wirksamen Kräfte erwog, pries er es als ein glückliches Zusammentreffen, daß gerade hier ein Geschichtschreiber vorliege, der bei voller Erkenntniß der Dinge auch vollkommen geeignet gewesen sei, sie darzustellen. Er urtheilt, daß es bis auf Froissard keinen französischen Autor gegeben habe, der es verstanden hätte, so gut zu erzählen und die Persönlichkeiten gleichsam in Relief vor unseren Augen vorüberzuführen, wie Gregor von Tours.

Ueber seine Art und Kunst will ich noch eine andere Bemerkung hinzufügen. Schon bei Eusebius läßt sich bemerken, daß die Bücher des alten Testaments, die er kannte und vervielfältigte, auch für die Form seiner Darstellung maßgebend wurden. Mit der Religion veränderten sich auch die Gesichtspunkte der Cultur. Genesis und Exodus beherrschten den Gesichtskreis der Welt, Herodot wurde vergessen. Was nun unter den Griechen geschehen, wiederholte sich, nachdem das alte Testament in zwei verschiedenen Uebersetzungen nach Gallien gedrungen war, auch in der lateinischen Welt. Das Geschichtswerk des Gregor

bietet ein durchschlagendes Beispiel hievon dar. Gregor hat den Pentateuch und die anderen historischen Bücher des alten Testamentes studiert. Er ahmt sie zuweilen wörtlich nach, wozu auch die theologisch-legendarische Beschaffenheit des Stoffes, der ihm vorlag, einlud. Dieser Ton selbst giebt dem Werke eine gewisse Einheit und dadurch anziehende Kraft. Gregor ist unter den Lateinern der erste, der diesen Ton anschlug, und ist dadurch für die folgende Zeit das Muster geworden. Wollte man die Epoche des Ueberganges der alten Weltanschauung in die christliche im Allgemeinen angeben, so möchte die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts als dafür entscheidend zu bezeichnen sein. Am meisten hat Gregor selbst hierzu beigetragen.

Aber die Parteistellung und das Uebertriebene seiner religiösen Ansichten läßt doch nicht zu, daß man ihm unbedingten Glauben schenke; sie fordern die Kritik heraus.

Meine Absicht bei dem vorliegenden Aufsatz war hauptsächlich, Einsprache gegen die Alleinherrschaft zu thun, welche Gregor in den geschichtlichen Darstellungen der Ereignisse seiner Zeit einnimmt. Zugleich durfte ich nicht verabsäumen, die Auffassung der fränkischen Geschichte, die ich vorgetragen habe, näher zu begründen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Ranke, Leopold <<von>>,

Weltgeschichte

Bd.: 4. Theil

1883